

Abu Rayan

Sei in der Welt wie ein Fremder

Autobiographischer Roman

Text- und Umschlaggestaltung:

Abu Rayan

2025

www.tauhid.net

*Du wurdest mit Flügeln geboren.
Warum ziehst du es vor,
durchs Leben zu kriechen?*

Jalaludin Rumi

Das Buch beschreibt wahre Begebenheiten
soweit ich sie noch in Erinnerung habe
und ist all jenen gewidmet, die mir
auf meinem Weg geholfen haben.

Prolog

*Seid in dieser Welt wie ein Fremder
oder wie jemand auf der Durchreise.*

Sahih al-Buchari

Schon mal was von Biniha gehört? Wahrscheinlich nicht! Biniha ist ein kleines Dorf am Golf von Tomini auf der Insel Sulawesi in Indonesien. So unbekannt und unbedeutend das Kaff ist, mittlerweile kommen erstaunlich viele Fremde vorbei und bleiben für ein paar Nächte. Das liegt daran, dass wir hier ein kleines Hotel aufgemacht haben und dieses gerne als Zwischenstopp von durchreisenden Ausländern genutzt wird. Ich finde das sehr passend! Denn ich bin selber ein Fremder und fühle mich ebenfalls nach wie vor wie auf der Durchreise.



Haben sich die meisten Gäste überhaupt mal Gedanken gemacht, warum sie reisen? Was lässt einen Zeit und Geld investieren, um von Paris oder Berlin um die halbe Welt nach Biniha zu fahren?

Es gibt einige rationale Gründe, die man aufführen könnte: Auf Reisen lässt mal den Alltag hinter sich und lernt neue Dinge und Menschen kennen. Man lässt sich mal verwöhnen, sieht Schönes, erlebt Abenteuer, testet Grenzen aus, erweitert den Horizont, verbringt intensive Momente mit Familie oder Freunden und kann nicht zuletzt mit coolen Selfies angeben.

Aber nicht nur das. Reisen ist etwas, was in unseren Genen verankert ist. Nomadisches Leben als Jäger, Sammler und Hirte hat die Menschheit geprägt, und nicht stundenlanges Sitzen im Büro. Es liegt in unserer Natur, unterwegs zu sein, und deswegen ist es so erfüllend.

Man könnte sogar argumentieren, dass es noch tiefer geht. Unser wahres Selbst ist in Wirklichkeit jenseits von Zeit und Raum und jeglicher Begrenzung. Ein Festhalten an materiellen Dingen ist daher wie ein Gefängnis für unsere Seele. Wenn die Seele sich aller Anhaftungen und Verantwortungen entledigen und sich frei ihrem Sein hingeben kann, dann empfindet sie Glück. Und den Anhaftungen und Verpflichtungen entkommt man am besten auf Reisen.

Aber beim heutigen Reisen fehlt in dieser Hinsicht etwas Fundamentales: das Loslassen! Mit Geld und Smartphone in der Tasche vertraut man sich nicht wirklich dem Sein an, sondern immer noch dem Haben. Man springt von einer Insel zur anderen und von einem Hotel zum nächsten. Selbst wer seine Reise nicht minutiös durchplant und sich noch Raum für spontane Entscheidungen lässt, verpasst doch etwas Grundlegendes: das sich Anvertrauen aufs Schicksal. Man verpasst die Erfahrung, dass man seinen

Lebensunterhalt unterwegs bekommen wird, wie auch ein Vogel sein Körnchen findet. Ein fremdes Land als Tourist bereisen, oder in ihm das tägliche Brot erhalten, sind zwei sehr verschiedene Dinge! Die Erfahrungen werden elementar anders sein und auch die mentale und psychische Verfassung. Solange man seinen Lebensunterhalt noch aus Deutschland bezieht, ist man dort quasi angeleint und angehaftet. Und so lang die Leine auch sein mag, irgendwann wird sie einen wieder zurückziehen.

Von daher ist es nicht verwunderlich, warum viele Gäste fragen: „Was hat dich nach Indonesien verschlagen?“ Was sie wirklich wissen wollen ist natürlich nicht, was es Tolles in Biniha gibt, wofür ich mein Leben in Deutschland aufgegeben habe, sondern gemeinhin (und oft unbewusst) die Frage: Wie hast du es geschafft loszulassen? Wie hast du den Absprung geschafft?

Die meisten Gäste ahnen gar nicht, wie spirituell und tiefgründig ihre Frage war, und dass man Stunden und Tage aufwenden könnte, um sie richtig zu beantworten. Da aber natürlich nicht jeder meine ganze Lebensgeschichte hören oder über die religiös-philosophischen Überlegungen aufgeklärt werden möchte, die meinen Entscheidungen zugrunde lagen, ist es besser, auf ein Buch verweisen zu können, sodass Leute, die mehr Details wollen, es selber nachlesen können. Ja genau, das Buch, das Sie gerade in Händen halten!

Was viele leicht verstehen oder sogar nachempfinden können ist, dass ich in Deutschland nicht glücklich war und mich immer schon fremd und

fehl am Platze fühlte. Dass ich deswegen gerne reiste, versteht sich fast von selbst. Nach dem Abi reiste ich 1986 das erste Mal nach Thailand, Malaysia und Indonesien. Eine andere Welt, und natürlich war man auch hier ein Fremder. Aber auf Reisen fühlt sich das Fremdsein normal an, während bei meiner Rückkehr sich das „normale deutsche Leben“ noch fremder anfühlte als vorher.

Bis zum Abi hatte ich mir eigentlich nie viele Gedanken gemacht, was danach kommt. Denn das war irgendwie vorgegeben: Als Akademikerkind studiert man! Als es jedoch dann soweit war und ich eine Entscheidung treffen musste, in was ich denn nun Jahre meines Lebens investieren wollte, eine Entscheidung, die vielleicht sogar mein ganzes restliches Leben bestimmen würde, stand die Frage auf einmal klar vor mir: Was will ich wirklich aus meinem Leben machen? Was erhoffe ich mir?

Und ich hatte keine Antwort! Ich wusste nur eines: Das „normale deutsche Leben“ wollte ich nicht! Etwas lief falsch in der Gesellschaft, und deswegen auch in meinem eigenen Leben. Furchtbar falsch! Aber was genau war es?

Die Umweltzerstörung war eines der klar ersichtlichen Symptome. Warum zerstörte die Menschheit das, woher sie kam, die Mutter Erde, und damit letztendlich sich selbst? Es erschien mir kein technisches Problem zu sein, dass man einfach dadurch löst, indem man keine Kohle und Atomkraft benutzt und stattdessen „grüne Technologien“. Es ging viel tiefer!

Ich wurde etwas depressiv zu dieser Zeit und litt unter Ekzemen, eine Krankheit, die viele Ursachen hat, die aber oft primär psychosomatisch bedingt ist. Ein Doktor verschrieb mir Kortikoid und Cortison und das Ekzem verschwand für eine Zeit, nur um nach einer kurzen Weile wieder aufzutauchen. Ich fing an zu verstehen, dass wir Menschen nicht einfach nur eine biologische Maschine sind, mit der man zum Mechaniker gehen und sie reparieren lassen kann, sondern dass wir eine Seele haben.

Ein Freund von mir gab mir ein Buch von einem Heilpraktiker, in dem gesagt wurde, dass eine Krankheit nicht ein Feind ist, den wir bekämpfen müssen, sondern im Gegenteil ein Freund, der uns den Weg weist. Wir wären wie Sterne auf einer Bahn und hätten spirituelle Lektionen zu lernen. Wenn wir die Bahn verließen und unsere Lektionen nicht freiwillig lernen wollten, würden wir Reibung erfahren in Form von Krankheit und anderen Schicksalsschlägen, die uns helfen würden, die Lektionen trotzdem zu lernen und uns auf unsere Bahn zurück zu bringen. Die Existenz hatte also einen Sinn und ein Ziel, und war nicht bloß Zufall und kosmisches Roulettespiel.

Das Buch war sehr inspirierend, und danach verschlang ich etliche Bücher über Esoterik und Religion. Ich fing wieder an, an Gott zu glauben, nachdem ich im Alter von sieben Jahren meinen Glauben an den Nagel gehangen hatte.

Während der Zeit meines „spirituellen Erwachens“ fing ich verschiedene Ausbildungen an, nur um sie gewöhnlich nach zwei oder drei Monaten abzubrechen, denn mir fehlte jegliche Motivation und ich fühlte mich

wie in ein Korsett geschnürt. Nach jedem Abbruch verreiste ich wieder für mehrere Monate, um Luft zu schnappen. Natürlich waren meine Eltern alles andere als erfreut und machten das auch schließlich unmissverständlich klar: „Das ist die letzte Ausbildung, die wir dir finanzieren! Wenn du noch einmal abbrichst, dann war es das! Dann musst du selber deinen Weg finden!“

Heilpraktiker war das letzte, was ich versuchte. Aber wiederum ich hatte das Gefühl, mit dieser Ausbildung in einer Zwangsjacke zu stecken. Nach drei Monaten brach ich deswegen erneut ab und schlug mich von da an mit Gelegenheitsjob durchs Leben, wie z.B. in einem Lager eines Kaufhauses Etiketten auf Produkte zu kleben. Dann ging ich auf Montage und fing an, Kranschienen in Hochregallagern zu verlegen. Ein gut bezahlter Drecksjob! Man war unterwegs, das gefiel mir. Aber ansonsten war es so ziemlich genau das Gegenteil aller meiner hehren Ideale, denn die Reisen gingen diesmal nicht an einen tropischen Traumstrand sondern die Industriegebiete Deutschlands.

Mein Gott, was hatte man dieser Erde angetan? Und ich als Täter mittendrin in dieser Verwüstung mit meinem Pressluftbohrer in der Hand!

Dies waren die dunkelsten Stunden meines Lebens. Doch das Licht war nah...

Reinigendes Feuer

*Stop complaining, said the farmer,
who told you a calf to be?
Why don't you have wings to fly with
like the swallow so proud and free?*

Donovan, On a Waggon

Es war vier Uhr morgens im Dezember 1990, als ich die Firma erreichte. Auf dem Parkplatz vor dem Backsteingebäude stand bereits der blaue Lieferwagen, auf dem in großer Schrift „Kranschienenbefestigungs-GmbH“ geschrieben stand. Meine drei belgischen Kollegen waren gerade dabei, noch ein paar Teile aus der Werkstatt in den Wagen zu laden. Peter, mein Vorarbeiter, warf mir ein gähnendes Guten Morgen entgegen und sagte: „Du fährst mit mir im Opel! Nach Frankfurt müssen wir heute.“

Ich stieg mit Peter in das Auto, während es sich meine beiden anderen Kollegen in dem Lieferwagen gemütlich machten. Der Mann auf dem Beifahrersitz kuschelte sich in seine Jacke, lehnte den Kopf gegen den Sitz und schien schon eingeschlafen zu sein, bevor der Wagen losgefahren war. Schweigend glitten wir über die Autobahn.

„Du hast es gut“, sagte Peter unvermittelt, „dass du als Student hier arbeitest. Haste wenigstens immer mal zwei Wochen frei zwischendurch! Ich hab´ ja wieder überhaupt keine Lust heute Morgen!“

„Nee, ich auch nicht!“ brummte ich, während ich in die Nacht hinausschaute, in der man hier und dort ein

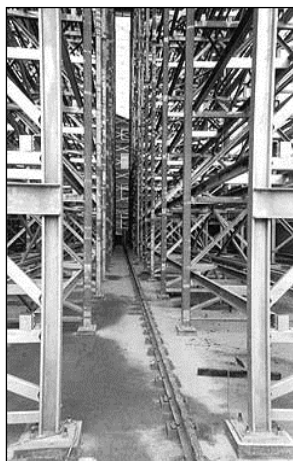
paar Straßenlaternen wahrnehmen konnte. „Ich kann auch nicht verstehen, wie du diesen Job so lange machen kannst!“

„In Belgien gibt’s nicht so viel Arbeit“, gab Peter etwas resigniert zurück. Eine schwache Alkoholfahne kam zu mir herübergeweht.

Ein bleigrauer Himmel empfing uns in Frankfurt. Andere Montageteams waren bereits an der Baustelle, und man hörte es allerorten hämmern und bohren. Mit dem Teleskoparm eines riesigen Baukranes wurden die Teile der 40m hohen Regale zu den Männern gebracht, die in luftiger Höhe die Eisenstangen montierten. Andere Arbeiter waren dabei, Sprinkleranlagen zu installieren, und wieder andere schraubten an den gewaltigen Spezialkränen herum, die später computergesteuert die Regale mit Produkten wie Hundefutter, Fernsehern oder Rasierschaum füllen sollten. Zwischen den Regalen gab es acht Gassen, und in jeder von ihnen stand so ein Monstrum von Kran, für das wir die Schienen legten. Die Gassen waren über hundert Meter lang. Regenwasser stand in Pfützen auf dem Betonboden, den wir nun vermaßen und auf dem wir die Punkte einzeichneten, wo später die Bohrungen stattfinden sollten.

„Nimmst du den Böhler?“ fragte Peter.

„Mach ich!“ erwiderte ich und stapfte zum Lieferwagen, um den Pressluftbohrer herbeizuschleppen. Dann schloss ich die dicken Schläuche an den Kompressor an, schaltete ihn ein, stülpte mir den Ohrenschutz über und fing an loszuhämmern.



Alle 70cm mussten jeweils zwei Löcher gebohrt werden, die Peter vorher mit der Hilti markiert hatte, damit der Böhler einen Ansatz fand. Staub und Beton spritzten durch die Gegend. Ein höllischer Krach dröhnte durch das Lager. Solange der Bohrer nur auf Beton traf, grub er sich in den Boden wie in Butter. Aber sobald er auf die Eisen des Stahlbetons traf, fing er an zu hüpfen und klemmte sich hin und wieder auch mal fest, so dass ich alle meine Kraft aufwenden musste, um ihn wieder loszubekommen. Nach zwanzig Minuten waren die Finger bereits verkrampft, und ich begann trotz der dezemberlichen Kälte zu schwitzen. Irgendwann wurde ich schließlich von einem meiner Kollegen abgelöst, und schraubte nun die Eisenplatten zusammen, auf die später die Schienen montiert werden sollten.

Ich starrte ins Nichts. Hinter diesem Nichts verbarg sich die weiße Decke meines Hotelzimmers, in dem ich auf meinem Bett lag und vor mich hin grübelte.

Draußen heulte ein kalter Wind und ließ die ohnehin nicht besonders freundliche Atmosphäre des karg eingerichteten Zimmers noch melancholischer wirken. Düstere Gedanken jagten durch meinen Kopf, und ich fragte mich, wie ich eigentlich dazu kam, diese Sklavenarbeit zu machen. Meine Heilpraktiker Ausbildung brach ich ab, weil sie meinen Idealen nicht genügte, und jetzt bröselte ich mich bereits seit einem Jahr mit irgendwelchen Jobs durchs Leben!

Ich starrte weiter ins Nichts und dachte an meine 29m2 große Parterrewohnung, meine Zelle, in der ich hauste; in der ich malte, las und Musik hörte, oder meine Kumpels empfing, die auch nicht so recht wussten, was sie eigentlich von diesem seltsamen Leben erwarteten. Sicherlich kein trautes Familienglück mit Eigenheim und Sportschau!

War es nicht die Angst, die mich zu diesem Leben zwang? Diese Angst, vor dem Nichts zu stehen, wenn ich nicht weiter dem schnöden Mammon hinterherlief?

Ich wälzte mich auf die Seite und griff zu der Bibel, die die Gideons hier für die Gäste ausgelegt hatten. Meiner Stimmung gemäß blätterte ich in der Johannesoffenbarung und las von den Zornschaalen Gottes, die die Engel über der Erde ausgossen. Ich las vom Meer und den Flüssen, die vergiftet wurden; von der Sonne, der Macht gegeben wurde, die Menschen zu versengen mit großer Hitze; und von den Geschwüren, die die Menschen bekamen. Ich musste unweigerlich an Tankerunglücke, Ozonloch und Krebs denken und daran, dass die Apokalypse bereits in vollem Gange war, während ich noch fleißig meine Schienen verlegte. Ich hörte einen meiner Kollegen nebenan lachen und

guckte kurz aus dem Fenster. Aber da war nur finsterste Nacht, und so las ich weiter.

Blut haben sie vergossen und Blut hast Du ihnen zu trinken gegeben, sie sind es wert...die zu vernichten, die die Erde vernichtet haben...den Feiglingen aber und den Ungläubigen und allen Lügner ist ihr Teil in dem See, der von Feuer und Schwefel brennt, und dies ist der zweite Tod.

Ich schloss die Augen.

Ich sah einen Weg. An seinen Rändern standen Feuersäulen, der Boden war mit glühenden Kohlen bedeckt, einen Himmel gab es nicht. Und diesen Weg musste ich gehen. Ganz allein, bis an sein letztes Ende, wo mich ein Engel mit kühlendem Wasser empfangen und alle Qual für immer enden würde. Sollte ich mich weigern, diesen Weg zu gehen, oder vor Angst und Pein zurückschrecken, würden die Flammen ewig über mir zusammenschlagen und selbst mein Schrei würde sich als Flamme gegen mich richten, mich verschlingen und doch immer wieder ausspeien.

Mir stand plötzlich eine Angst vor Augen, die weit größer war als die Angst, als Bettler oder Hungerleider auf der Straße zu stehen! Es war die Angst, schuldig zu sein und dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden!

Die Menschheit war dabei, den Planeten zu zerstören! Die Menschheit steuerte auf den Abgrund zu! Und ich rannte mit den Lemmingsen mit in die Selbstvernichtung! Gut, ich konnte die Erde wohl nicht retten, aber vielleicht konnte ich eins tun: nicht länger mitmachen! Nicht länger alles kaputtarbeiten! Buße tun, und nicht länger einen Kniefall vor dem Goldenen

Kalb machen! Früher oder später würde es mit dem ganzen Geld sowieso nichts mehr zu kaufen geben! Und ich konnte mir jetzt noch länger eins vormachen und mir in die Tasche lügen, warum ich bei dem allgemeinen Wahnsinn mitgemacht hatte, aber Gott würde mich eines Tages richten! Und jede faule Ausrede würde dann keinen Bestand mehr haben!

Ich öffnete noch einmal die Bibel und las wie zur Bestätigung:

...und sie taten nicht Buße, dass sie abließen vom Werke ihrer Hände, dass sie Gott die Ehre gegeben hätten! ...wenn jemand mit mir gehen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren.

In diesem Moment wurde mir klar, dass ich hier nichts mehr verloren hatte. Dass ich aber meiner Angst ins Auge zu blicken und die Strohhalme und vermeintlichen Sicherheiten loszulassen hatte, und mich einer Führung anvertrauen musste, die mich auch nach meinem Tode noch leitete.

Schnee

*Es gibt gegen diese Krankheit (Melancholie)
nichts Besseres als die Luftveränderung, als auf
und ab zu wandern, wie die Zalmohenser-
Tataren, die in Horden leben und die
Gelegenheit nutzen, die Zeit, Ort und
Jahreszeiten bieten.*

*Robert Burton, Die Anatomie der
Melancholie*

Ich schlief noch eine Nacht über meine Entscheidung, sagte dann am nächsten Morgen meinem erstaunten Vorarbeiter Lebewohl, nahm mein restliches Geld und meinen kleinen Rucksack, und machte mich auf den Weg zum Bahnhof. Die Schlüssel zu meiner Wohnung sendete ich einem Freund und bat ihn, die Wohnung für mich aufzulösen.

Mein Geld reichte für ein Ticket nach Lyon, aber mein Ziel war Spanien. Ich sah mich schon im Geist als Bettler auf Barcelonas Straßen und als ein sich kasteiender und büßender Mönch in einer wüstenhaften Gegend.

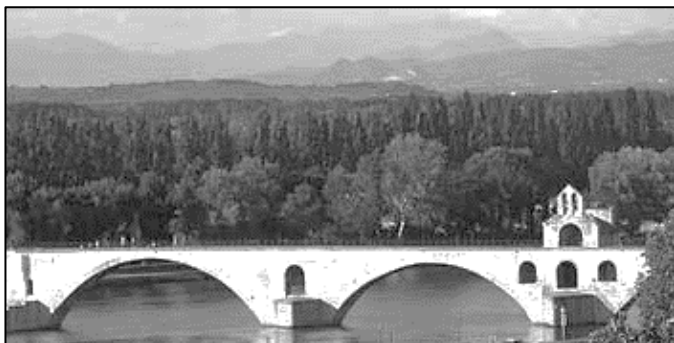
Es war Nacht, als ich Lyon erreichte, und es war kalt. Ich ging Richtung Süden und überquerte bald die Rhône, auf der sich glitzernd die Lichter von Häusern und Raffinerien spiegelten. Als meine Beine immer schwerer wurden, stellte sich die Frage, wo ich vor der Kälte geschützt die Nacht verbringen könnte. Als ich schließlich das Hinweisschild eines Krankenhauses entdeckte, erinnerte ich mich an meine Zeit als Pflegeschüler und wusste die Antwort. Unbemerkt

gelang ich in den Duschaum einer Personalumkleide, verbrachte dort eine unbequeme, aber warme Nacht, und wurde erst vom Lärm der Frühschicht wieder geweckt. Der Himmel sah bleiern aus, und es wehte ein scharfer Wind. Doch es tat gut zu laufen, es befreite. Und da es zu kalt war für längere Pausen, schaffte ich an diesem Tag über fünfzig Kilometer. Nachts fand ich in einer Fabrikhalle Unterschlupf und Plastikfolie, mit der ich mich notdürftig zudeckte. Aber es wurde bald zu kalt. Fröstelnd stand ich auf und machte mich auf die Suche nach einem neuen Pennplatz. Dabei geriet ich in den geheizten Pausenraum der Fabrik und kuschelte mich dort eng an die Heizung. Bis nach ein paar kurzen Stunden Schlaf das Licht anging, die Nachtschicht eintrudelte und ihre Butterbrote auspackte. Die Männer warfen mir stumm und kauend Blicke zu und guckten nur verständnislos, als ich meine Sachen zusammenkramte, ihnen kurz zuwinkte und das Weite suchte.

Ausgeschlafen war ich nicht und es war noch kälter geworden. Und dann fing es im ersten Morgengrauen auch noch an zu schneien! So schnell wie meine Schuhe durchgeweicht waren, war auch meine Stimmung unter null gesunken. Stundenlang stapfte ich mit nassen Füßen durch den Schneematsch, bis sich zur Mittagszeit schließlich wieder ein Krankenhaus zeigte, und ich es in einen vermeintlich geschützten Winkel einer Umkleide schaffte. Aber es dauerte nicht lange, bis ich eine verängstigte Frauenstimme hörte: "Il y a quelqu'un!" Doch war ich zu müde und übelgelaunt um aufzustehen und stellte mich schlafend. Nach ein paar Minuten näherte sich eine Männerstimme. Ein stämmiger bärtiger Pfleger, umringt von neugierigen Schwestern,

forderte mich auf, mich zu erheben. Ich versuchte zu erklären, dass ich Schutz vor der Kälte gesucht hätte, und hatte Glück. Eine gutherzige hübsche Schwester nahm mich mit auf ihre Station, bereitete mir einen heißen Tee und gab mir etwas zu essen. Die Scham, als Bedürftiger so einer hübschen Frau gegenüberzustehen, verschwand bald, und ich genoss es, bemuttert zu werden. Doch leider hielt das warme Gefühl nicht lange an. Die Schuhe waren immer noch nass, bleiben konnte ich nicht, und es schneite nach wie vor unablässig. Ich hatte jetzt von der Wanderei genug und versuchte mein Glück an der nahen Autobahn, wo ich bereits nach fünf Minuten einen Lift bis kurz vor Avignon erwischte. Hier lag Gott sei Dank kein Schnee mehr, doch hatte sich bei mir inzwischen ein Dauerfrösteln eingestellt, von dem ich nicht so genau wusste, ob es mehr psychischer oder mehr physischer Natur war. Die Ungewissheit und die Kälte, in die ich hineinsteuerte, ließen mich die Welt trostloser denn je erscheinen. Das Leben war nur noch eine einzige Bürde, und so schleppte ich mich schwerbeladen dahin, obwohl mein Rucksack nur klein war.

Kurz hinter der Pont d'Avignon hielt ein kleiner Lieferwagen, ohne dass ich getrampt hätte. In der rostzerfressenen Klapperkiste saßen ein Zigeuner und ein Monster von einem Hund, und auf dem Armaturenbrett breitete eine kleine Plastikstatue der Jungfrau Maria einladend ihre Arme aus. Der Zigeuner winkte nur und ich stieg wortlos ein. Es ging über einsame Landstraßen. Bei Sonnenuntergang war im Südwesten eine Bergkette zu sehen, von der ich fälschlicherweise annahm, es wären die Pyrenäen.



„Willst du mit zu meiner Familie?“ fragte der Zigeuner, während er sich eine Gauloise in den Mund steckte und auch mir eine anbot.

„Ja, vielleicht“, krächzte ich hinterm Zigarettenqualm hervor, „wo wohnt denn deine Familie?“

Es gab keine eindeutige Antwort, aber am Abend eine Einladung zum Essen und das Angebot einer Decke. Auf einem Parkplatz rüstete der Zigeuner für die Nacht. Doch mir war nicht recht wohl dabei: Die Enge des Wagens, der große Hund und das Gefühl, der Mann wäre schwul! Und so sagte ich ihm, ich wollte lieber weiter und hoffte dabei, den Zigeuner nicht in seiner Ehre zu kränken, schließlich hatte der mich zu seiner Familie eingeladen. Der Zigeuner schien auch ein wenig beleidigt und nickte nur. Ich wartete noch eine peinliche Minute lang und hoffte dabei, dass der Mann auf das Angebot mit der Decke zurückkäme. Aber der kramte wortlos in seinem Wagen herum, und nur die Kälte ermunterte mich, noch einmal nachzufragen.

Die Nacht verbrachte ich dann in einem Treppenhaus, auf der vordersten Kante einer Stufe

sitzend und trotz der Decke immer wieder vor Kälte aufwachend. Wahrscheinlich wäre es doch besser gewesen dazubleiben. Es war ja kein einsamer Parkplatz gewesen, und hatte mich Maria nicht willkommen geheißen?

Es stellte sich dann heraus, dass ich doch vom Kurs abgekommen war und die Berge nicht die Pyrenäen waren. Aber bis Montpellier lief das Trampen ganz gut und dort fand sich auch wieder ein Krankenhaus, diesmal sogar mit einem Bad voll heißen Wassers. Fast eine Stunde lang lag ich in der Wanne und ließ genüsslich immer wieder heißes Wasser nachlaufen, bis mich schließlich ein ungeduldiges Klopfen an der Tür erinnerte, dass es auch noch andere Leute gab, die baden wollten.

Später setzte ich mich in einen Patientenaufenthaltsraum und guckte TV. Zwar war ich der einzige, der ohne Bademantel oder Verband dort saß, aber die allgemeine Aufmerksamkeit war sowieso der Glotze zugewandt. Ein Junge mit einem fürchterlich entstellten Gesicht setzte sich neben mich und bot mir Bonbons an. Wie wir so ins Gespräch kamen, beichtete ich, dass ich gar kein Patient wäre und mich hier nur aufwärmte, woraufhin mich der Junge in sein Zimmer führte und meinte, das andere Bett wäre frei, da könnte ich ruhig schlafen. Doch schon wieder hielt mich die Angst davor zurück, die helfende Hand des Schicksals zu ergreifen, und ich schlief lieber in einer ruhigen Ecke des Treppenhauses. Dennoch hatte der Junge mir etwas Kraft gegeben. Man war eben nicht der einzige Leidende auf diesem Planeten! Wie schnell vergaß man das!

Weißer Tauben

*Atum taucht aus den chaotischen Wassern
von Nun auf, das Licht erscheint.*

*Ra-Atum, dessen Symbol der Skarabäus ist,
leitet einen neuen Schöpfungszyklus ein.*

*Dieser Aspekt des Sonnengottes wird Chepri,
der Werdende genannt.*

Kosmogonie von Heliopolis

Nach längerer Warterei an der Autobahn wurde ich schließlich von einem englischen Gitarristen mitgenommen, der mit Frau und Kind auf dem Weg nach Toulouse war und sich dort mit seiner Band treffen wollte.

„Where you off to?“ fragte er und bot mir Kekse und Zigaretten an.

„To Spain!“ Futterte ich drauf los.

„You've money?“

„No.“

„You speak some Spanish?“

„No.“

Gute Musik dröhnte aus den Lautsprechern, während wir gemütlich nach Süden schaukelten, und ich hatte seit Langem noch einmal gute Laune. Spanien war bereits in Sicht! Als ich schließlich ausstieg, drückte mir die Frau mit einem gutmütigen Lächeln die halbvolle Kekspackung in die Hand. „Good luck!“, riefen die beiden noch, und ein paar Minuten später stellte ich

fest, dass die Frau unbemerkt 200 Francs in die Kekspackung geschmuggelt hatte! Mir war selten so warm ums Herz gewesen, und ich fühlte, dass ich mich wieder auf dem aufsteigenden Ast befand, denn die Angst wich allmählich einem Vertrauen ins Schicksal.

Die Gegend und das Wetter waren inzwischen freundlicher geworden, obwohl die Nächte nach wie vor sehr kalt waren und meine Beine arg strapaziert von der ungewohnten Anstrengung. Nur langsam ging es nach Barcelona. Dort setzte ich mich an eine Uferpromenade und betrachtete die Unendlichkeit des Meeres. Man konnte von hier den Stadtteil erkennen, in dem demnächst die Olympischen Spiele stattfinden sollten. Monströse Betonskelette schoben sich dort als ästhetischer Alptraum bis ans Ufer.

Es war zu kalt zum Schlafen, trotz sämtlicher gewaschener und ungewaschener Hemden und Socken, und die Müdigkeit zermürbte mich. Ein paar Meter weiter war gerade ein Penner damit beschäftigt, ein kleines Feuer mit einer Zeitung zu entfachen, um sich dann auf den aufgewärmten Stein zu legen. Der Mann trug ein T-Shirt und besaß nur dünne Mokassins. Schlotternd fragte ich mich, wie der Mann das aushalten konnte, und ich schlich mich zu ihm, um ihm ein Geldstück in seinen zerknüllten Hut zu werfen. Als ich mir dabei das zerfurchte rußige Gesicht und den stoppeligen fleckigen Bart betrachtete, erwachte der Mann und ich war erstaunt. Die meisten Menschen wären wohl erschrocken hochgefahren, wenn in einer solchen Gegend neben ihnen ein Fremder herumhantierte. Aber der Penner guckte mich nur mit den friedlichsten Augen an, die man sich denken

konnte, lächelte mich kurz an und war im nächsten Moment auch schon wieder eingeschlafen, wie jemand, der schon länger nichts mehr zu verlieren hat und keine Angst und kein Misstrauen mehr kennt.

Trampend und zu Fuß setzte ich meinen Weg gen Süden fort und erreichte irgendwann eine kleine Ortschaft, wo ich es mir auf der Veranda eines offensichtlich nur in den Sommermonaten bewohnten Hauses bequem machte. Ich war bereits etwas heruntergekommen, und hatte Ausschlag am Hals und dreckige Klamotten. Während ich meinen trüben Gedanken nachhing, kam unversehens ein Marokkaner in meinem Alter den Strand entlang, sah mich und fragte auf Französisch nach dem Woher und dem Wohin.

„Komm mit zu meinen Freunden“, sagte er nach einer Weile, „es ist zu kalt hier.“

Ein paar Straßen weiter stand ein Rohbau, an dem wohl schon länger nicht mehr weitergebaut wurde. Ein kleines Zimmer war mit Pappe und Plastikfolie regendicht gemacht worden, drei Marokkaner saßen drin und grüßten freundlich. Es waren Tagelöhner, die manchmal auf den nahen Orangenplantagen Arbeit fanden und ein vorläufiges Visum erhalten hatten. Ich fühlte mich sofort heimisch. Dicht gedrängt schliefen wir zu fünft auf zwei nebeneinandergelegten Matratzen, und ich schämte mich meines Ausschlages und meiner Kleidung. Gerührt war ich, dass mir schmutzigem Landstreicher so viel Wärme entgegengebracht wurde!

Zwei Tage später lag Valencia vor mir, und dann war es soweit: Mein Geld ging aus! Von meinen letzten Peseten kaufte ich noch ein kleines Weißbrot. Eine karge Ration! Doch eine Hoffnung blieb: Ich hatte meinen Eltern geschrieben, dass ich auf dem Weg nach Valencia wäre und hoffte nun innigst, dass sie mir ein versprochenes Weihnachtsgeschenk dorthin schickten.

Kurz vor meiner Flucht aus Frankfurt hatte ich einige Auseinandersetzungen mit ihnen gehabt. Neben meinen Kassandraruhen („Die Welt geht kaputt und Ihr seid mitschuld!“) hatte ich ihnen vor allem vorgeworfen, dass sie meinem Bruder ein ganzes Studium finanzierten, mich aber in meinen Bestrebungen, alternative Wege zu finden, nicht unterstützten. Dieses Gerede über Ausbildung und gesicherte Existenz im Angesicht der globalen Katastrophen fände ich lächerlich. Sie sollten mir lieber die gleichen Chancen einräumen wie meinem Bruder und mich frei über das Geld verfügen lassen, statt mich zu zwingen (!), eine Ausbildung zu machen oder Schienen zu verlegen. Meine angestaute Wut auf die allgemeine Lage (die wohl in Wirklichkeit mehr eine Wut über die eigene Unfähigkeit war, einen anderen Weg zu finden) entlud sich bei unseren Diskussionen derart heftig, dass meine Eltern allmählich um meine geistige Gesundheit fürchteten und mir schließlich immerhin einen Urlaub gönnen wollten: „Damit der Seewind Dir Deine trüben Gedanken aus dem Kopf blasen kann“.

Nun, jetzt war ich ja am Meer! Und wenn ich Geld gebrauchen konnte, dann jetzt! Soweit sollten meine Eltern ja wohl denken können!

Aber das Postamt hatte wegen eines Feiertages geschlossen, und so musste ich mich noch einen Tag hungrig gedulden. Innerlich wusste ich, dass mir das Geld wahrscheinlich gar nicht gut täte und nur etwas Entscheidendes und Unvermeidliches unnötig hinausschieben würde. Aber das Vertrauen ins Geld war eben immer noch größer als das Vertrauen zu Gott!

Als ich am Morgen durch die bunte Einkaufspassage trottete, redete mich auf einmal ein in einem langen abgeschabten Ledermantel gehüllter Bettler auf Englisch an: „Haste nicht was Kleingeld für ´nen alten Mann?“

„Sorry, habe selber nichts! Aber ich bin auf dem Weg zum Postamt. Wenn ich dort was vorfinde, lade ich dich zum Frühstück ein.“

Der Bettler nickte stumm und hob die Hand salutierend zum Gruße.

Auf der Post wartete ein Telegramm auf mich: „Briefe dauern 9 Tage Stop Wohnung noch da Stop Komm erst mal zurück Stop Deine Eltern.“

Ich kam wieder an dem Bettler vorbei, setzte mich zu ihm und brauchte nicht viel zu sagen. Der Alte fragte, ob ich hungrig wäre, und als ich bejahte, winkte er mir mitzukommen. Wir gingen ins nächste Café, und ich bekam große Augen, als mir der Bettler Croissants und Milchkaffee auftischte!

Den halben Tag verbrachte ich dann damit, meinem Gastgeber bei seinem „Job“ zuzuschauen. Der wusste wirklich, wen er zu fragen hatte und was er zu sagen hatte! Ein echter Künstler! Die Leute lächelten und

waren großzügig. Das meiste Geld ging dann allerdings für Vino Tinto drauf, und der Alte grölte immer mehr herum, was nicht gerade geschäftsfördernd war. Er betrieb es dann auch nur noch aus der guten Laune heraus, wie jemand, der Spaß an seinem Beruf hat.

Ein Kumpel von ihm brachte mich später zu einem sympathisch aussehenden Flötenspieler, einem Portugiesen namens Alberto, der leidlich englisch sprach. Der forderte mich auf, Geld einzusammeln, während er weiter Flöte spielte.

Und so pumpte ich zum ersten Mal in meinem Leben fremde Leute um Geld an! Später erprobte ich sogar mein Können auf der Flöte, brachte aber fast nur nervtötenden Krach hervor. Immerhin reichte es, um auf sich aufmerksam zu machen. In der vorweihnachtlichen Hektik hörte sowieso kaum jemand richtig hin.

Später spazierten wir durch die malerische Altstadt Valencias mit ihren vielen Kirchen, romantischen Plätzen und engen Gassen, setzten uns in eine billige Pinte und bestellten Bier und Tapas¹. Dann schleppte Alberto noch eine Schaumstoffmatratze vom Sperrmüll ab, blieb irgendwann vor einem mächtigen alten Mietshaus stehen, guckte sich nach rechts und links um und öffnete dann die schwere Türe. Wir kamen in ein düsteres Treppenhaus, und ich erkannte sofort am Geruch, dass dieses Haus offensichtlich schon länger nicht mehr bewohnt wurde. Wir betraten eine Wohnung im Erdgeschoss und gesellten uns zu zwei

¹ Kleine Kostproben von allem möglichen, die zu Bier oder Wein gereicht werden.

Spaniern, die dort bei Kerzenschein in einem kleinen Zimmer saßen und gerade einen Joint rauchten. Alberto legte mir die Matratze in einen gemütlichen Winkel. „Mach’s dir bequem.“ fordert er mich auf, was ich mir nicht zweimal sagen ließ.

Das Haus hatte über zwanzig Wohnungen auf vier Stockwerken und stand, wie so viele Häuser in Valencia, leer: zu baufällig, um bewohnt zu werden, zu teuer um renoviert zu werden, aber denkmalgeschützt, also langsam verfallend. Alberto hatte das Schloss vor ein paar Tagen geknackt und auch schon mit dem wohl ganz netten Besitzer gesprochen, der zufällig vorbeikam und scheinbar nichts dagegen hatte, illegale Mieter zu beherbergen, solange kein Unfug geschähe. Was dann aber später doch der Fall sein sollte, weil das Haus wie ein Magnet immer mehr buntgewürfelte Leute anzog.

Ich wählte am nächsten Tag ein Zimmer im dritten Stock, mit Marmorfußboden und riesigen Fenstern und baute mir mit Hilfe von Sperrmüll ein Bett und einen Schreibtisch. Bald bekam ich einen Kanadier als Nachbarn, dem in Valencia das Geld ausgegangen war, und den Alberto genau wie mich hier anschleppte. Alberto zeigte uns den Comedor „Casa grande“, eine karitative Essensstelle, in der täglich über 400 Menschen gespeist wurden, die alle von den resoluten Nonnen angehalten wurden, ihr Gebet zu sprechen, bevor das Essen ausgeteilt wurde. Eine einzigartige Versammlung: Trunkenbolde, Landstreicher, Heimatlose, Faulenzer, Ausländer, Drogensüchtige und andere soziale Problemfälle, viele nette, aber leider

zumeist kaputte, stumpfe oder verblödete Gesichter. Mein Stammtisch für die nächste Zeit!

Ich übte mich als Bettelmönch! Es hatte mich einige Überwindung gekostet, mich das erste Mal mit einem Schuhkarton in die Fußgängerpassage zu setzen und die Scham zu ertragen. Aber ich saß gerade mal zehn Sekunden, als schon ein 1000 Peseten-Schein² in den Karton flog und ich nur noch den Rücken eines Mannes ausmachte, der sich hastig in der Menge verkrümelte. Der spontane Gedanke kam auf, vom Schicksal dafür belohnt worden zu sein, dass ich mich gedemütigt und vor den anderen erniedrigt hatte!

Mit der Zeit verlor sich allerdings das unangenehme Gefühl, angestarrt, verachtet, ignoriert, bemitleidet oder gar gehasst zu werden. Am Anfang konnte ich nur beschämt zu Boden gucken, aber dann öffneten sich mir langsam die Augen! Einmal nur ruhig dastehen und die ganze Geschäftigkeit betrachten! Ein Stein sein, an dem der Fluss der Menschen vorbeispült!

Da waren die alten Damen, die fünf Minuten brauchten um einen Duro³ hervorzukramen; der feine Yuppie, der in seiner Eiligkeit doch noch die Zeit fand, eine Münze zu spendieren; junge Mädchen, die mir verschämt oder lächelnd etwas zusteckten; Hausfrauen auf dem Weg zum Einkauf; ernste Herren, die mir besorgte oder strenge Blicke zuwarfen ... und das Gefühl des Mitleids drehte sich um!

² damals ca. 7,-Euro

³ 5 Pesetenstück

Ich trauerte um die Menschen, die sich selber so fremd zu sein schienen; die aneinander vorbeirannten, sich so nah und doch so fern waren und in einer Art Dornröschenschlaf gefangen schienen, so lebendig wie aufgezogenes Kinderspielzeug! Früher hatte ich oft ein Gefühl des Hasses für die Masse Mensch empfunden, die in ihrer Geschäftigkeit den Planeten niedertrampelte. Aber da ich nun selber nicht mehr mitrannte, und so meinen Hass gegen mich selber eingestellt hatte, konnte ich wieder die einzelnen Gesichter erkennen und die Krankheit, die sie befallen hatte. Und ich hatte das merkwürdige, aber sichere Gefühl, mit meinem Nichtstun etwas Gutes zu tun! Denn da waren Leute, die stehen blieben, etwas anderes sahen als sich selbst und ihr eigenes Interesse, und ihr Uhrwerk vorübergehend zum Stillstand brachten!

Auf einem Flohmarkt, auf dem auch Alberto samstags Ramsch verkaufte, fand ich Plakafarbe, Pinsel und alte Stiefel in meiner Größe, die ich dem gutmütigen Alten auf 300 Peseten herunterhandeln konnte. Ich kaufte mir noch große Papierbögen, setzte mich dann auf die Straße und fing an zu malen. Neben mich stellte ich ein Töpfchen und legte Kleingeld hinein, um den Sinn klarzumachen: Spenden willkommen! Das brachte zwar weniger Geld als das Betteln, aber ich saß nun an einem schönen Platz direkt an der Kathedrale, dem Plaza de la Virgen, an dem Hunderte weiße Tauben lebten. Manchmal kam eine Polizeistreife vorbei, die mich dann meist mit einem Blick aufforderte zu

verschwinden. Oder ein Bekannter tauchte mit einem Joint auf, einem Bier oder mit Calimucho⁴.

Einmal kam eine Frau vorbei und versuchte, sich mit mir zu unterhalten. Aber für ein richtiges Gespräch reichte mein Spanisch natürlich noch nicht. Immerhin verstand ich, dass sie selber malte und dass ihr meine Bilder gefielen. Und plötzlich lagen 5000 Peseten in meinem Töpfchen! Jetzt konnte ich mir in einem Künstlergeschäft besondere Farben kaufen, die man selber mit Klebstoff und Wasser anrühren musste und brillante Effekte ergaben.



Schon bald hatte sich mein Zimmer zu einem kleinen Atelier entwickelt. Euphorisch schrieb ich meinen Eltern, ich könnte jetzt vom Bildermalen leben und haute mächtig auf die Pauke. „Der Fuchs sorgt für sich selbst, aber für den Löwen sorgt Gott⁵“, und andere schneidige Sprüche ließ ich los, so froh war ich, wieder Boden unter die Füße bekommen zu haben!

⁴ span.: wärmt viel. Wein, gemischt mit Limo oder Cola

⁵ W.Blake

Das Haus hatte sich binnen einer Woche bereits ordentlich gefüllt. Drei Schwarze aus Ghana waren als blinde Passagiere angekommen und gaben sich als Südafrikaner aus, um Asyl zu bekommen. Man hörte ständig Bob Marley und Burning Spear aus ihrem kleinen fensterlosen Zimmer tönen, und da ich ihr direkter Nachbar war, verbrachte ich einige Zeit mit ihnen. Irgendwo hatte ich einen ganz schönen Respekt vor ihrer Lebenserfahrung, denn sie waren durch ihr Leben in Afrika gestählt und hatten den dekadenten Europäern einiges voraus. Nur ihr Heroin-Business gefiel mir nicht sonderlich, denn es war "dead money"! Aber was sollte ich schon sagen, wo ich doch selber ab und zu mitrauchte? Ihre Klamotten und sie selber waren immer penibel sauber, denn ihre Devise war: „You can't have luck when you're dirty!"

Dann gab es noch ein mit Marokkanern und Algeriern gefülltes Zimmer; zwei deutsche Mädels, die sich immer witzig schminkten und sich dann in irgendeiner Pose auf der Straße verharnten, und so die Leute zum Stehen bleiben und Geldspenden animierten; und immer mehr Spanier, Portugiesen, Franzosen, Italiener, Holländer... Nach einem Monat verlor ich den Überblick. Abends wurde im Innenhof meist ein Lagerfeuer entfacht, gekocht, gekifft, gesoffen und gesungen, und dank der verschiedenen Nationalitäten fand ein wüstes Kauderwelschen statt.

Eines Tages geschah's. Im ersten Stock wurde jemand mit zerschnittener Kehle aufgefunden. Das ganze Zimmer war blutbeschmiert und strömte diesen eigenartigen Geruch aus. Unklar blieb, ob es Selbstmord oder Mord gewesen war. Große Polizeiaktionen fanden

seltsamerweise nicht statt, keine Verhöre, das Haus blieb ungeräumt. Die Stimmung war für kurze Zeit etwas gedrückt, aber niemand schien den Mann überhaupt gekannt zu haben.

Als ich wieder einmal auf der Straße stand und die Hand aufhielt, kamen drei nach Studenten aussehende Leute vorbei, musterten mich und fragten, wie viel ich denn mit der Bettelei so verdiente. Ich wich aus und meinte, das könnte man schwer sagen, das wäre unterschiedlich.

„Sprichst du Fremdsprachen?“

„Deutsch, Englisch und Französisch.“

„Keine Lust, in einer Galerie zu arbeiten und Bilder zu verkaufen? Da verdienst du monatlich 150.000 Pts!“

Ich wusste auch nicht so genau, warum ich dieses phantastische Angebot ausschlug. Vielleicht, weil ich mir ein wenig wie auf dem Sklavenmarkt vorkam, wo die Käufer mich als Ware musterten. Oder weil ich instinktiv spürte: „Das ist eine Versuchung, die dich vom rechten Weg abbringen soll!“ Jedenfalls sagte ich ihnen wie aus der Pistole geschossen: „Ich male selber, und wenn ich Bilder verkaufe, dann meine eigenen!“

Die drei guckten verdutzt aus der Wäsche, zuckten dann mit den Schultern und zogen weiter ihres Weges. Mir tat es im nächsten Moment schon wieder leid. Vielleicht wäre das eine gute Gelegenheit für alles Mögliche gewesen, gerade wo ich ja selber malte! Ein Geschenk des Schicksals! Aber ich beruhigte mich bald wieder und glaubte, die richtige Entscheidung getroffen

zu haben. Im Moment war meine Philosophie eher die: Weniger ist mehr.

In dem Haus fanden nun doch Kontrollen statt. Ein paar Leute wanderten in Untersuchungshaft; mir traten die Polizisten die Zimmertüre ein (obwohl die gar nicht verschlossen war!), und stürmten meine Bude. Als sie jedoch mein hübsches Atelier sahen und meinen deutschen Ausweis, verschwanden sie wieder kommentarlos.

Es wurde allmählich immer chaotischer und es wurde geklaut. Mir fehlte nie etwas, aber was besaß ich schon außer Farben und Pinseln? Meine Türe war immer offen.

Die Feuerstelle war inzwischen von den Schwarzen in den zweiten Stock verlegt worden, wo sie mitten in einem Zimmer ein Metallfass aufstellten, aus dem es behaglich hervorloderte. Aber der Platz hatte ein paar Nachteile: das Zimmer war schnell zu klein für die ganzen Leute und man erstickte halb im Qualm, der ungehindert durch die Fenster nach draußen wehte, und den Passanten und Nachbarn das Gefühl gab, das Haus würde brennen. So zogen wir schließlich aufs Dach, wo man mehr Platz hatte und wo auch noch einiges brennbare Gerümpel herumlag.

Eines gemütlichen Abends, als ich gerade gedankenverloren in die Glut starrte, hörte ich davon, dass es in der Nähe von Granada bewohnbare Höhlen geben sollte, in denen Freaks hausten, und das alte Bild vom Mönch in der Höhle tauchte wieder auf. Da hier die Atmosphäre langsam für mich ihren Reiz verlor, packte ich bereits am nächsten Tag meinen kleinen Rucksack

und nahm mir vor, bis nach Granada zu laufen, ohne dabei Geld zu benutzen.

Ich wollte das Loslassen lernen und sah meine Reise inzwischen symbolisch als den biblischen Auszug von Ägypten. Wenn ich nicht Sklave des Geldes bleiben wollte, musste ich durch die Wüste, dem Ort, wo es nichts gab und wo ich mit all meiner Kraft und Intelligenz nichts ausrichten konnte, sondern ganz auf die Gnade und die Führung Gottes angewiesen war! Dem Ort, wo mir das goldene Kalb nicht helfen konnte!

Charles Bronson

„Nur die Kinder wissen wohin sie wollen“, sagte der kleine Prinz. „Sie wenden ihre Zeit an eine Puppe aus Stoff-Fetzen, und die Puppe wird ihnen sehr wertvoll, und wenn man sie ihnen wegnimmt, weinen sie...“ „Sie haben es gut“, sagte der Weichensteller.

A.de Saint-Exupéry, Der kleine Prinz

Die Außenbezirke Valencias zogen sich mit ihrer unansehnlichen Architektur endlos hin. Mittags fand ich ein unversehrtes, in Alufolie eingewickeltes Butterbrot auf der Straße. Etwas später fragte ich in einem Restaurant nach Wasser und bekam stattdessen eisgekühlte Limonade. Am Abend stopfte ich mich in einer Plantage mit Orangen voll bis ich einen Vitaminschock hatte, und die ganze Haut anfang zu jucken. In einer Bäckerei fragte ich beschämt nach Brot vom Vortag und erhielt überraschenderweise eine Tüte voll frischer gemischter Konditorware.

Ich versuchte, bis zum Mittag den nächsten größeren Ort zu erreichen, in der Hoffnung, dort rechtzeitig zum Mittagmahl einen Comedor zu finden. Aber es wurde immer später, ich immer nervöser. Endlich im Kaff angekommen, schickten mich die Leute von hier nach dort, keiner wusste so recht Bescheid, und ich wurde zusehends hektischer. Schließlich landete ich in der Eingangshalle eines Klosters, wo sich in einer Wand eine kleine Drehtür als Durchreiche befand. Als ich klingelte, meldete sich ein älteres

dünnes Stimmchen, das wissen wollte, welches das Begehrt wäre.

„Ich habe Hunger und kein Geld!“

Fünf Minuten vergingen und meine Hoffnung stieg. Was so lange währte, musste endlich gut werden! Die Drehtür öffnete sich und es lagen 25,-Pts in der Durchreiche. Nicht mal genug für ein Brötchen! Ich rief noch, ob sie nicht lieber etwas zu essen hätten statt Geld, aber man hörte nur ein Gemurmel und dann herrschte Stille.

In einem Bäckerladen gab mir dann später eine barmherzige Seele ein Brot, und ich fand ein an einem Fluss gelegenes leerstehendes Häuschen mit Garten und Obstbäumen. Dort zündete ich mir ein Lagerfeuer an. Ich war ganz schön sauer auf mich selber, weil ich mich so über die Fresserei aufgeregt hatte und meiner Gier hinterhergelaufen war. Die Nahrungsaufnahme war inzwischen schon in den Mittelpunkt meiner Gedanken und Philosophie gerückt! Die ganzen hochtrabenden Ideen, denen ich in Deutschland nachgegangen hatte, reduzierten sich hier auf die einfache Frage: „Auf welchem Wege bekomme ich etwas zwischen meine Zähne?“

Endlich begann gut begehbarer Sandstrand. Ich genoss es, Kilometer um Kilometer am Meer entlangzuwandern und den Seewind in meinen Haaren zu spüren. Hier, vor der Unermesslichkeit des Meeres, verloren so viele Sachen ihre Bedeutung, und ich fühlte mich immer leichter, je weiter ich ging. Als ob ich ewig so laufen könnte!

Irgendwann erreichte ich Denia und schließlich Benidorm, das mich mit seiner Skyline an Las Vegas in miniature erinnerte. Ich lief durch die Straßen, sah feiste Touristengesichter und einen Fressstall neben dem anderen. In den Restaurants fragte ich aber vergebens, man wollte Geld sehen. So sammelte ich übrig gebliebenes Essen von den Tischen und handelte mir giftige Blicke ein. Die Leute schmissen das Zeug lieber in den Müll, bevor sie es mir armen Schlucker gaben!

Es gab nun keine Sandstrände mehr und ich musste die Straße entlanglaufen. Der Verkehr ging fürchterlich auf die Nerven, und das Land war trocken und öde. Ein kleines Backsteinhäuschen stand zwischen Schnellstraße und Autobahn. Ein älterer, aber sehr kräftig aussehender Mann mit stoppeligem Bart stand davor und winkte mir zu, ich sollte herbeikommen. Ein gutmütiges Gesicht lächelte mir entgegen: „A donde vas, hombre?“ Er zog mich ins Haus, in dessen Kamin ein Feuer brannte, vor dem ein anderer Mann gerade mit Kochen beschäftigt war.

„Kommst genau richtig zum Essen“, sagte der Bärtige in recht flüssigem Englisch, weil er scheinbar schon gemerkt hatte, dass meine Spanischkenntnisse noch dürftig waren, und weil er wohl stolz darauf war, seine Sprachbegabung unter Beweis stellen zu können. Er kam so in Fahrt, dass er den halben Nachmittag seine Lebensgeschichte erzählte.

„Ich war mal das Double von Charles Bronson gewesen“, und andere Schoten gab er zum Besten, „ursprünglich komme ich von den Kanaren, meine Vorfahren haben dort noch barfuß in Höhlen gelebt.“

Später fragte er mich: „Hast nicht Lust, mit mir nach Schwämmen zu tauchen oder vielleicht am Strand von Benidorm nach im Wasser verlorenem Schmuck zu suchen? Ich kenne da einen guten Aufkäufer!“

Doch der Gedanke an die Wassertemperatur jetzt Mitte Februar schreckte mich ab, außerdem wollte ich ja kein Geld benutzen. Ich blieb noch einen Tag, aber der andere Spanier schien eifersüchtig, verstand auch kein Englisch, fühlte sich wohl ausgeschlossen und fing dann an zu maulen, es wäre nicht genug Essen für alle da. Dem Kanaren war das sichtlich unangenehm und hätte mich wohl gerne noch dabehalten, wollte aber auch den Frieden wahren. Aber da ich ja sowieso weiter wollte, sagte ich dem Alten Lebewohl.

Ich lief durch riesige Salzgewinnungsanlagen, endlose Felder und zersiedelte Landschaften. Die Scheu hatte sich allmählich verloren, in Geschäften, Bars oder Restaurants vorstellig zu werden und ich trug immer brav mein Sprüchlein vor: „Tengo hambre, no tengo dinero...“.

Meist genügte ein Blick, und ich wusste schon, ob ich etwas bekomme oder nicht. Ich irrte mich natürlich ab und zu einmal, doch die Menschenkenntnis wuchs doch mit den Erfahrungen. Die schlimmste Erfahrung machte ich einmal, als ich an einem heißen Tag in einer Kneipe nach Wasser fragte und die Wirtin nur kalt lächelnd mit dem Kopf schüttelte. Als ich wieder auf der Straße stand, traten mir die Tränen in die Augen, so vor den Kopf geschlagen war ich. Wie konnte jemand einem Durstigen das Wasser versagen, wenn er selber zur Genüge davon hatte?

Ich begann damit, meinen Rucksack zu entleeren, der ja sowieso schon recht klein war. In Valencia hatte ich einen Mann gesehen, der wie ein indischer Guru gekleidet war. Er trug nur ein weißes Tuch und eine weiße Decke über der Schulter, hatte einen weißen Bart und lange weiße Haare, und keine Schuhe an den Füßen. Er erinnerte mich an die Weisung Jesu: „Verschaffet euch nicht Gold noch Silber noch Kupfer in eure Gürtel, keine Tasche auf den Weg, auch nicht zwei Röcke, auch nicht Schuhe noch Stab, denn der Arbeiter ist seiner Speise wert“. Auch ich wollte lernen, wie ein Vogel zu leben, um das Vertrauen zu gewinnen, dass man alles nötige auf seinem Wege findet, wenn Gott es will!

Es fiel mir auch noch relativ leicht, mich von meinem Taschenmesser und einem Paar Socken zu trennen, nur mit der Decke zögerte ich, denn die Nächte waren nach wie vor kühl, und die Erfahrung, vor Kälte nicht schlafen zu können, steckte mir noch immer in den Knochen. Und wenn ich mich von allem trennen und auf nichts materiellem mehr vertrauen wollte, was war dann mit meinem Ausweis?

Kurz vor Almeria wollte ich mich gerade aus einer Tomatenplantage stehlen, auf der ich Mundraub begangen hatte, als ein Polizeiwagen anhielt. Der Polizist lächelte mich an, als er sah, dass er mich ertappt hatte: „Documentacione!“ Er warf einen kurzen Blick auf den Ausweis, gab ihn mir dann wieder zurück, hob leicht den Zeigefinger, und der Wagen rollte weiter.

Nach ein paar Kilometern kam ich an einer Ruine vorbei, auf der mit roter Farbe gesprüht stand: „Porque

no han tenido documentacione ... Muerto in Christo...Guardia Civil, Dios lo sabe que hacies⁶!"

Das war es! Der Ausweis war das Malzeichen, von dem in der Apokalypse die Rede war! Das alle Leute, bis auf die wenigen Auserwählten, annehmen würden, und ohne das man nicht kaufen oder verkaufen könnte! Alle, die dieses Zeichen nicht annähmen, würden getötet werden. Aber die es annähmen, würden im ewigen Feuer landen! Das Bild und der Name des Tieres, und die Zahl seines Namens: 666! Die Zahl eines Menschen, die Zahl meines eigenen Spiegelbildes!

⁶ span.: Weil sie keinen Ausweis hatten...Gestorben in Christus...Guardia Civil, Gott weiß, was Ihr tut!

Höhlenmenschen

Das Genie unterscheidet sich vom Träumer und vom Narr nur dadurch, dass seine Visionen analog zur Wahrheit sind, während die Visionen des Träumers und des Narren verlorene Reflexionen und verzerrte Bilder sind.

Eliphas Levi, Transzendente Magie

Nach sechs Wochen Fußmarsch lag Granada vor mir. Hochhäuser und Kirchturmspitzen schauten aus einer bräunlichen Dunstschicht empor. Im Hintergrund erhob sich majestätisch die Alhambra, der maurische Palast, überragt von der Bergkulisse der Sierra Nevada.

Granada hatte ich mir eigentlich kleiner und gemütlicher vorgestellt. Enttäuscht nahm ich mir schon vor, bis Marokko weiterzulaufen, denn ich war jetzt gut in Form und das ständige Weiterziehen war mir zur Droge geworden. Ich wollte aber noch schnell am Postamt vorbei, da ich meinen Eltern geschrieben hatte, sie könnten mir dorthin Briefe schicken.

Die Stadt empfing mich mit abgasgeschwängelter Hitze und Menschengewühl. Ich fragte mich zum Postamt durch und fand einen freundlichen Brief meiner Eltern vor, außerdem Geld, denn meine Wohnung war doch inzwischen aufgelöst worden, und von der Kautions blieb noch einiges übrig. Der Brief zeigte mir, dass trotz aller Verständnislosigkeit mein Entschluss, Deutschland und das geregelte Leben zu verlassen, doch allmählich akzeptiert wurde.

Was für ein Gefühl. nach der sechswöchigen Durststrecke auf einmal wieder 300,- DM in den Händen zu halten! Was für eine Macht das Geld ausstrahlte! Alle glitzernden und leckeren Sachen, die ich dort in den Schaufenstern sah, waren für mich erreichbar geworden! Ich war wieder mächtig geworden und brauchte nicht mehr demütig auf das zu warten, was das Schicksal mir gab!

Ich machte einen kleinen Spaziergang durch die Innenstadt. Irgendwann setzte mich in eine Bar, futterte munter drauf los und schaute dann bei einem Bier verträumt aus dem Fenster. Plötzlich erkannte ich in der vorbeiziehenden Menschenmenge Davide, einen Italiener, den ich in Valencia kennengelernt hatte. Ich stürzte aus der Bar, so dass der Wirt schon glaubte, ich wollte die Zeche prellen, und rannte und rief. Große Begrüßung, es gab viel zu erzählen, unter anderem, wie das Haus in Valencia kurz nach meiner Abreise in einer Riesenaktion geräumt wurde.

Wir drehten eine Runde durch die Stadt, begrüßten auf der Plaza Bibrambla ein paar „Freaks“, kauften Bier ein, und zogen weiter zur Plaza Nueva, wo wieder eine Horde „Hippies“ hockte. Nach sechs Wochen einsamer Latscherei war ich nun ausgelassener Stimmung. Die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel und meine anfängliche Antipathie gegen die Stadt schlug um, denn die Innenstadt mit ihren malerischen Winkeln und Plätzen, ihren vielen Kirchen und Brunnen, ihren Bars und Cafés, überragt von der mächtigen Festung und dem Palast, hatte doch eine sehr einladende Atmosphäre. Man konnte die Stadtmauer und ein paar

Höhleneingänge sehen, die sich auf einem Hügel über der Stadt erhoben: Sacromonte⁷.

Als ob ich meine Familie wiedergefunden hätte, so pudelwohl fühlte ich mich unter den neuen Bekannten. Und während ich so den Tag genoss, wurde ich unversehens immer berauschter und schloss mich später torkelnd einer Truppe an, die sich in eine Kneipe begab. Farbenprächtige Bilder hingen an den Wänden, nur die Details waren für mich bereits etwas unscharf

⁷ Die ersten Höhlen wurden vor rund 800 Jahren ausgegraben, Wohnraum für die Arbeiter, die die Alcazaba und später die Alhambra schufen, das maurische Meisterwerk, das niemals mit Gewalt erobert wurde und als uneinnehmbar galt. Die Burg ist durchzogen mit unterirdischen Gängen und Gewölben. Der Palast selber wirkt wie ein Märchenschloss aus 1001 Nacht und erhebt sich schützend über dem alten Stadtteil Albayzin, der aus einem Labyrinth von schmalen Gassen und rotgeziegelten weißen Häusern besteht.

Ab dem 15.Jhd. wurden die Höhlen von Zigeunern bewohnt und weiter ausgebaut. Den meisten der tiefer gelegenen Höhlen wurden Häuser vorgebaut und in ihnen befinden sich einige der berühmtesten Flamenco-Lokale Spaniens. Bis zu 40.000 Menschen sollen einmal auf dem Sacromonte gelebt haben, was den Stadtvätern wohl ein Dorn im Auge war. So wurden heftige Regenfälle, bei denen mehrere Höhlen wie Sandburgen einstürzten, zum Vorwand genommen, die Höhlenstadt als unbewohnbar zu erklären und die Zigeuner in das Poligono zu stecken, eine sterile Hochhaussiedlung außerhalb Granadas, in der die Kultur der Gitanos zum Aussterben verurteilt war. Bald wurden die Höhlen von Freaks entdeckt und besetzt, zum Teil nett gepflegt und restauriert, zum Teil aber nur mit Müll und Kot gefüllt. Es ging ein wenig zu wie im Taubenschlag. Manchmal wohnten über hundert Leute hier, die im Durchschnitt zwei oder drei Monate blieben. Sie kamen aus ganz Europa, aber auch aus Übersee, und verdienten ihr Geld hauptsächlich mit Musizieren, Betteln, Jonglieren, Straßenmalerei, Straßentheater oder mit Herstellen von Schmuck oder Lederwaren.

geworden. Ein Chillum⁸ wurde herumgereicht und ich nahm gierig einen tiefen Zug, merkte im gleichen Moment jedoch, dass das der berühmte Tropfen gewesen war, der das Fass, also mich selber, zum Überlaufen brachte. Ich stand auf, um es noch bis zum Klo zu schaffen, aber die Optik fing sich bereits an zu verdrehen. Keine Türe war zu entdecken. Ich versuchte, es bis zum Ausgang zu schaffen, aber die Beine sackten weg und ich fiel in ein schwarzes Loch, war körper- und schwerelos, in einem Zustand absoluten Friedens.

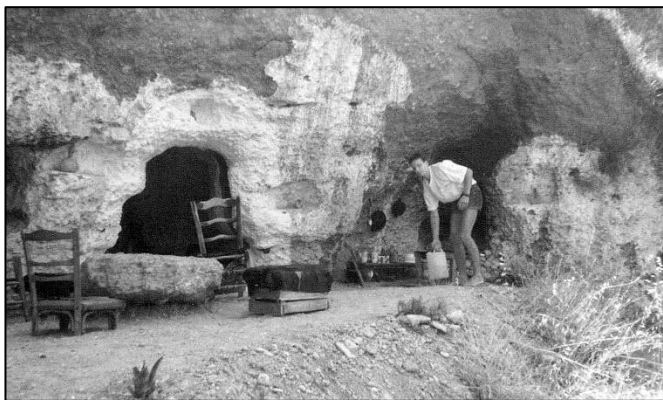


Leider nur für kurze Zeit. Hände zerrten an mir. Ich sagte ihnen, sie sollten mich in Ruhe lassen, aber der paradiesische Zustand war bereits vorbei. Ich schwankte auf die Straße, lief orientierungslos herum, bis ich einen geeigneten Platz gefunden hatte und kotzte mich aus. Der Schädel dröhnte.

Davide brachte mich später zu den Höhlen, ein Fußmarsch von einer halben Stunde vom Zentrum

⁸ längliche Pfeife aus gebranntem Ton

Granadas entfernt. Steile Hügel, zu dieser Jahreszeit noch grün und blumenbewachsen, waren übersät mit Höhleneingängen. Einen Tag verbrachte ich in Davides Höhle, die zwei Räume besaß, deren Wände weiß gekalkt waren, und die recht gemütlich mit Möbeln, Decken und Bildern ausgeschmückt war. Davide empfahl mir Albertos alte Höhle als Unterschlupf, weil die sauber war und einen zementierten Boden hatte. Nur war sie etwas klein. In der Nacht glaubte ich, in einer Gruft zu liegen. So zog ich dann in einen kleinen Canyon, in dem es nur eine einzige bewohnbare Höhle gab.



Die Höhle war klein und viel Schutt lag davor, besaß aber einen hübschen nierenförmigen Raum und intakte Wände, das heißt, der Sandstein war noch mit einem Gemisch aus Zement und Kalk beschichtet. Zwei Wochen brauchte ich, um aus dem Schutt eine Terrasse zu bauen, die Höhle zu streichen, den Boden auszubessern, und geeignete Möbel und Geschirr vom Sperrmüll anzuschleppen. Aber die Mühe lohnte, ich glaubte, den romantischsten Platz von ganz Granada zu

haben. Man hätte nie gedacht, nur eine halbe Stunde vom Zentrum einer Großstadt entfernt zu sein, denn das Einzige, was man von der Zivilisation mitbekam, waren die Kirchenglocken. Im Morgengrauen begannen die Vögel mit einem Konzert, ein kleiner Kiefernwald zog sich von der Höhle den Canyon hoch, die umliegenden Hügel waren mit Buschwerk, Kakteen und Agaven bewachsen, und man sah noch Umrisse der ältesten Höhlen.



Das Wasser bekam ich von der Kirche San Miguel, die auf der Spitze des Hügels stand, und von der man weit in die Ebene hinausspähen und fast ganz Granada

überblicken konnte. Ein paar Padres lebten in dem Kloster nebenan und bewirtschafteten einen kleinen Garten, aus dem ich ab und zu mit ihrer stillen Genehmigung Brennholz klaute.

Meistens ging ich morgens in die City und stellte mich für eine Stunde an die Straße. Ich benutzte die Methode mit dem Karton in der Hand, stehend und vor mich hin starrend oder die Leute beobachtend. Jeden Tag hatte ich ein paar nette Erlebnisse. Da kam zum Beispiel eine Schulklasse vorbei. Einer der Schüler fing an zu tuscheln und zeigte auf mich, und plötzlich kam die ganze Horde angerannt und füllte meinen Karton mit Kleingeld. Oder eine Frau erkundigte sich bei mir, ob ich versuchte, Jesus zu folgen. Als ich bejahte, warf sie mir eine Kusshand zu und noch ein paar größere Geldstücke. Leute fingen an, mit mir zu schwatzen, wollten wissen, woher ich kam und welches das Problem wäre. Auch spazierten hier in Granada sehr viele hübsche Frauen vorbei, da hatte ich immer etwas zu gucken, obwohl das meiner Philosophie von Weltabgewandtheit und Buße ja nicht so ganz entsprach. Ich sah viele fromme Katholiken, die sich vor jeder Kirche bekreuzigten, und mir wurde es nie langweilig, die vielen Gesichter zu beobachten, die an mir vorbeizogen.

Nachher ging ich dann gewöhnlich zu einer der beiden Comedores, wo sich die ganze „Szene“ traf. San Juan de Dios war ein großer Klosterkomplex, nahe am Zentrum gelegen, aber es ging dort hektisch zu und das Essen war nicht so erlesen wie bei Regina Mundi, wo das Mahl aus drei Gängen bestand und man das Weißbrot mit der Besteckzange gereicht bekam. Auf

dem Markt konnte man später noch nach aussortiertem Obst oder Gemüse fahnden. Ich hatte mich an spöttische Blicke gewöhnt, wenn ich im Abfall nach Esswaren suchte. Ich fand oft die besten Sachen und fragte mich, wie die Leute so etwas wegwerfen konnten. Für mich war es wieder einmal eine gute Demutsübung und ich tröstete mich, indem ich mir sagte, dass die Letzten die Ersten sein würden. Ab und zu gaben einem die Händler schon mal eine Tüte voll Gemüse, wenn sie sahen, dass man auf der Suche war. Erstaunlich, wie schnell der Blick sich schärfte und man die Augen eines Tieres auf Nahrungssuche bekam! Sicherlich war das ein angeborener und nur etwas vernachlässigter Instinkt!

Allmählich lernte ich die anderen Höhlenmenschen kennen. Da war der Franzose Gil, der Bilder nach Art Druillets zeichnete, und sein Freund Bertrand, der Ledersandalen herstellte und mit einer Amerikanerin mit roten Haaren liiert war, die jeden Morgen Yoga machte. Da waren Erik, der Holländer und seine Freundin Maria, eine spanische Flötenspielerin. Mit ihm konnte ich mich immer sehr gut unterhalten, denn er hatte auch dieses gewisse Endzeitbewusstsein. Da war der Portugiese George, der kaum zu schlafen schien, stundenlang vor seinem Kamin saß und in die Flammen starrte, bis sein T-Shirt triefte vor Schweiß. Er spielte astreinen Blues auf der Mundharmonika und war auch so ein Beschaffungstalent wie Alberto. Man wusste nie, wo er immer den ganzen Krempel fand, den er anschleppte

Da waren Nellie und Laura, ehemalige Psychologiestudentinnen aus Santa Cruz, Kalifornien,

die beide sehr hübsch singen konnten. Ich verliebte mich auf den ersten Blick in Nellies blaue Augen. Dann war da noch Wolfgang, der Tattoos machte, und Johannes der Säufer, auf der Flucht vor Gläubigern aus Deutschland, der Schmuck herstellte und Gitarre spielte. Und David, ein Engländer mit aristokratischem Flair, der Casanova... Jeden Tag lernte ich neue Gesichter und Schicksale kennen, bekam andere Höhlen zu sehen, die genauso verschieden wie die Menschen waren und ihr eigenes Leben zu haben schienen. Irgendwo war immer etwas los, fand ein Meeting, ein Essen oder eine Feier statt, und ich fühlte mich bald so gut wie niemals zuvor in meinem Leben, befreit von einer drückenden Last und Tretmühle. Auch wenn es wohl auf Dauer keine Lösung war, andere Leute anzupumpen und von den Resten der Wegwerfgesellschaft zu leben, für den Moment war es okay, den Bettelmönch zu spielen. Es war meine ganz private Ausbildung!

Ich lernte Holger kennen, einen stämmigen Deutschen mit rotblonden zerzausten Haaren und mächtigem Schnäuzer, der vor einem halben Jahr auf einem Motorradurlaub hier hängenblieb und nun ein kleines maurisches Häuschen im Albayzin bewohnte. Ich half ihm öfters bei dessen Renovierung und führte dabei lange Gespräche, denn wenn Holger erst einmal in Fahrt geraten war, war er kaum mehr zu bremsen. Er glaubte an das kommende neue Zeitalter und meinte beobachten zu können, wie sich die Schwingungen allmählich änderten, und wie die Leute, die nicht bereit waren, sich darauf einzustellen, immer mehr Probleme bekämen: „Das neue Zeitalter wird sich durch Spontaneität auszeichnen. Die Menschen werden

Gottes Willen erkennen können und spontan danach handeln. Wir sind im Moment in einer Art Vorbereitungsphase, in der wir es zu trainieren haben.”

„Wie viel Spontaneität ist in dieser durchgeplanten Welt denn überhaupt noch möglich?“ fragte ich. „Und wie kann ich die göttliche Inspiration von den eigenen Ideen und Bildern unterscheiden?“

„Ja, das ist sehr schwer! Aber Gott weiß das und hat Geduld. Nur diejenigen, die verbohrte an den alten Strukturen festhalten, werden das neue Zeitalter nicht zu sehen bekommen.“

Er erzählte mir von der Philosophie der Zigeuner, die den Selbstfindungsprozess als ein Labyrinth darstellten. Erreichte der Mensch nach vielen Irrungen und verschiedenen Etappen schließlich sein Zentrum, erlangte er die Selbst- und die Gotteserkenntnis. Die alten Wege der Zigeuner in Europa vollzögen den Verlauf des Weges auf anderer Ebene nach, und das Zentrum dieses Labyrinths wäre die Kathedrale in Chartre, in der man viele ihrer Symbole entdecken könnte.

Eines Tages tauchte unweit von meiner Höhle der Guru auf, den ich in Valencia schon kurz gesehen hatte, der mit den weißen Hinduklamotten. Ich lud ihn zum Tee ein und bewunderte seinen langen weißen Bart. Der Guru sprach deutsch und redete von sich in der ersten Person Plural, was mich am Anfang kurz irritierte. Wir philosophierten über dies und das und jenes und ich fragte, ob er keine Kleider zum Wechseln hätte.

„Nein“, erwiderte der Guru, „wir waschen sie nachts. Manchmal ist es uns ja schon zu viel, eine Decke mit uns herumzuschleppen.“

Das imponierte mir, diese Übung, sich von der Welt unbefleckt zu halten und mit nichts auszukommen. Ich stellte dem Guru die relativ überflüssige Frage, ob er einen Ausweis besäße.

„Es genügt nicht, keinen Ausweis mehr zu haben, man muss auch erst einmal ein paar Jahre im Regen gestanden haben, damit sich die Identität herauswäscht!“

Der Guru erzählte noch, dass „wir“ seit sieben Jahren kein Geld mehr benutzten und zog dann wieder seines Weges. Später hörte ich ein paar seltsame Geschichten über ihn. Bertrand hätte ihn gar nicht mehr aus seiner Höhle herausbekommen. Der Guru hätte ihm und seiner Freundin geraten, statt morgens Yoga zu machen, lieber ordentlichen Geschlechtsverkehr zu haben, das wäre gesünder. Und gefragt, ob „wir“ ihnen dabei mal zuschauen dürften, „wir“ könnten ihnen sicher ein paar gute Tipps geben. Auch andere Leute fühlten sich gepiesackt und waren nicht besonders gut auf ihn zu sprechen. Ich traf ihn später ab und zu noch mal irgendwo, sah auch, wie er offensichtlich wieder Leute vollquatschte, kam aber eigentlich ganz gut mit ihm klar, genauso wie mit Holger, von dem sich auch viele Leute genervt fühlten, und der seine Ansichten auch dann zum Besten gab, wenn sie gerade niemand hören wollte. Mir war es egal, ich konnte auch weghören. Und es fanden sich ja immer ein paar Goldkörnchen, die man ins eigene Puzzle einbauen konnte.

In der Stadt traf ich einen ehemaligen Fremdenlegionär, der weiter nach Südamerika wollte, weil er meinte, im Falle einer weltweiten Katastrophe könnte man im Regenwald vielleicht noch unterschlüpfen.

„Den holzt man doch ab und brennt ihn nieder!“ erwiderte ich. „Ich gehe lieber ins Hoggargebirge, das liegt in der Mitte der Sahara und ist so groß wie ganz Deutschland. Es liegt weit ab von jedem politischen und wirtschaftlichen Interesse, und ich habe mal gehört, dass es unter der Sahara ein riesiges unterirdisches Süßwasserreservoir geben soll. Wenn es zu den vermuteten Katastrophen wie Erdbeben oder Atomkrieg kommt, könnte dieses Wasser vielleicht emporsprudeln, denn so wurde es in der Bibel prophezeit, das öde Land werde wieder grünen.“



Von einem Tag zum anderen, so schien es, verdorrte alles Gras auf den Hügeln und man wurde nun nicht mehr von dem Konzert der Vögel geweckt. Tagsüber kletterten die Temperaturen auf über 40 Grad, und zur

Siestazeit sah man eigentlich nur noch fotogeile und schwitzende Touristen in den Straßen. Nellie war zu einem Folkfestival nach Galizien abgedampft, und ich selber erwartete den Besuch eines alten Freundes aus Deutschland. Dieser erschien dann gerade in der Nacht meines Geburtstages, als jedoch die Feier schon vorbei war, und nur noch ein paar belgische Weinleichen die Höhle füllten.

Bald darauf erschien auch mein Vater, der es sich nicht nehmen ließ, sich mit eigenen Augen einmal anzusehen, wie es dem Sohn so erging. Was für ein Kontrast: Meine lange strapaziöse Reise bis zur Höhle, und Papi war in einem halben Tag hier! Dazu mietete er sich noch ein Zimmer im Parador, das oben auf der Alhambra lag, und über 200,-DM die Nacht kostete! Zwei Welten begegneten sich! Aber es funktionierte ganz gut. Ich stand zu dem, was ich tat, und mein Vater zollte mir einen gewissen Respekt, auch wenn für ihn die Gedankenwelt des Sohnes nicht so ganz durchschaubar war. Aber das genügte mir ja bereits, und um zu demonstrieren, dass ich nichts zu verbergen hatte, rauchte ich vor seinen Augen Marihuana, was ich früher gerne zu verheimlichen suchte. Papi fand den Geruch nicht unsympathisch und angenehmer als Zigarettenuqualm, aber mitrauchen wollte er dann doch nicht, sondern hielt sich lieber ans Bier.

So schnell wie mein Vater gekommen war, so schnell war er auch schon wieder weg, und mir kam der ganze Besuch mehr wie ein Traum vor, zu schnell und flüchtig, um wirklich zu sein. Aber nun war der Wohlstand eingeekehrt. Ich konnte mir Öl und Leinwand besorgen und eine marokkanische Trommel kaufen, und

verbrachte noch einen Monat zurückgezogen in meiner Höhle. Die meisten anderen Höhlenbewohner waren inzwischen ans Meer oder in kühlere Gefilde verweist, und mein einziger Besuch bestand aus einem ausgehungerten Fuchs, der, angelockt von Speiseresten, immer näher kam und seine Scheu verlor, bis er mir schließlich aus der Hand fraß. Als mir schließlich das Geld ausging, war die Zeit gekommen, um weiterzuziehen. Auf ins Hoggar! Diesmal ohne Gepäck, ohne Geld, ohne Identität, mit nichts als einer kleinen Bibel. Meinen Pass hatte ich in einer feierlichen Zeremonie verbrannt und meinen Eltern schrieb ich, dass ich nach wie vor glaubte, etwas Böses wäre am Werk und das Netz wäre schon sehr dicht gewebt. Sollte ich es schaffen, durch die Maschen zu schlüpfen, würde ich von der Bildfläche verschwinden. Ich meinte mit dem Netz die totale Erfassung, Identifikation und Definition allen Lebens. Ich suchte das Nichts, das bilderlose, undefinierte Wesen: Gott!

Das Ufer

*Aber wir ein schwarzer Samen.
Lügner die zu Worten kamen.
Tauscher, Tuer, Täter,
Weltzernener, Waldverräter.
Morden Gott und uns mit Namen.*

Franz Werfel

Ich versuchte, große Straßen zu meiden, aus Angst vor der Guardia Civil, und kam durch endlose Olivenhaine und kleine Dörfer, in denen ich mir nach gewohnter Weise Essen erbettelte. Schließlich erreichte ich das Meer.

In Malaga traf ich im Stadtpark ein paar Freaks und wurde auf einen Joint eingeladen. Aber es wimmelte vor Polizei und so zog ich schnell weiter, erreichte eine Woche später Algeciras, und stand bald Marokko gegenüber. Von hier hatte man einen phantastischen Blick über die Meerenge und sah im sanften Abendlicht verheißungsvoll die Berge Afrikas vor sich liegen. Eine geheimnisvolle Welt erwartete mich dort!

Die Frage war nur, wie dorthin gelangen. Um die Fähren zu benutzen, die man jetzt winzig wie Modellbauboote auf dem Wasser sah, brauchte man wahrscheinlich einen Pass. Spätestens aber an der Grenze von Ceuta nach Marokko. Der Gedanke tauchte auf, dass es vielleicht möglich wäre, ein kleines ausrangiertes Boot wieder fit zu machen und damit überzusetzen. Es waren etwa 25km, das sollte man in zehn Stunden während der Nacht schaffen können! Na, das würde bestimmt spannend werden! Aber das

gehörte alles dazu, zum Auszug von Ägypten! Moses musste auch das Wasser überqueren!

So ging ich weiter nach Tarifa und lungerte dort herum, auf der Suche nach einem Paddelboot. Der Hafen war bewacht und am Strand lag nur ein halbzerfautes Wrack. Ich sah den Windsurfern zu, wie sie über das Wasser zischten, und dachte mir, dass das genau das Richtige wäre. Die könnten in zwei Stunden drüben sein, wenn sie sportlich genug wären.

Als ich wieder einmal die Straßen Tarifas abließ, kam ich an einem Freak vorbei, der dort auf einer Treppe saß und mir schon von Weiten in die Augen schaute. Er war vielleicht zwei Jahre älter als ich, trug einen längeren roten Bart und einen bunten Turban auf dem Kopf. Er winkte mir zu, ich sollte mich zu ihm setzen, und fragte mich, wo ich hin wollte.

„Ich bin auf der Suche nach was Essbarem.“

Der Fremde bot mir Brot und Käse an: „Ich bin der Jan und komme aus Schweden.“

„Ich heiße Nadie⁹ und habe keine Nationalität“, schmatzte ich hervor.

„Wie ist denn so was möglich?“

„Ich habe keinen Pass und deshalb auch keine Nationalität, aber früher habe ich mal in Deutschland gewohnt.“

Jan schleppte mich mit zu einem 15km von Tarifa entfernt gelegenen Strand mit einem kleinen

⁹ span.: niemand

Hüttendorf und ein paar nackten Hippies. An einer Feuerstelle machte Jan halt, sagte mir, ich sollte es mir bequem machen, und fing an, ein Linsengericht zu kochen. Ich erzählte derweil von meinem Plan, mit einem Boot nach Marokko überzusetzen und mich zum Hoggargebirge durchzuschlagen.

„Eine lustige Idee“, meinte Jan. „Da bin ich schon mal gewesen. Es gibt dort einen Platz, an dem christliche Eremiten leben. Einen Mann habe ich dort gesehen, der sitzt den ganzen Tag auf dem gleichen Felsen und starrt hinaus in die Wüste. Gute Brüder, die da leben! Aber du brauchst ein Kamel, um von Tamanrasset aus dorthin zu kommen.“

Mein Herz fing schneller an zu schlagen. Vielleicht hatte ich die richtige Eingebung gehabt!

Es stellte sich heraus, dass Jan schon in Äthiopien, in Mali, im Sudan und wer weiß wo gewesen war: „Ich will auch dorthin wieder zurück. Es kann aber noch zwei oder drei Monate dauern, bis ich das nötige Geld zusammen habe. Du solltest dir einen Pass besorgen, dann könnten wir zusammen nach Tamanrasset. Von dort kannst du deinen Pass ja wieder nach Deutschland zurückschicken, und erklären, du wolltest ihn nicht mehr haben. So musst du es machen, nicht einfach den Pass verbrennen!“

Ich versuchte ihm zu erklären, dass das ja gerade die Übung wäre, ohne Pass und Geld dorthin zu gelangen. Jan zeigte mir Banknoten aus dem Niger und meinte: „Wenn du ein Kamel willst, wollen die Leute Geld sehen.“

Ein Helikopter der Guardia Civil jagte das Ufer entlang und unterbrach mit seinem Gedröhne das Gespräch. Offensichtlich war er auf der Suche nach illegalen Einwanderern oder nach Schmugglern, die hier mit Schnellbooten anlegten.

Am nächsten Tag fand ich ein scheinbar unversehrtes hellblaues Boot, das halb mit Sand verschüttet war. Ich fing an, es freizubuddeln, sah aber bald ein, dass es viel zu groß war und Platz für mindestens zehn Personen bot.

„Von solchen Booten findet man hier viele!“ meinte Jan später. „Die kommen völlig überfüllt mit Marokkanern hier an. Manche werden auch abgetrieben und verschwinden auf Nimmerwiedersehen im Atlantik.“

Jan fing an zu kritisieren, dass ich kein Gepäck und kein Geld besäße, und so ständig auf andere Leute angewiesen wäre.

„Ich glaube, nur auf Gott angewiesen zu sein“, erwiderte ich, „ich will Jesus folgen: Sehet die Vöglein, sie säen nicht, sie ernten nicht!“

„Mit Jesus hat sich alles geändert!“ behauptete Jan. „Ich habe früher auch mal alles weggegeben und verschenkt, damals, als ich noch in Griechenland gewohnt habe. Aber wenn man selber nichts hat, kann man auch anderen nichts geben. Halte deine Sachen zusammen!“

Jan gab mir immer mehr Ratschläge, die ich mir auch gerne anhörte, war mir Jan doch einiges an Erfahrung voraus. Unter anderem warf er mir vor, ich wäre zu

egoistisch und dachte nur an meine eigenen Pläne. Aber das wäre sowieso das Problem mit den meisten Europäern: sie wüssten nicht, wie man zusammenlebt. Jeder brösele mehr oder weniger alleine vor sich hin. Es gäbe immer etwas zu tun, nicht nur für einen selber! Bis es mir dann doch irgendwann zu viel wurde, da Jan immer mehr Kleinigkeiten aufs Korn nahm und sich in seiner Rolle als Schulmeister zu gefallen schien. Und da ich hier kein Weiterkommen mehr sah, machte ich mich wieder auf den Weg und folgte dem Ufer Richtung Cadiz.

Nach zwei Tagen entdeckte ich im Hafen eines größeren Fischerortes ein kleines Boot, das halb mit Sand und Müll gefüllt war. „Das braucht wohl keiner mehr“, dachte ich mir, und fing an, es zu entleeren. Ich fand Farbreste und alte Pinsel und strich das Boot, um damit die kleinen Risse abzudichten. Keiner kümmerte sich um den Fremdling, der da wie selbstverständlich ein Boot reparierte, denn wer wäre schon auf die Idee gekommen, dass da jemand am helllichten Tage ein Boot anstrich, das ihm gar nicht gehörte, um sich damit dann auf große Fahrt zu begeben?

So verließ ich unbemerkt den Hafen und paddelte die Küste entlang Richtung Tarifa. Das Boot leckte ein wenig, und mit den Planken, die ich als Ersatz für Paddel genommen hatte, kam ich nur mühsam voran. Aber trotzdem war es ein tolles Gefühl, neuer Besitzer eines Bootes zu sein!

Am Ufer tauchte jedoch plötzlich ein Jeep der Guardia Civil auf. Zwei Uniformierte und ein Zivilist hopsten am Strand umher und ruderten mit den Armen. An Flucht war natürlich nicht zu denken, denn

mit den Planken wäre ich nicht weit kommen, und so ruderte ich notgedrungen zum Strand, wo mich die Herren bereits erwarteten.

„Ist das dein Boot?“ fragten sie nicht unfreundlich.

„Nein, ich habe es mit Müll und Sand gefüllt im Hafen gefunden.“

Sie brachten mich zum Wagen, fragten mich nach meinen Personalien und bekamen die sonderbare Antwort, ich hieße Nadie und wäre aus dem Nichts gekommen. Sie fanden meine deutsche Bibel und einer der Herren meinte: „Aha, ein Engländer!“, worauf ich es wagte zu bemerken, der Herr könnte wohl kein Englisch lesen. Die Polizisten schienen keine Lust zu haben, sich mit diesem halbverrückten Heiligen lange herumzuärgern und brachten mich nur zur Schnellstraße, wo sie mich laufenließen und mir den Tipp gaben, zu trampen.

„Noch mal Glück gehabt“, dachte ich und lief bis zur nächsten Kneipe, wo ich mir Streichhölzer erbettelte, mit denen ich später ein Feuer entfachte, an dem ich meine vom Abenteuer durchnässten Klamotten trocknete und mich für die Nacht wärmte. Dann lief ich weiter Richtung San Fernando, der Heimat des berühmtesten Flamencosängers Spaniens, „El Cameron“, und trampete das letzte Stück nach Cadiz.

Das Zentrum von Cadiz besaß die urige Atmosphäre einer alten Hafenstadt, und auch das Schnorren lief hier ausgezeichnet, so dass ich mir Luxusgüter wie Haschisch und Schokoladencroissants leisten konnte.



Ich erfuhr, dass man auf der Fähre nach Ceuta doch keinen Ausweis vorzulegen braucht, und überlegte mir, ich könnte nachts von Ceuta aus über die Grenze schwimmen. Also pumpte ich mir das nötige Geld zusammen, nahm den Bus nach Algeciras und kam auch wirklich ungeschoren an Bord. Während der Überfahrt betrachtete ich die Wellen, und als die immer höher wurden, Schaum aufwarfen, und ich auf einmal einen heftigen Wind ins Gesicht geblasen bekam, war ich froh, dass aus meiner Paddeltour über die Meerengen nichts geworden war. Das hätte sicher böse geendet!

Ceuta war ein hässlicher Winkel, voll von irgendwelchen Geschäftemachern, und so sah ich zu, dass ich schnell Land gewann, und stiefelte zum Monte Hacho, auf dem eine alte Festung stand, von der man weit nach Afrika hineinspähen konnte. Man sah die Küstenstraße Ceuta-Tetouan und konnte die Zollgebäude erkennen, bei deren Anblick ich ein flaues Gefühl in der Magengegend bekam. Bei Anbruch der Nacht zog ich dann los, mit einer Plastiktüte bewaffnet,

in die ich während des Schwimmens meine Klamotten stecken wollte. Als ich nicht mehr weit vom Zoll entfernt war, suchte ich mir einen Platz am Strand, den die grellen orangefarbenen Lichter der Straße nicht beleuchteten, und machte mich schwimmbereit. Das dunkle Wasser war furchtbar kalt, aber es gab jetzt kein Zurück mehr. Gerade, als ich losschwamm, wurden Leute auf mich aufmerksam, und fingen an zu rufen und zu winken.

Räuber und Gendarm

*Im Namen Allahs, des Wohltätigen, des
Barmherzigen Sprich: Er ist der eine Gott. Allah,
der Alleinige; er zeugt nicht und wird nicht
gezeugt, und keiner ist ihm gleich.*

Koran, Sure Al-Ikhlās

Ich schwamm Richtung offenes Meer und in die Dunkelheit, um möglichst schnell aus dem Lichterschein herauszukommen und um den Gaffern am Strand nicht meine Richtung zu verraten. Aber ich sah niemanden, der sich nach den Zollhäuschen auf den Weg machte, und als sich die Versammlung langsam auflöste und ich scheinbar außer Sicht war, nahm ich Kurs auf Marokko.

Ich hatte mich allmählich an die Temperatur gewöhnt, aber die Plastiktüte mit meinen Klamotten war inzwischen voll Wasser gelaufen und wirkte als Treibanker. Es stellten sich mit der Zeit Krämpfe ein, und ich meinte bereits eine Ewigkeit im Wasser zu sein, als ich endlich das felsige Ufer Marokkos erreichte. Ich wrang meine Sachen aus, zog sie dann wieder an, in der Hoffnung, dass sie bald an meinem Körper trockneten, und ging die Straße entlang bis Fhideq, dem nächsten Dorf. Von der Kälte und der Schwimmerei hatte ich einen Bärenhunger bekommen, und ich unterlag der Versuchung, mir mit den in Ceuta umgewechselten Dirham etwas Essbares zu besorgen, obwohl mich eine innere Stimme davor warnte, mich wegen des Essens in Gefahr zu begeben.

In dem Dorf fanden sich kleine Straßenstände, wo ich glücklich eine Packung Kekse erstand. Auf dem

Rückweg sprach mich jedoch jemand von der gegenüberliegenden Straßenseite an, und winkte mir, ich sollte herüberkommen. Dazu hatte ich wenig Lust, aber statt es einfach zu ignorieren und weiterzugehen, fragte ich auf Französisch, was er denn von mir wollte. Und wie ich so den Mann ansah, bemerke ich, dass dieser vor der Polizeiwache stand. Ein Zivilbulle!

Der fragte auch direkt nach meinem Pass, und als ich nur mit den Achseln zuckte, lud er mich mit einer Handbewegung ein, in die Wache einzutreten, gerade so, als ob er eine Dame zum Tanz auffordern wollte. Nach meinen Personalien gefragt, erzählte ich den Polizisten, ich hätte keine Nationalität, was diese sich auch ganz amüsiert anhörten. Erst mal passierte gar nichts. Man schien Zeit zu haben und auf die Ablösung zu warten, hatte wohl auch wenig Lust, ein Protokoll aufzunehmen und Überstunden zu riskieren. Ich bat um die Erlaubnis, mal zum Klo gehen zu dürfen und ein Polizist deutete mir mit einem Nicken die Richtung an. Auf dem Weg zum Abort kam ich an einem halbgeöffneten Fenster vorbei, und als ich hinausguckte, sah ich den Hof und ein paar Schuppen, über die man leicht hätte hinüberklettern können. Mein Herz fing an zu klopfen, aber ich zögerte und ging erst mal weiter.

Es war leer geworden auf der Wache. Es stand nur noch ein Posten an der Tür, der das Treiben auf der Straße beobachtete. Mich hatte ein leichtes Zittern erwischt, das teilweise von den immer noch nassen Klamotten, aber teils auch von meinen aufregenden Fluchtgedanken herrührte. Schließlich riss ich mich zusammen, ging ins Treppenhaus und Richtung Fenster.

Aber gerade in diesem Augenblick kam die Wache herein und fragte mich, wo ich denn hinwollte.

„Au toilette!"

„Encore une fois?" Der Polizist guckte mich misstrauisch an, sah das geöffnete Fenster, ging hin und schloss es, und sagte mir, ich sollte nicht auf dumme Gedanken kommen. Ich hatte die Chance verpasst! Nicht spontan gehandelt, und der Angst erlaubt, mich zu lange im Griff zu halten!

Als dann die Nachtschicht erschien, wurde ich ins Loch gesteckt, ein Kellerverlies, in dem ich eine Decke und eine Tüte Brot fand, die wohl mein Vorgänger liegengelassen hatte. Es war das erste Mal, dass ich eine Zelle von innen sah. Diese war wenigstens stilecht! Die deutschen Zellen erinnerten ja mehr an Hotelzimmer, diese aber war schmutzig, mit ein paar Strohhalmen auf den geschwärzten Steinen und einer rostigen Stahltür. Ich war allein.

Am nächsten Morgen fand ein kleines Verhör statt, und ich erzählte, ich wäre nach Marokko geschwommen und aus dem Nichts gekommen. Belustigte, aber auch etwas ratlose Gesichter schauten mich an: „Was machen wir denn mit so einem?" Sie steckten mich wieder ins Loch. Nach ein paar Stunden erschienen zwei Polizisten mit Schlagstöcken und unnachgiebigen Gesichtern. Der eine ließ den Schlagstock auf seine Hand niedersausen und forderte mich auf, mit der Wahrheit herauszurücken, andernfalls würde ich jetzt Scherereien bekommen.

Ich hatte es erwartet! Irgendwann würde ich Zeugnis ablegen müssen! Wie meine Brüder, die von der

Guardia Civil umgebracht wurden, weil sie keinen Pass besaßen! Wie der Guru aus Granada, dem sie eine glühende Zigarette auf dem Penis ausgedrückt hatten und der zwei Jahre im Knast gesessen hatte! Die Angst vernebelte das Denken. Ich senkte den Kopf und sagte leise, ich hätte die Wahrheit gesagt. Die beiden Polizisten schauten sich an, fingen an zu schmunzeln und verließen zu meiner riesengroßen Erleichterung wieder die Zelle.

Am Abend wurde ich wieder in die Wache geholt. Ein alter Lastwagen mit olivgrüner Plane stand vor dem Gebäude, und ich musste hinten aufsteigen. Es ging über holprige Straßen und später auf Feldwegen Richtung Grenze. Wir hielten an einem Soldatencamp, und ich wurde zu einem Offizier gebracht, dem einer der Polizisten irgendetwas erklärte. Der Offizier nickte, winkte ein paar Männer herbei, gab ihnen einige Befehle, und wies mich mit einer Geste an, ich sollte den Soldaten folgen. Die Soldaten führten mich auf schmalen Pfaden zu einem Hügel, von dem man Ceuta und die Scheinwerfer der Grenze sehen konnte. Ich verstand jetzt, was sie mit mir vorhatten: Sie wollten mich einfach illegal über die Grenze abschieben, um sich unnötige Arbeit und Ärger mit diesem sonderbaren Gesellen zu ersparen!

Einer der Soldaten zeigte auf einen Pfad: „Geh diesen Weg immer geradeaus, und lass dir nicht einfallen, wieder umzukehren!“ Ich lief los und nach einem halben Kilometer erkannte ich vor mir Jeeps der Guardia Civil. Wenn ich weiter ging, würde ich ihnen direkt in die Arme laufen, vom Regen in die Traufe kommen! Im Schatten eines Busches blieb ich stehen

und kam nach einiger Überlegung zu dem Schluss, dass ich es lieber noch einmal mit Marokko probieren wollte.

Ich schlich mich im Schatten der Büsche erst seitwärts ins Gelände und drehte dann langsam in einem großen Bogen Richtung Süden. Wo ich keine Deckung fand, robbte ich auf dem Boden entlang. Als ich schließlich über die erste Hügelkette hinweg war, riskierte ich es, einen breiteren Pfad entlangzulaufen, der mich auf die Höhe einer zweiten Hügelkette führte. Dort setzte ich mich hinter einen Busch, um von der Anstrengung und Aufregung zu verschnaufen. Aber gerade als ich mich hingehockt hatte, leuchtete der Schein einer Stablampe über den Hügel und auf den Busch, hinter dem ich saß. Ich wagte nicht, mich zu rühren, und das Licht verlosch nach einiger Zeit wieder. Trotzdem blieb ich unbewegt noch über eine Stunde so sitzen, kroch dann vorsichtig um den Busch herum, und spähte in die Schatten. Es war nichts zu hören und zu sehen. Klopfenden Herzens folgte ich einem schmalen Pfad, der sich gemächlich ins Tal hinabwand, als ich plötzlich von oberhalb Stimmen hörte. Gleich darauf wurde ich von einem Lichterschein erfasst. Ohne Zögern spurtete ich los, so schnell mich meine Füße trugen, während hinter mir schwere Schuhe den Hang hinunterpolterten. Aber ich war bereits aus dem Lichtkegel heraus, und meine Angst schien die Instinkte zu wecken, denn trotz der Dunkelheit flog ich nur so den schmalen Pfad hinab. Als ich seitlich Buschwerk erkannte, zwängte ich mich in das Gestrüpp und verharrte regungslos an den Boden gekauert.

Schritte und Stimmen näherten sich. Aber sie zogen an mir vorbei und schienen es auch nicht mehr

besonders eilig zu haben. Ich kroch immer weiter die Senke hinab, bis ich den Talboden erreichte und eine halbwegs komfortable Stelle gefunden hatte, wo ich mich schlafen legte und erst wieder erwachte, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Der Spuk der Nacht war wie weggeweht. Ich war in einem buschigen Gelände mit vielen Blumen. Vögel zwitscherten und Insekten brummt. Ich erklomm den nächsten Hügel und folgte einem Pfad, der mich an einem Haus und einem erstaunten Marokkaner vorbeiführte. Ich grüßte freundlich, so als ob es das Selbstverständlichste von der Welt wäre, dass hier ein Europäer vorbeilief. Aber der Mann war zu verblüfft, um den Gruß zu erwidern, und gaffte mich nur mit offenen Munde an. Nach etwa hundert Metern hörte ich seine Schritte hinter mir und ich wurde auf Französisch gefragt, ob ich schon gefrühstückt hätte. Der Mann hatte ein nettes Gesicht, und so nahm ich die Einladung gerne an.

Von der Terrasse des Hauses konnte man ganz Ceuta in der Morgensonne liegen sehen. Ein Esel war an einem Baum gebunden und Hühner rannten gackernd und aufgeregt durch die Gegend. Wir machten es uns auf einer Bank bequem, und der Mann gab seiner Frau Bescheid, die bald darauf mit Brot, Butter und dem berühmten marokkanischen Minze Tee erschien, während der Mann vorsichtig versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Wo kommst du denn jetzt gerade her?“ wollte er natürlich bald wissen. Eine innere Stimme sagte mir, dass ich keine Angst vor Denunziation zu haben

brauchte, und ich erzählte die Geschichte, wie ich mich nach Marokko eingeschlichen hatte.

„Da hast du aber Glück gehabt!“ sagte der Mann. „Die Grenze ist hier ganz gut abgeschottet.“ Und vertrauensselig erzählte er mir: „Ich bin Schmuggler, kenne den Weg und weiß, wen ich zu bestechen habe!“ Nur mit was er schmuggelte, verriet er nicht. Später erklärte er mir den Weg, wie ich aus dem Grenzgebiet gelangen könnte, ohne an irgendwelchen Posten vorbeizulaufen, und gab mir zum Abschied die Hand: „Bonne chance!“

Auf schmalen Pfaden und Feldwegen ging es weiter. Als es Mittag wurde, beschloss ich, lieber noch etwas im Schutz eines Busches zu schlafen und des Nachts weiterzulaufen. Schon bald aber wurde ich von Stimmen geweckt und ich musste zu meinem Schrecken feststellen, dass mich mit Knüppel bewaffnete Bauern umstellt hatten. Als sie jedoch sahen, dass sie es mit einem Europäer zu tun hatten, winkten sie ab; ich brauchte keine Angst zu haben und konnte weiter meines Weges ziehen. Ein alter Mann rannte mir sogar noch hinterher und drückte mir eine Tüte mit Brot in die Hand.

Etwas später sah ich Fhideq unter mir liegen und hörte den Muezzin zum Gebet rufen. Im Tal sah man Felder und Weiden, auf denen vereinzelt Kühe angepflockt waren. Ein Mann sah mich, fing an zu schreien und lief einen Knüppel schwingend hinter mir her, bis auch er erkannte, dass ich ein Europäer und kein Räuber war.

„Ganz schön paranoide Gegend“, dachte ich mir, und schlug einen großen Bogen, bis ich nach einer weiteren Nacht wieder den Strand des Mittelmeeres erreichte, wo ich hoffte, etwas schneller voranzukommen als in dieser Hügelgegend.

Nach einer kleinen Weile kam ich an drei Männern vorbei, die verträumt aufs Meer hinausschauten und ungefähr in meinem Alter waren. Einer von ihnen winkte mir zu, und ich nahm die Einladung an und setzte mich neben sie. Sie hatten sympathische Gesichter, waren offenbar stark bekifft und staunten nicht schlecht, als sie meine Geschichte hörten. Sie luden mich in ihr Camp ein, ein Hüttendorf, das direkt an der Schnellstraße Ceuta-Tetouan lag, bereiteten mir erst mal eine Tajine¹⁰ und Tee und zückten dann ihre Kiff Pfeifen. Ein gutes Stöffchen, was die da schmauchten, und angenehm zu rauchen in den länglichen Tonpfeifen.

„Nous sommes grands fumeurs d'haschisch, Monsieur!“ sagten sie, und ich erfuhr, dass sie Arbeiter waren, die an der Verbreiterung der Straße arbeiteten. Sie teilten sich eine Hütte mit zehn Leuten. Einer von ihnen war nur für Einkauf und Kochen zuständig und bekam vom Lohn der anderen etwas ab. Wir freundeten uns schnell an, und als sie sahen, dass ich mich in ihrer kleinen Bretterbude pudelwohl fühlte, sagten sie mir, ich könnte ruhig länger bleiben. Sie schenkten mir ein Stück Pollen und guckten zufrieden, als ich gemeinsame Joints drehte: „Oui, oui, Monsieur; nous partageons!“

¹⁰ Eintopf mit verschiedenem Gemüse, Fleisch oder Fisch.

Was für Menschen! Beschenkten mich, damit ich auch teilen konnte!

Ich lernte die ersten Brocken Arabisch. Unter anderem das Glaubensbekenntnis und die 112. Sure. Obwohl sie alle nicht beteten, brannten sie doch darauf, mich den Islam zu lehren, besonders als sie sahen, dass ich sehr interessiert war. Am Abend gingen wir in ein Café. Meine Begleiter hatten Messer mitgenommen, jemand einen Schlagstock. Ich fragte einen von ihnen, was denn hier so gefährlich wäre. Der Mann zeigte mir eine lange Narbe an seinem Arm, die offensichtlich von einem Messer herrührte: „Das Grenzgebiet ist etwas unsicher, aber an Ausländern vergreifen sie sich kaum. Hassan II hat darauf drastische Strafen ausgesetzt.“

In dem Café saßen die Männer vor ihrem Tee, rauchten ihren Kiff und glotzten TV. Große Unterhaltung fand nicht statt, der Kasten hypnotisierte alle, wie die Schlange ihre Opfer. Ich trank einen Kaffee und guckte etwas frustriert durch die Gegend. Die Seuche hatte sich also auch schon hier breit gemacht! Der Kaffee schlug mir außerdem auf die Leber. In den nächsten Tagen musste ich mit bleierner Müdigkeit kämpfen und bekam Durchfall. Ich legte mich oft an den Strand zum Schlafen, da mir die Schnellstraße zu laut war. Ich konnte kaum begreifen, wie die anderen es schafften, direkt neben den röhrenden Dieselmotoren einzuschlafen, und fragte mich, was für eine innere Ruhe diese Menschen noch haben mussten.

Dann kam die Zeit des Abschieds. Aus Anlass des Geburtstages vom Propheten Mohammed wurden die Arbeiten eingestellt und die meisten Arbeiter fuhren zu ihren Familien. Meine Freunde bestanden darauf, mir

zum Abschied von ihrem sauer verdienten Geld etwas abzugeben, und ich nahm es gerührt an, nachdem ich zunächst vergeblich versucht hatte, es abzulehnen.

„Manchmal ist es ein langer Weg, bis Gott einen Muslim werden lässt!" sagte mir mein Freund Umar noch, bevor er ein letztes Mal die Hand zum Gruß hob und in das Sammeltaxi stieg.

Ich ging weiter Richtung Tetouan. Mir war etwas schummerig zumute, als ich bedachte, wie weit es noch bis Algerien war und wie ich mich gerade fühlte. Eigentlich wollte ich nur schlafen. Klar, dass es gefährlich war, die Straße entlangzulaufen, aber die Küste hatte hier felsiges Ufer, und ich verspürte im Moment nicht die geringste Lust, über die Hügel im Hinterland zu kraxeln.

Ein Auto drehte vor mir auf der Straße, kam zurückgefahren und stoppte. Ein Gendarm saß drin: „Kann ich mal bitte Ihren Pass sehen?"

Er war ganz nett und lachte über meine Geschichte. Trotzdem brachte er mich auf die Wache nach Tetouan, wo sie mich nach einem kurzen Interview ins Loch steckten. Ich klopfte an die Tür und rief, ich müsste mal aufs Klo, erhielt aber keine Antwort. So blieb mir nichts anderes übrig, als meine Notdurft in eine leere Plastikflasche zu verrichten, die ich in der Zelle fand. Aber nicht so schlimm, Hauptsache, hier lag eine Decke, auf der ich schlafen konnte.

Eine Luke öffnete sich.

„Hast du Hunger?"

„Ja!"

„Hast du Geld?“

Ich reichte dem Polizisten etwas durchs Loch und nach einer Weile erhielt ich ein Sandwich und eine Cola.

Ich war zu schlapp für das alte Spielchen und gab meine Personalien an, auch wenn mir elend dabei zumute war und ich mich als feiger Verleumder fühlte, als Verleumder des undefinierten Wesens. Das deutsche Konsulat in Tanger wurde benachrichtigt, und ich musste zum Gericht. Dabei bekam ich den Place Hassan II zu Gesicht und einen Teil der Altstadt. Was für ein faszinierendes, buntes, exotisches Treiben, das ich da sah!

Der Richter guckte mir in die Augen: „Sie sind krank!“

„Ist es schlimm?“

„Nur wenn Sie es nicht auskurieren!“

Ich sollte nach Tanger gebracht und von dort ausgewiesen werden, musste aber erst noch für zwei Tage in den offiziellen Knast. Mir war alles recht, wenn ich bloß schlafen konnte. Ich traf in der Zelle einen Belgier, der wegen Haschischs einsaß und Probleme damit hatte, auf dem harten Zellenboden zu schlafen, wo es diesmal noch nicht einmal eine Decke gab. Er wohnte nicht weit von meiner Heimatstadt Aachen entfernt. Heimat? Hatte ich eine Heimat? Eigentlich nicht auf diesem Planeten! Aber ein sentimentales Gefühl sagte mir, dass ich gerne noch mal meine Eltern und meine alten Freunde sehen würde.

Ich bekam einen Ersatzpass. Man fuhr mich zum Hafen, ließ mich das Ticket für die Fähre bezahlen und wünschte mir eine gute Fahrt. In Algeciras ging ich

sofort ins Krankenhaus und ließ einen Bluttest machen: Hepatitis A! Der Arzt gab mir den einfachen Rat, mich so viel zu schonen wie möglich, und eine gütige Schwester drückte mir noch eine Tüte mit Milch und Joghurt in die Hand.

Also die Leber! Bei den Germanen der Sitz des Mutes! Und der hatte offenbar Schaden erlitten!

Auf dem Weg zum Busbahnhof pumpte ich einen deutschen Touri an, und der nette Kerl gab mir das Geld für ein Ticket nach Cadiz, dem Ort, an dem ich mich gut erholen konnte, und wo ich mir wohl auch die Hepatitis eingefangen hatte, wahrscheinlich von einer Weinpulle, die mir eine freundliche Seele angeboten hatte! Von dort rief ich meine Eltern an und bat sie, mir von meinem übriggebliebenen Geld herunterzuschicken, ich würde dann mal zu Besuch kommen. Die waren natürlich erleichtert, von mir zu hören und freuten sich auf eine Visite. Es dauerte aber noch knappe zwei Wochen, bis das Geld eintrudelte. Ich hing derweil in den Parks aus, hockte am Strand, trank Milch, lernte wieder Hinz und Kunz kennen, schaute den Alkies und Junkies bei ihrem Treiben zu, lauschte den Straßenmusikanten, beobachtete die Kunst des Marionettenspielers und die Tricks der Bettler und kam langsam wieder zu Kräften. Wenn der Wind zu stark und zu kalt blies, setzte ich mich in den Bahnhof und schaute den Menschen bei ihrer Geschäftigkeit zu. Die Krankheit hatte mich unglaublich ruhig werden lassen.

Und irgendwann fuhr dann auch mein Zug...

Home sweet home

Die Wüstenvölker sind dem Gutsein näher als sesshafte Völker, weil sie dem Urzustand näher sind und ferner von den üblen Gewohnheiten, die die Herzen der Sesshaften verdorben haben.

Ibn Chaldun, Muqaddimah

Kulturschock! Es war später Herbst, alles lag im Sterben. Die Straßen schienen mir wie ausgestorben, man sah nur Autos, kaum Menschen. Bei meinen alten Kumpels hatte sich eigentlich nichts getan, alles dümpelte in stiller Gewohnheit vor sich hin. Auch mit meinen Eltern fingen nach kurzer Zeit die alten Diskussionen wieder an.

Mir war schnell klar, ich war hier nur auf Urlaub! Ich konnte es hier auf keinen Fall lange aushalten, denn hier fühlte ich mich der Apokalypse immer besonders nahe. Vielleicht kam es daher, weil ich hier geboren war, und mir der ganze Mief so vertraut war, und in anderen Ländern fiel es mir nur nicht so auf. Oder weil so vieles von meiner Vergangenheit hier steckte, mit der ich eigentlich abschließen wollte, um mal zu neuen Ufern zu gelangen.

Und doch meinte ich auch rein objektiv kein Land zu kennen, in dem die Rationalität schlimmer wütete als hier, und das praktische, planerische Denken so alles durchdrungen hatte: Das Land mit den meisten Verkehrsampeln pro Einwohner! Mir fiel auf, dass man sich hier wer weiß wie oft am Tag im Spiegel besah, in Auto oder Fensterscheiben. Der Selbstbespiegelung und Selbstvergötterung wurde hier gefrönt! Wer war

der Schönste, Klügste, Beste, fuhr den größten Wagen, hatte das schönste Haus? Auch die Kinder wurden in das eitle Spiel hineingezogen und frühzeitig infiziert; man wollte den Nachbarn doch gerne ein Bübchen präsentieren, auf dessen Leistungen man stolz sein konnte.

Eine einzige lieblose Fassadenmalerei!

Ich fühlte leider nur zu gut, dass ich von dieser Krankheit auch schwer gezeichnet war, doch hier verschlimmerte sie sich. Man konnte den Spiegeln nicht entkommen. Ein täglich hundertfacher Sündenfall!

Zieht aus ihr, mein Volk, damit ihr nicht teilnehmt an ihren Sünden und nicht teilhaftig werdet ihrer Plagen...

Tuareg! Die ihr Gesicht verschleiern! Die Leere der Wüste! Die Leere des Spiegels! Tamanrasset! Vielleicht hatte Jan ja recht gehabt, *similia similibus curantur*¹¹! Der Pass musste mir helfen, dorthin zu kommen, wo ich keinen mehr brauchte, wo ich meine Identität und mein Selbst vergessen konnte!

Ich hatte noch etwas Geld und die Leber war auch wieder fit, also: schnell weg hier! Ich ging zum Bahnhof, nahm einen Zug nach Algeciras, und stand bald wieder vor der marokkanischen Grenze.

¹¹ Das homöopathische Simileprinzip: Gleiches heilt Gleiches.

Haschisch

*Du möchtest, dass ich es dir beschreibe,
damit du anfangen kannst darüber
nachzudenken, so wie du es mit allen anderen
Sachen tust. Aber Sehen hat mit Denken gar
nichts zu tun, darum kann ich dir nicht sagen,
wie es ist, wenn man sieht.*

Carlos Castaneda, Reise nach Ixtlan

Kurz vor der marokkanischen Grenze wurde ich angequatscht: „Aus Deutschland? Na so ein Zufall, ich habe Bekannte in Heidelberg, blablabla...”

„Jaja, interessant!”

Ich stieg in ein Taxi, das nach Tetouan fuhr. Neben mir saß ein junger Mann mit sympathischem Gesicht, der sich schüchtern nach meinem Fahrziel erkundigte. Wie rein zufällig kamen wir auf Haschisch zu sprechen, und der Fremde erzählte, seine Familie wohnte im Rif und produzierte welches. Interessiert fragte ich nach ein paar Details und der Mann gab bereitwillig Auskunft. Ob er mir das Hotel eines Freundes empfehlen dürfte?

„Warum nicht, ich kann es mir ja mal anschauen.”

In Tetouan führte er mich durch ein Labyrinth von kleinen Gassen und verwinkelten Plätzen, so dass ich bald völlig die Orientierung verloren hatte. Eine geheimnisvolle Welt, aber weil für mich undurchschaubar, auch irgendwie bedrohlich. Die Angst vor dem Unbekannten! Das Hotel sah gut aus, der Preis schien auch okay zu sein. Abdul, so hieß mein

Führer, bestellte ein erstklassiges Frühstück, drehte einen Joint bester Qualität und als ich mich gerade behaglich zurücklehnte und so richtig schön stoned wurde, fragte er mich, wie viel Kilos ich denn kaufen wollte.

„Wie viel Kilos?“ Ich glaubte nicht richtig gehört zu haben. „Ich will erst mal gar nichts kaufen, schon gar keine Kilos!“

„Wie bitte, worüber haben wir uns denn die ganze Zeit unterhalten?“

„Na und, das verpflichtet mich doch zu nichts!“

„Ach so, meinst du? Willst du mit mir scherzen, Spielchen treiben oder was?“ Er sah schwer beleidigt und wütend aus.

„Es tut mir leid, du hast das wohl missverstanden!“

„Es tut mir leid, es tut mir leid!“ öffte er mich nach. „Du rauchst mein Haschisch, und das tut dir leid? Du sagst mir jetzt wie viel du kaufen willst, oder du bekommst große Probleme!“ Er fasste wie rein zufällig hinten an seine Hose, als ob da ein Messer steckte.

Ich überlegte blitzschnell was ich tun konnte. Was war, wenn ich schrie? Das Hotel gehörte einem Freund von Abdul, der steckte wahrscheinlich mit ihm unter einer Decke! Der Lärm der Gasse dröhnte herauf, unwahrscheinlich, dass da jemand meinen Schrei groß beachtet hätte! Auf einen Kampf mit Messer einlassen wegen des Geldes? Mist, dachte ich, durch meine ersten Bekanntschaften mit Marokkanern war ich zu vertrauensselig geworden! Jetzt saß ich in der Falle!

Ich kramte einen Blauen hervor, mangels kleinerer Scheine, und dachte dabei, dass ich ein ganz schöner Idiot war!

„Das reicht nicht!“

„Das reicht! Wenn du mehr willst, komm es dir holen!“ Meine Stimme klang trotzig und wütend.

„Ich kann dir alles abnehmen, wenn ich will!“ sagte Abdul mit einem siegesgewissen Lächeln.

„Qu'ullhu allahu ahad, allahussamad, lam yalid, wa lam yulad, wa lam yakullahu kufuan ahad¹²!“

Abdul guckte erstaunt: „Wo hast du das gelernt?“

Ich erzählte von meiner Begegnung mit den Bauarbeitern.

„Hier, dreh' noch einen.“ Er warf mir ein Stück Hasch zu, stand auf und öffnete die Tür, um noch Tee zu bestellen. Ich ging hinter ihm her und fragte nach dem Weg zum Klo. Als ich von dort zurückkehrte, redete Abdul gerade mit dem Zimmerwirt. Er lächelt mich an: „Asch-hado allah ilaha illallah!“

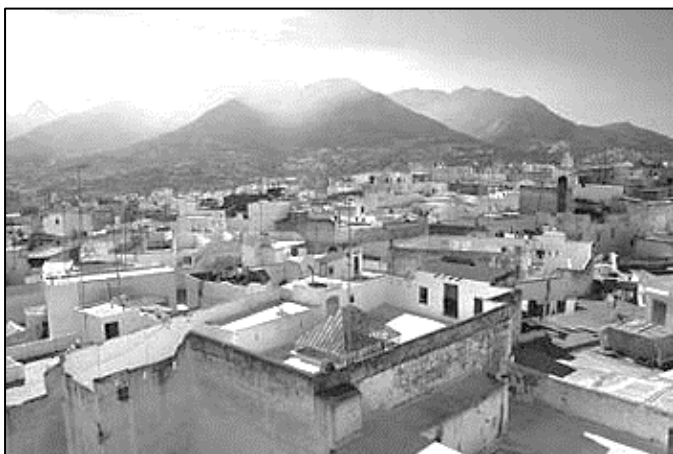
„Wa aschado ana Mohammadarrassulallah“, ergänzte ich das Glaubensbekenntnis.

„Jaaa“, Abdul umarmte mich herzlich, und wir grinsten alle drei.

Wenn ich aber glaubte, ich hätte jetzt mein Geld wiederbekommen, hatte ich mich geschnitten. Das

¹² Sprich: Er ist der eine Gott. Allah, der Alleinige; er zeugt nicht und wird nicht gezeugt, und keiner ist ihm gleich.

Spiel hatte ich verloren, und wir beide wussten das. Nun gut, Lehrgeld bezahlt! Die blöden Europäer hatten es ja! Wollte man Moralaposteln? Das Spiel mit der Angst: Wer Angst hat, verliert!



Ich machte einen Spaziergang durch die Souks. Es gab unglaublich viel zu sehen, und ich kam mir ein bisschen vor wie in einem arabischen Märchen. Die Atmosphäre litt allerdings durch die ganzen Nepper und Schlepper, die ich fast ständig am Bein kleben hatte. Ich wusste leider noch keine Zauberformel, um sie zu verscheuchen. Einer von ihnen stellte sich mit Said vor, und als er sah, dass ich das Spiel schon kannte, ihn aber trotzdem gutmütiger Weise zum Tee einlud, erzählte er mir im Vertrauen, dass die Polizei Bescheid wüsste und ihre Prozente bekäme: „Solange den Touris nichts geschieht, ist denen die Abzockerei nur recht.“

Ich fuhr weiter nach Tleta de Oued-Laou, einem kleinen Städtchen, das recht hübsch am Mittelmeer und nicht weit vom Rifgebirge entfernt lag. Es gab nur

ein einziges Hotel, so dass die Auswahl nicht schwer fiel. Ich lernte allerdings am nächsten Tag Achmed kennen, der mir ein kleines Häuschen vermietete, das sogar weniger kostete als das Hotelzimmer. Ein ruhiger Platz, an dem ich mich gut an das so fremde marokkanische Leben gewöhnen konnte. Ich machte manche nette Bekanntschaft und wurde auch bald von den Neppern verschont, die hauptsächlich ums Hotel herumstreunten und auf eine günstige Gelegenheit warteten, einen Touri übers Ohr zu hauen.

Donnerstag war Markttag, das gesellschaftliche Ereignis der Woche, an dem aus den umliegenden Bergen die Bauern auf ihren Eseln und Pferden, mit Bussen und wenigen Autos herangeströmt kamen. Sogar einen Knast gab es, ein niedliches quadratisches Gebäude mit sehr hübsch geschmiedeten Gittern. Das hügelige Umland wurde größtenteils landwirtschaftlich genutzt und mit Pferd oder Ochse bearbeitet. Die Rufe der Bauern, die ihre Tiere dabei antrieben, und der Ruf des Muezzins zu den Gebetszeiten waren neben den seltenen Lkws die einzigen nennenswerten Geräuschquellen. Ansonsten herrschte hier Ruhe und Stille, und meine Fahrt nach Algerien wurde mir immer unwichtiger. Ich fing wieder an zu malen und lernte Arabisch. Außerdem zog ich um zu Achmeds Bruder Abdel, den ich auf einem meiner Spaziergänge am Strand kennenlernte, als Abdel gerade ein Boot anstrich.

Abdels Haus lag auf einer leichten Anhöhe. Von dort sah man den ganzen kilometerlangen Sandstrand entlang und auf den malerischen Ort, bekam die Sonnenaufgänge über dem Meer mit und hatte einen

phantastischen Panoramablick auf die Berge des Rif. Abdels junge Frau kochte ausgezeichnet, und so lernte ich bald die gesamte regionale Küche kennen.

Einmal gingen Abdul und ich in ein 15km entferntes Dorf, um Haschisch einzukaufen. Statt dem üblichen Gemüse und Weizen sah man überall Cannabis auf den Feldern. Wir gingen zu einem Bekannten Abdels und kauften dort einige Pflanzen ein, von denen Abdel die Blüten abrufte und diese über einem Tuch zerkrümelte, das straff über einer Schüssel gespannt war. Dann fing er vorsichtig an, mit zwei Stöckchen auf die Blüten zu schlagen. Nach einer Weile nahm er das Tuch wieder ab, und man sah am Boden der Schüssel den durchgerieselten Pollen. Er wischte den Pollen zusammen und presste daraus eine Kugel; fertig war das Haschisch! Er spannte erneut das Tuch auf die Schüssel, nahm nochmals die gleichen Blüten, und klopfte diesmal etwas stärker. Mir wurde erklärt, dass das beim ersten Durchgang gewonnene Haschisch der ZeroZero wäre. Danach nähme die Qualität ab, man hätte dann erste, zweite, oder sogar dritte Qualität. Normalerweise würde aber nach dem dritten Durchgang der Rest der Pflanze zu Kiff gehäckselt.

Abdel wurde jetzt ungeduldig, zerrieb die Blüten mit der Hand und scherte sich nicht mehr um die verschiedenen Qualitäten, denn es war ja für den Eigenverbrauch. Den Rest der Pflanzen ließen wir liegen, obwohl das in Europa noch als erstklassiges Gras über den Tisch gegangen wäre. Auf dem Heimweg mieden wir die Straße und gingen lieber auf schmalen Eselswegen, um keiner Polizeistreife in die Arme zu laufen, denn der Anbau von Cannabis war zwar

seitsamerweise legal, Besitz und Handel waren es aber nicht.

Abdel erzählte, wie er früher mit dem Motorboot die Kilos nach Spanien geschmuggelt hatte. Aber seit er verheiratet war, und seine Frau jetzt auch schon ein Kind erwartete, hätte er es drangegeben. Er arbeitete jetzt als Elektroinstallateur, wollte aber sein Haus langsam zu einem Hotel-Restaurant umbauen. Ich ließ mir am nächsten Tag Abdels Idee noch einmal durch den Kopf gehen, und Abdel erklärte mir, wie er sich den Ausbau gedacht hatte, nämlich den Hang terrassenförmig bebauen, so dass jedes Zimmer eine Terrasse mit Meeresblick bekäme. Mir war sofort klar, dass das ein genialer Gedanke war. Die Lage hier, unweit der Straße nach Tetouan, mit dem Panoramablick über die ganze Küste und aufs Rif, keine 150m vom Strand, weit genug vom Ort entfernt, um von den Neppern geschützt zu sein, mit genug Land, um den Betrieb weiter auszubauen: einfach optimal!

Als Abdel sah, dass ich mich für die Idee begeisterte, fragte er mich, ob ich nicht Lust hätte, sein Partner zu werden: „Du brauchst nicht viel zu tun, könntest zum Beispiel das Management übernehmen, weil du den Geschmack der Europäer ja besser kennst. Vor allem haben die Touristen zu einem Europäer mehr Vertrauen! Du könntest deine Verbindungen zu Europa nutzen und die Werbetrommel rühren. Natürlich käme auch Startkapital für das Baumaterial ganz gelegen, das Land ist ja schon bezahlt. So um die 3000,-DM müssten wohl ausreichen! Und um ein Visum brauchst du dir keine Sorgen machen, mit ein bisschen Geld ist das schon zu regeln. Am besten wirst du natürlich Muslim,

und wir gehen dann mal eine Frau für dich suchen, eine Heirat ist nicht so teuer hier.”

Was für witzige Ideen Abdel da hatte! Eine Frau wollte ich mir natürlich nicht besorgen gehen, und Muslim wäre ich vielleicht gerne geworden, hätte ich nicht geglaubt, dass Gott eine andere Buße von mir erwartete. Aber Abdels Partner werden? Sein Angebot hatte ehrlich geklungen. So wie ich ihn jetzt kannte, hatte er mich nicht angelogen.

Das wäre schon cool! Ich könnte in aller Ruhe Bilder malen; man könnte Pferde für die Touris besorgen und über den Strand galoppieren, ein Boot klarmachen und man würde bestimmt eine Menge interessanter Leute kennenlernen, was ja zu wer weiß was für Möglichkeiten führen könnte. Waren hier doch gestern schon Franzosen mit einem PKW-Konvoi vorbeigekommen, um damit in den Niger zu fahren. Warum nicht einfach mitfahren?

Mir kamen viele Ideen, was man alles mit dem Projekt machen könnte. Die Finanzierung schien kein großes Problem zu sein, erwartete ich doch für nächstes Jahr eine kleine Erbschaft von Omi. Wenn ich meinem Vater die Sache schilderte, streckte der mir sicher das Geld vor.

Ich griff zu Hacke und Schaufel und fing schon mal begeistert an zu wühlen, dass die Schollen nur so flogen, aber Abdel riet mir, langsam zu tun: „Wenn ein Ausländer hier arbeitet, kommt es schnell zum Gerede. Ich muss erst mal alles abklären. Außerdem müssen wir Morgen ja auch noch etwas zu tun haben.”

Ich entwarf einen Vertrag, auch wenn ich mir eigentlich sicher war, dass Abdel mich nicht betrügen wollte, aber bei Geld hörte ja bekanntlich die Freundschaft auf. In dem Vertrag setzte ich die allgemeinen Bedingungen fest und forderte auch Abdels Unterschrift und die des Dorfpolizisten als Zeugen. Als Abdel sich den Vertrag durch las, sah ich sein Gesicht aufleuchten, und der Test war bestanden. Er meinte es wirklich ehrlich. Ich schrieb meinem Vater einen Brief und erklärte ihm die Situation. Etwas unwohl wurde mir auf einmal schon dabei, wie alles so am Schnürchen zu klappen schien. Das war ja schon zu gut! „Das soll alles dir gehören, wenn du mir folgst...“, sprach der Teufel zu Jesus in der Wüste.

Mit der Zeit festigte sich dann die Überzeugung, dass dies eine Versuchung und ein Test für mich waren. Aber ich hatte ja Abdel schon mein Wort gegeben und den Pakt bereits geschlossen, wie konnte ich mich denn jetzt der Verpflichtung wieder entziehen?

Und so kam mir die Idee, wieder meinen Pass zu verbrennen und meine abgebrochene Reise nach Tamanrasset weiter fortzusetzen. Denn ohne Pass würde mich Abdel wohl kaum hier behalten wollen. Es konnte auch kein Zufall sein, dass heute Heiligabend war, und so zündete ich mit dem guten Gefühl, dass alles so kommen sollte, um mich auf das alte Gleis zurückzubringen, meinen Pass an. Gerade als das Papier munter vor sich hin loderte, kam Abdel vorbei und fragte, was ich da machte.

„Ich verbrenne meinen Pass!“

Abdel glotzte auf die Flammen und brachte nur ein „Ach so“ heraus. Er konnte überhaupt nicht begreifen, was ablief. Erst nach einer ganzen Weile fing er an zu schimpfen: „Was machst du da eigentlich, spinnst du?“

„Tut mir leid, aber ich kann es dir nicht erklären, du würdest es nicht verstehen. Es hat etwas mit meiner Philosophie zu tun.“

„Nee, das kann ich wirklich nicht verstehen. Ich dachte, du wolltest mein Partner sein. Denkst du, du könntest hier bleiben ohne Pass? Ich bin verheiratet und möchte keinen Ärger haben!“

„Dann ist es wohl besser, wenn ich gehe?!“

Er sagte nichts, denn was sollte er schon sagen? Er hatte Recht, wenn er sauer war.

Am nächsten Morgen nahm ich meine Djellabah und mein restliches Geld und verabschiedete mich. Ich sagte Abdel, ich wollte meinem Vater schreiben. Der sollte das Geld weiterhin in Raten überweisen, dann könnte das Hotel auch ohne mich gebaut werden. „InshaAllah“, sagte Abdel leise, gab mir noch etwas Geld mit auf den Weg und drückt mir die Hand.

„Es tut mir leid, Abdel...“, dachte ich.

Wüstenwind

*...und du wirst finden, dass den Gläubigen
diejenigen, welche sprechen: „Wir sind
Nazarener“, am freundlichsten
gegenüberstehen. Solches, dieweil unter ihnen
Priester und Mönche sind, und weil sie nicht
hoffärtig sind. Und wenn sie hören, was
hinabgesandt ward zum Gesandten, siehst du
ihre Augen von Tränen überfließen infolge der
Wahrheit, die sie darin erkennen...*

Koran, Der Tisch 82-83

Und so zog ich los, wieder ohne Gepäck, eingehüllt in meine Djellabah, die mir gleichzeitig als Tarnung und Schlafsack dienen sollte. Sie war sehr warm, und wenn ich die Kapuze überwarf, vermutete bestimmt niemand, dass da ein Europäer darunter steckte. Ich wendete mich erst Chechauen zu und benutzte, solange es ging, Eselswege, bis dann die Straße durch das tief eingeschnittene Tal des Oued-Laou führte. Es herrschte aber nicht viel Verkehr. Kam mal ein Auto vorbei, konnte ich in aller Seelenruhe die Kapuze überwerfen, ich hörte es ja rechtzeitig. Ich merkte bald, dass die Djellabah Gold wert war, denn selbst als es nachts schon sehr kalt wurde, ließ es sich damit immer noch aushalten. Wenn es jedoch tagsüber heiß wurde, isolierte sie auch gegen die Hitze.

Ich kam nur selten an Cafés vorbei, wo man sich etwas zu essen hätte kaufen können. Aber ich erfuhr bald, dass ich im Grunde jeden fragen konnte, wo man denn Brot finden könnte; ich wurde normalerweise

sofort eingeladen. Es galt als unschicklich für einen Muslim, jemand anderen um etwas zu bitten. Aber so fragte man ja nur um eine Auskunft, und es war die Pflicht eines Muslims, einen Reisenden gastfreundlich aufzunehmen.

Obligatorisch war der Tee, der immer in einem kleinen Zeremoniell zubereitet wurde, und diese Ehre wurde meist den Älteren überlassen. Dann gab es Brot mit Olivenöl, Tajine, Couscous, gebratenen Fisch, Suppe oder sonstiges. Als Dessert wurde mir oft, jedenfalls solange ich in der Nähe des Rifs war, etwas zu kiffen angeboten.

Ich war seltsamerweise froh, noch nicht so viel Arabisch gelernt zu haben, denn dadurch hatte ich mehr Ruhe vor misstrauischer Fragerie. Da der Verstand nicht genügend Informationen bekam, um groß ins Grübeln zu geraten, mussten sich die Leute auf ihren Instinkt verlassen, der ihnen wohl sagte, dass ich okay war. Traf ich hingegen auf französischsprechende Leute, fing in der Regel ein kleiner Stierkampf an. Ich versuchte, den Leuten ein rotes Tuch hinzuhalten und die Fragerie abzuwehren.

„Aus welchem Land kommst du?“

„Ich habe früher in Deutschland gelebt.“

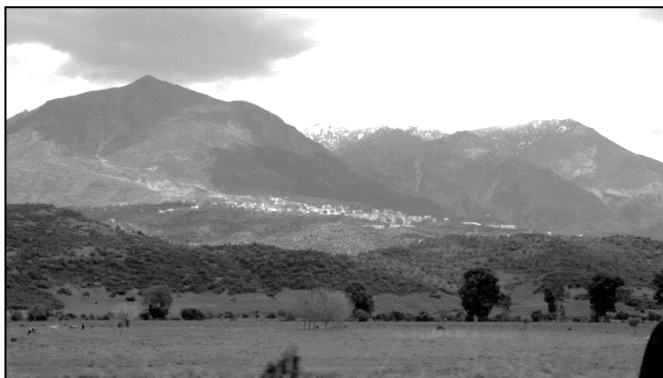
„Hast du einen Pass?“

„Wie könnte ich ohne Pass nach Marokko einreisen?“

„Weiß nicht, aber hast du einen?“

„Warum interessiert dich das?“

Ich musste genügend Fragen abwehren, bis es unschicklich wurde, weiter zu fragen. Aber ich wunderte mich, dass mich so viele Leute nach meinen Papieren fragten, wo das in Deutschland doch niemanden interessierte. Für einen Räuber oder Spion werden sie mich doch wohl kaum gehalten haben?



Ich umging Chechaouen und fand bald genügend kleine Pfade, die mich weiter nach Süden brachten. Kam ich zu größeren Ansiedlungen, versteckte ich mich unter meiner Kapuze und ging gemächlichen Schrittes, so als ob ich ein alter Mann wäre. Nur bei abgelegeneren Höfen lief ich nicht inkognito, hatte ich doch die Hoffnung, wieder einmal zum Essen eingeladen zu werden. Denn einen Europäer hatten die Leute ja nicht alle Tage zu Gast!

Ich kam durch Gebiete, in denen das Cannabis als Unkraut am Wegesrand wuchs und mir die Leute das Hasch kiloweise unter die Nase hielten, weil sie glaubten, deshalb wäre ich hier. In manchen Dörfern schien die Zeit stillgestanden zu sein, und ich kam mir vor wie in einem vergessenen Zeitalter. Ich verlor

immer mehr den Bezug zu meiner Vergangenheit, tauchte in eine fremde Welt ein, obwohl sie mir auf eine unerklärliche Art auch sehr vertraut war. Vielleicht, weil dieses einfache Leben den Menschen schon seit Urzeiten begleitet hatte.

Ich lief durch große Eichenwälder und war erstaunt, denn solche Wälder hatte ich in Marokko gar nicht erwartet! Einmal kamen plötzlich zwei große wütende Hunde auf mich losgestürzt, und einer biss mir in die Ferse, die glücklicherweise durch den Schuh geschützt war. Ich bückte mich schnell, um einen Stein aufzuheben, als es plötzlich mit einem Krachen meinen Hosenboden in zwei Teile zerriss. Ich war stocksauer auf die Viecher, die, kaum dass ich mich gebückt hatte, bereits die Flucht ergriffen hatten, und mich nur noch aus respektvoller Entfernung blöde anklafften.

Der Wald wurde abgelöst durch eine landwirtschaftliche Hügelgegend, in der kleine Dörfer und Gehöfte verstreut lagen. Was für eine Herzlichkeit mir hier entgegengebracht wurde! In Spanien war mir schon viel Gutes getan worden, aber verglichen hiermit waren das wirkliche Almosen gewesen. Dort war ich der Bettler gewesen, dem man eine mildtätige Gabe gespendet hatte. Hier war ich ein Gast, dem voller Stolz der Araberhengst vorgeführt wurde. Diese Freundlichkeit erschien so selbstverständlich und natürlich, dass ich nicht glauben konnte, dass sie mir nur deshalb entgegengebracht wurde, weil ich Europäer war. Was für ein Unterschied zur Fremdenfeindlichkeit in meinem eigenen Land!

Ich hielt mich Richtung Fés, drehte aber dann irgendwann nach Osten ab. Öfters konnte ich an

Kreuzungen Gendarmen und Straßensperren beobachten, aber auf den schmalen Pfaden fühlte ich mich sicher. Wenn mich die Leute fragten, wohin ich denn wollte, sagte ich ihnen, dass ich auf dem Weg nach Oujda wäre, das an der algerischen Grenze lag.

„Was, soweit? Und alles zu Fuß?“

„InshaAllah! So lerne ich das Land besser kennen!“

Ich redete oft mit den Leuten über Religion, und sie waren erstaunt, dass ich die ganzen Geschichten von Abraham, Noah und Moses kannte, und waren sehr erfreut, wenn ich das Glaubensbekenntnis und die 112. Sure rezitierte; sie glaubten wohl, ich wäre kurz davor, Muslim zu werden. Aber ich glaubte nach wie vor, dass meine Buße anders auszusehen hatte, als die der Muslime: Ein verachtetes Wesen werden, dass sich vor Schmerz und Scham völlig von dieser Welt abkehrt und nur die Rückkehr zu Gott herbeisehnt! Ein Wesen, dass seine Kleider in der großen Trübsal gewaschen* hat als eine Übung auf die schrecklichen Tage der Endzeit: *Wenn Gott diese Tage nicht verkürzt hätte, könnten es selbst die Gerechten nicht ertragen und niemand könnte selig werden*!* Ein Wesen, das wirklich den Weg Jesu nachvollzieht: ein grauenvoller Tod am Kreuz als Vorbereitung auf die letztendlich Läuterung im Jenseits!

Seit längerem wusch ich mich nicht mehr und aß mit der linken Hand¹³, wobei ich fast vor Scham verging. Aber selbst das konnte der Freundlichkeit der

¹³ Nicht nur bei Muslimen galt die linke Hand als unrein: Das Rechte tun, der Gerechte, das Recht, der rechte Weg... Das ist link, links liegen lassen, linkisch...

Menschen keinen Abbruch tun. Für drei Tage stellte ich völlig das Sprechen ein und stellte mich stumm, um auszuprobieren, ob ich denn noch auf das Reden angewiesen wäre. Mir wurde eine Herzlichkeit zuteil, die kaum noch zu ertragen war! Mir wurde das Essen im wahrsten Sinne des Wortes in den Mund geschoben, und ich verriet mich beinahe, als ich sagen wollte: langsam, langsam! Ich wurde gedrückt und getätschelt! Es war unfasslich! Auf eine Art fühlte ich mich elend dabei, denn ich konnte diese Liebe in diesem Maße gar nicht erwidern. Ich fühlte mich dieser Liebe unwürdig! Ein Gefühlskrüppel, von dem ein Teil des Herzens schon erkaltet war!

Langsam wurde die Gegend immer öder, geriet ich immer öfter in wüstenhafte Gebiete, wo man nur den Wind hörte. Wie weit waren früher die Eremiten in die Ödnis vorgedrungen? Was für ein Vertrauen musste Moses besessen haben, damit er ein ganzes Volk durchs Nichts führte? Sicherlich wäre der heutzutage als verrückt weggesperrt worden, wenn er seine Absicht kundgetan hätte, mit mehreren tausend Menschen durch die Wüste zu gehen in der Hoffnung, dass Gott das Manna vom Himmel regnen lässt!

An einem Flusslauf mit Olivenhainen und kleineren Gehöften wurde ich wieder in eine Hütte eingeladen. Mir wurde ein Bad angeboten, und ich nahm es als ein Geschenk Gottes und brach meine Bußphase ab. Auch aß ich wieder mit der rechten Hand. Mein Gastgeber wollte unbedingt, als ich ihn auf Zeichensprache um Nadel und Faden fragte, meine zerrissene Hose nähen. Ich sollte mich lieber inzwischen rasieren.

Als ich am nächsten Morgen weiter meines Weges zog, traf ich drei Jugendliche, die etwas Französisch sprachen.

„Wohin willst du?“ fragten sie.

„Richtung Oujda!“

„Warum nimmst du nicht den LKW?“

„Ich will zu Fuß gehen!“

„Zu Fuß? Hier durch die Wüste? Da kommt doch nichts mehr! Nimm lieber die Straße!“

„InshaAllah werde ich noch etwas finden!“

„Na dann, viel Glück!“

Ich zog ohne große Bedenken weiter. Hier war noch nicht die Sahara. Es war Winter und wurde tagsüber nicht so heiß. Ein paar Tage hatte ich sicher Kredit.

Kein Leben zeigte sich hier. Soweit man sehen konnte, nur braune, graue oder beigefarbene Hügel und steinige Ebenen. Ich fühlte mich wie in einem riesigen Ozean, auf dem sich der Horizont endlos ausdehnte. Eine nicht zu beschreibende Freude und ein Gefühl von Freiheit stiegen in mir auf. Hier herrschte die Ewigkeit! Ich lief den ganzen Tag wie in einer Art Trance. Die Magie der Wüste hatte mich gefangen! Ich spürte keine Erschöpfung, keinen Hunger und keinen Durst. Über ein Jahr war ich unterwegs gewesen, um mich mit dem Nichts zu konfrontieren! Über ein Jahr, um die Angst vor dem Nichts zu verlieren! Es war keine Bedrohung mehr für mich, es war Freiheit! Was für andere vielleicht ein Alptraum gewesen wäre, ohne Gepäck, ohne Geld und ohne Pass mitten in der Wüste zu stehen, ich genoss es!

Das Atmen wurde unheimlich leicht und die Ruhe schien durch alle Adern zu strömen

Bereits am nächsten Tag erreichte ich eine oasengleiche Ansiedlung, und die Leute dort staunten nicht schlecht, als ich zu Fuß anmarschiert kam. Es gab zunächst eine etwas misstrauische Fragerie, aber ich konnte mich herausreden, und das Misstrauen machte bald wieder der gewohnten marokkanischen Gastfreundlichkeit Platz.

Die Gegend wurde langsam fruchtbarer, es gab Olivenbäume und Ziegenzucht. Spät am Abend lernte ich einen Hirten kennen, und der schleppte mich zu seinen Brüdern in ein kleines Haus. Die Brüder zogen gerade einem Kaninchen das Fell über die Ohren, das einer von ihnen geschossen hatte, und bereiteten ein opulentes Mahl vor, unter anderem eine wohlschmeckende Nachspeise, die sie aus geriebenen Möhren und frischem Orangensaft mischten. Dabei waren sie die ganze Zeit am Scherzen und am Singen. Sie wollten, dass ich ihnen ein Lied aus meiner Heimat vortrug, und ich musste beschämt feststellen, was für ein armer Mensch ich war, kannte ich doch außer „Alle meine Entlein“ und „Hänschen klein“ nur Liederbruchstücke, die sich kaum zum Vortragen eigneten.

Am nächsten Tag wurde ich ein gutes Stück auf einem Pferdekarren mitgenommen, und erreichte am Nachmittag ein zerklüftetes Tal, in dem eine Ansiedlung aus hässlich hingewürfelten Gebäuden stand. Ein paar Männer saßen vor einem Haus und beschäftigten sich mit irgendeinem Brettspiel. Sie piffen mir zu, obwohl sie nicht sehen konnten, dass ich Europäer war. Ich

überlegte einen Moment, ob ich reagieren sollte, denn auf Pfeifen und Zischen sollte man eigentlich nicht reagieren; man piffte nach Hunden! Aber die Hoffnung, vielleicht zu einem Tee oder einem Essen eingeladen zu werden, ließ mich umdrehen.

Als die Männer sahen, dass ich ein Europäer war, fing gleich ein Kreuzverhör auf Französisch an. Ich versuchte, mich nach gewohnter Weise herauszureden, aber es kamen plötzlich immer mehr Menschen herbeigeströmt, unter anderem der Bezirkschef, der mich klar aufforderte, meine Papiere zu zeigen. Als ich nun zugab, keine zu haben, beschlossen sie, ich müsste erst mal die Nacht hier verbringen und sie würden später beraten, was sie mit mir machen wollten.

Sie brachten mich in den großen Gemeinschaftsraum des Dorfes, der den Männern als Treffpunkt diente, und wo auch viele der alten Männer wohnten, die so noch in die Gemeinschaft einbezogen und nicht in irgendein Altersheim zum Sterben gebracht wurden. Es wurde Tee zubereitet und der Raum füllte sich mit immer mehr farbenprächtigen und neugierigen Gestalten, von denen die meisten wollige Djellabahs und weiße Turbane trugen. Der Bezirkschef befragte mich nach dem Woher und dem Wohin, und ich erklärte, ich wäre auf dem Weg nach Oujda, wäre jetzt ungefähr einen Monat unterwegs, hätte ungefähr 600 Kilometer zu Fuß zurückgelegt, und lehnte einen Pass aus religiösen Gründen ab. Hörte sich natürlich alles nicht sehr glaubwürdig an, und ich wusste das auch. Aber ich dachte mir, die Männer würden vielleicht vermuten, dass, wenn es nicht die Wahrheit wäre, ich

mir eine bessere Ausrede hätte ausdenken können, und hoffte, dass sie nach ihrem Gefühl entschieden.

Die Männer diskutieren wohl eine Stunde lang über meinen Fall, natürlich auf Arabisch, von dem ich so gut wie nichts verstand. Immerhin kapierte ich so viel, dass ich ein paar Fürsprecher hatte, denen ich wohl sympathisch war, und die meinten, es gäbe auch viele Marokkaner in Europa ohne Pass.

Schließlich wurden große Schüsseln voll Couscous und Hähnchen aufgetragen und später wieder Tee. Sie sagten mir dann, ich wäre grundsätzlich frei und könnte morgen gehen wohin ich wollte; aber es wäre sehr gefährlich, der Straße weiter zu folgen, denn es gäbe in den Bergen Räuber, und viele Leute wären dort schon ermordet worden. Besser wäre es, morgen den LKW nach Taourirt zu nehmen, und von dort weiter Richtung Oujda zu reisen. Ich könnte eine Nacht darüber schlafen und mich morgen früh entscheiden. Ich nickte befriedigt, und als schließlich Decken und Teppiche gebracht wurden, mit denen vier oder fünf Leute gleichzeitig zugedeckt werden konnten, kuschelte ich mich beruhigt in meine Ecke.

Beim Einschlafen überlegte ich, was ich tun sollte. Ich hatte mit den Männern zusammen gegessen, steckte mit ihnen im wahrsten Sinne des Wortes unter einer Decke, und sie hatten ausdrücklich gesagt, sie wollten die Polizei aus dem Spiel lassen. Hätte wohl etwas merkwürdig ausgesehen, wenn ich ihr Angebot abgelehnt hätte...

So nahm ich denn am nächsten Tag zusammen mit einem Begleiter den LKW, nachdem die Männer mir

noch eine Tüte voll Brot mitgegeben und mir eine gute Reise gewünscht hatten. Es ging über staubige holprige Pisten, bis wir von der Geräuschkulisse einer Stadt eingefangen wurden. Der Wagen hielt, man forderte mich auf auszusteigen, und was musste ich zu meiner großen Bestürzung feststellen? Der LKW stand mitten auf dem Hof einer Polizeistation!

Brutal-Fundamental

Vor diesem allem wird man Hand an euch legen und euch verfolgen, indem man euch an die Synagogen und Gefängnisse überliefert, um euch vor Könige und Statthalter zu führen um meines Namen willen. Es wird euch dazu ausschlagen, dass ihr Zeugnis ablegen müsst...

Neues Testament, Luk. 21, 12-13

Mich überlief ein Zittern. Diese Angst! War ich schon stark genug, war mein Glaube fest? Ich schmiss meinem Begleiter das Brot in die Arme: „Verräter!“ Der fing es auf, lächelte nur verschmitzt und war sich offenbar keiner Schuld bewusst. Was für Europäer hinterlistig gewesen wäre, ging hier scheinbar als listig durch.

Das bereits bekannte Verhör begann: „Ich heiße Nadie, habe keine Nationalität und komme aus dem Nichts!“

Die Polizisten fingen an, Scherze zu treiben über diesen komischen Europäer und brachten mich schließlich zur Gendarmerie, wo ein Protokoll aufgenommen und meine „Personalien“ notiert wurden. Als die Beamten gerade damit fertig waren, kam eine Frau herein und erkundigte sich nach ihrem vermissten Ehemann oder Bruder. Der Gendarm zeigte ihr ein paar Fotos kürzlich bei einem Autounfall verstorbener Personen. Als die Frau einen davon wiedererkannte, brach sie in Tränen aus. Die Gendarmen versuchten sie zu beruhigen, es entstand eine kleine Verwirrung, man brachte sie in ein anderes Zimmer und ließ mich allein zurück. Zu meiner Schande

musste ich mir eingestehen, dass ich im Moment kein Mitleid fühlte, sondern nur mit Fluchtgedanken beschäftigt war. Ich verließ den Raum und ging den Flur entlang Richtung Ausgang, der offenbar nicht bewacht war. Statt sofort das Weite zu suchen, zögerte ich wieder einmal und entdeckte dabei eine offene Tür, die zum Innenhof führte. Aber hier war Sackgasse! Im Flur wurde ein Gendarm auf mich aufmerksam und fragte, wo es denn hingehen sollte.

„Au toilette!“

Der Gendarm zeigte sie mir und ich ärgerte mich über die verpasste Chance! Wieder nicht spontan gehandelt!

„Es gibt immer einen Ausweg“, hatte mir einmal ein Fernfahrer gesagt, der mich in der Nähe von Bordeaux beim Trampen mitgenommen und den schwarzen Gürtel in Karate besessen hatte. „Du musst nur völlig ruhig sein und dein Bewusstsein entleeren, damit du im Bruchteil einer Sekunde reagieren kannst. Denn du hast normalerweise nur eine Gelegenheit!“

Am späten Nachmittag fuhren mich zwei Gendarmen über hundert Kilometer weit in ein Kaff namens Berkane, das in der Nähe des Mittelmeeres lag, und wo es das Bureau de transmission¹⁴ gab. Mir schauderte schon, als wir in den hässlichen Ort hineinfuhren und besonders, als ich das bedrohlich wirkende graue Polizeigebäude sah.

¹⁴ franz.: Amt für Überführungen

Ich wurde einem Inspektor übergeben, der im freundlichen Ton anfang, mich zu verhören. Als er meine unzureichenden Antworten erhielt und nach mehrmaligem Nachfragen keine Besserung sah, stand er auf, hielt sein Gesicht nahe an das meine und raunzte: „Wir können auch anders miteinander reden!“ Es hagelte ein paar Ohrfeigen, aber ich blieb stumm.

„Dann müssen wir jetzt wohl mal zum Capitaine!“

Ich wurde in ein riesiges Zimmer geführt, in dem ein mächtiger Schreibtisch stand, hinter dem ein Hüne von Mann thronte, dessen pockennarbiges Gesicht von einem dicken schwarzen Schnäuzer geziert wurde. Hinter ihm prangte das Bild von Hassan II an der Wand, und seine Augen funkelten humorlos.

„Was gibt es?“

Der Inspektor schilderte den Fall.

„Sie haben keinen Pass? Darf ich fragen, warum nicht?“

„Ich lehne ihn aus religiöser Überzeugung ab!“

„Dann wären Sie vielleicht trotzdem so freundlich, Ihre Personalien anzugeben.“

„Aber sicher! Ich heiße Nadie und komme aus dem Nichts!“

Der Hauptmann und der Inspektor schauten sich an.

„Hör mal gut zu, Freundchen! Ich bin kein Priester oder Imam, und auch nicht der Papst!“ donnerte er los. „Hier ist die Gendarmerie! Und du gehst jetzt mit dem Inspektor mit und rückst mit der Wahrheit raus,

andernfalls...“, er lächelte mir zu, dass es mir kalt den Rücken herunterlief, und sagte genüsslich: „I cut you in ten pieces!“

Mir fiel sofort das entsprechende Bibelzitat ein: „...andere haben sie zersägt um ihres Zeugnisses willen.“

Es ging wieder in das Zimmer des Inspektors und ich rückte mit der Wahrheit heraus.

„Ich komme aus dem Nichts...“

„Alles klar, Junge. Wenn du nicht anders willst.“

Im Zimmer des Hauptmanns stand bereits der Folterknecht, ein strohdummes, plumpes, brutales Gesicht, und hielt einen ungefähr 1,20m langen, lederumwickelten Stock in der Hand.

Die Angst kam in Wellen. Schwer zu sagen, welche Angst größer war, die Angst vor dem Schmerz, oder die Angst, ein Verräter an Gott zu werden, ein Judas, auf den eine brennende Strafe wartete.

„Halt die linke Hand auf!“

Der Schmerz zuckte wie Stromstöße durch meinen Körper. Ich ließ mir nichts anmerken, aber ich wusste sofort, dass ich dem Schmerz nicht lange würde standhalten können. Meine Selbstkasteiungen hatte ich noch zu halbherzig betrieben!

„Die andere Hand!“

Zehn Minuten vergingen, eine Ewigkeit. Die Hände verfärbten sich bereits und waren dick angeschwollen, die Haut war kurz vor dem Aufplatzen.

„Damit können wir uns die ganze Nacht beschäftigen!“

War es eine Lüge wenn ich sagte...

„Ich selber komme aus dem Nichts, aber mein Körper, der ist in Deutschland geboren!“

„Aha! Dann schreib uns mal auf, wie dein Körper heißt und wo er wohnt“, der Hauptmann tippte mit dem Finger auf ein Stück Papier und hielt mir einen Stift hin. Ich schrieb mit meiner angeschwollenen Hand in riesengroßer Zitterschrift meine Personalien auf und fühlte mich dabei hundeeelend. Judas!

„Jetzt geh mit dem Inspektor! Und morgen sprechen wir uns noch mal“, er sagte das im ruhigen Ton, ohne Drohung in der Stimme, aber ich dachte an Zuckerbrot und Peitsche, und daran, dass er wahrscheinlich bezweifeln würde, dass ich ohne alle Habe nach Tamanrasset wollte.

„Du warst nett zu uns, jetzt sind wir auch nett zu dir“, sagte der Inspektor in salbungsvollem Ton, als er mich runter in die Wache führte, wo die einfachen Gendarmen ihre Büros hatten, „ich besorge dir etwas zu essen. Hast du einen besonderen Wunsch?“

Das war ja wohl etwas zu nett!

„Wenn Sie mir bitte Milch mitbringen könnten.“

Ich saß zunächst still in einer Ecke eines Büroraumes. Die Gendarmen waren mit Protokollen und anderen Dingen beschäftigt. Im Nebenzimmer lief das Radio und ich hörte „Loosing my religion“ von R.E.M. und wurde für einen Moment so traurig, dass mir die Tränen die

Wangen herabließen. Ich wäre in diesem Moment gerne gestorben, einen Märtyrertod ohne Schmerz. Hauptsache, mit einem guten Gewissen zu Gott zurückkehren und nicht als Judas. Des Lebens war ich mehr als überdrüssig, es war eine einzige Schinderei! Ich wollte endlich meine Ruhe haben! Warum hatte ich Idiot auch nur den Apfel der Erkenntnis gegessen? Jetzt saß ich hier!

Die Gendarmen unterhielten sich freundlich mit mir. Sie schienen gar nicht genau zu wissen, warum ich hier war, sie wussten nur, der Pass war weg, aber warum? Jedenfalls hatte der Inspektor den Jungen zuvorkommend behandelt!

Und so kam es, dass ich erst mal Couscous aufgetischt bekam und später, als die Wache langsam geschlossen wurde, mir eine Matratze in einem Zimmer zurechtgelegt wurde und ich nicht ins Loch und hinter Gitter wanderte. Der Inspektor erschien mit der Milch und Sandwichs, wünschte noch eine gute Nacht und war verschwunden, genau wie alle anderen Gendarmen, bis auf einen, der im Nebenzimmer Wache schob, und wohl auch für den Eingang des Gebäudes zuständig war.

Etwas weckte mich. Es war vielleicht drei Uhr nachts, hier und da war schon ein Hahnenschrei zu hören. Die Tür zum Nebenzimmer stand halb offen. Man hörte gleichmäßige Atemzüge: der Wächter schlief! In meinem Zimmer stand ein Schreibtisch an der Wand, und dahinter befand sich eine Tür. Sollte ich probieren, ob sie offen war? Es war gerade so gemütlich, und neben mir lag noch ein Sandwich.

„Los aufstehen!“ befahl eine innere Stimme. Ich rückte vorsichtig den Schreibtisch zur Seite und horchte klopfenden Herzens auf die Atemzüge des Wächters. Die Tür war offen! Ich kam in einen Flur, fand den Weg ins Treppenhaus und ein halbes Stockwerk tiefer eine von innen verriegelte Eisentür. Der Riegel quietschte fürchterlich; das musste der Wächter hören! Aber nichts passierte, und kurz darauf war ich im Hof, wo ein paar Polizeiwagen standen, und wo mich ein sperrangelweites Tor begrüßte. Ich begriff es kaum, als ich mit weiten Sprüngen gen Stadtrand rannte: ich war frei!

Ich erreichte einen Kanal, der sich lange hinzog, ohne dass eine Brücke zu sehen gewesen wäre. Endlich kam eine, und ich hatte schon Paranoia, dass sie dort auf mich warteten. Bloß nicht noch einmal dem Hauptmann in die Hände fallen! Mir taten ein wenig die armen Gendarmen Leid, die mich hatten laufen lassen und die doch so nett zu mir gewesen waren. Das setzte sicher ein Donnerwetter!

Glücklich erreichte ich die Orangenplantagen auf der anderen Seite des Kanals und tauchte zwischen den Bäumen unter, wo mich bestimmt niemand mehr fand. Ich schlug einen Bogen um Oujda, das man ganz gut orten konnte, weil riesige Stromleitungen sich durch die öde Landschaft zogen und bestimmt dorthin führten. Nach einer knappen Woche war ich im Grenzgebiet und wartete auf die Dämmerung, um nach Algerien hinüberzuschleichen.

Es war eine mondlose sternklare Nacht. Der Horizont im Osten leuchtete hell, und als ich nach wenigen Kilometern über eine Hügelkuppe kam, strahlte mir

grelles Flutlicht entgegen. Ich konnte ein Barackenlager und Militärfahrzeuge ausmachen. Es gab eine unbeleuchtete Stelle, die nicht so hermetisch gesichert schien, und logischerweise machte ich mich dorthin auf den Weg. Aber ich merkte schnell, warum diese Stelle nicht ausgeleuchtet war, denn ich steckte bald mitten im Morast. Ich versuchte, den Sumpf zu umgehen, wurde dabei aber direkt auf die Lichter hingeführt. Ein Jeep kam in hastiger Fahrt um einen Hügel herumgeprescht, und ich musste mich beeilen, um mich noch rechtzeitig hinter einem Felsen zu verstecken. Eins war sicher, hier ging es nicht lang!

Ich drehte um und lief in die andere Richtung. Als ich ungefähr eine Stunde unterwegs war, sah ich ein Wäldchen und hielt darauf zu. Gerade als ich es fast erreicht hatte, hörte ich, nur wenige Meter entfernt, Stimmen. Ich warf mich in eine Ackerfurche und wartete ängstlich eine Ewigkeit, bis es auf einmal lauter wurde, und eine Patrouille mit einem Marschlied auf den Lippen von dannen zog. Aufgeregt stolperte ich über Felder, ein Tal hinunter und erreichte einen Bach. Dann lief ich wieder bergauf, an einem schlafenden Dorf vorbei und so weit, bis endlich die Flutlichter weit hinter mir lagen.

Eine Stunde Rast gönnte ich mir, aber ich wollte hier in Grenznähe lieber nicht zu lange verweilen und zog im Morgengrauen weiter. Nach ein paar Kilometern kam ich an einem Haus vorbei. Ein Mann staunte mir entgegen und fragte, ob ich denn wüsste, wo ich hier wäre.

„In Algerien!“

„Jaja, genau! In Algerien! Warte hier, ich mache einen Kaffee.“

Er kam mit Milchkaffee, Brot und Butter wieder, und ich erzählte ihm kauend, ich wollte nach Tamanrasset.

„Zu Fuß?“

„Natürlich nicht die ganze Strecke! Nur soweit es geht. Es ist eine Art Pilgerreise.“

„Eine Pilgerreise. Soso!“

Er bot mir an, mich bis zur Straße zu begleiten, wo man ganz gut in Richtung Tamanrasset trampeln könnte.

„Das ist sehr nett, aber ich will, wie gesagt, so weit wie möglich laufen.“

Dennoch brachte mich der Mann noch bis zur Straße, wo wir uns verabschiedeten, und ich weiter querfeldein stapfte. Als ich mich nach 150m noch einmal umguckte, sah ich, wie der Mann gerade wild fuchtelnd ein Auto anhielt, auf den Fahrer einredete, wobei er in meine Richtung zeigte, und der Wagen mit Vollgas weiterfuhr.

Bald befand ich mich in einem buschigen Gelände mit dürrtigem Krüppelkieferbewuchs und kam zu dem Schluss, es wäre besser, mich erst einmal hier in den Büschen zu verstecken und des Nachts weiter zu gehen, denn in dieser ansonsten öden Gegend sah man mich ja auf Kilometer. Außerdem war ich erschöpft von der nächtlichen Tour und sehnte mich nach Erholung.

Nach ein oder zwei Stunden weckten mich Stimmen, und als ich aus meinem Busch spähte, sah ich

ringsherum Soldaten mit schussbereiten Maschinengewehren die Büsche abklopfen.

„Da ist er!“ brüllte es.

Ich hob demütig die Hände in die Höhe und stellte mich als völlig harmlosen Touristen vor. Sie legten mir Handschellen an und brachten mich zu dem Grenzposten, den ich in der Nacht umgangen hatte. Das gewohnte Spiel begann, aber da ich keine Lust auf eine Wiederholung meiner letzten Erfahrung hatte, sagte ich gleich, dass mein Körper aus Deutschland käme. Sie waren nicht unfreundlich und zollten mir eine gewisse Anerkennung, dass ich es über die Grenze geschafft hatte. Zu meiner Freude brachten sie mich nicht zurück zum Hauptmann nach Marokko, sondern zur Gendarmerie nach Tlemcen, wo meine Personalien aufgenommen, und ich in eine Zelle gesperrt wurde. Ich wusste auch nicht genau warum, aber ich beschloss, das Sprechen ab heute wieder einzustellen.

Ein Wärter kam vorbei und fragte mich nach meinem Namen, und woher ich käme. Ich zeigte mit dem Finger auf meinen Mund und machte mit Gesten klar, dass ich nicht spräche.

„Du kannst nicht sprechen, du bist stumm?“

Auch der Wärter fing nun an zu gestikulieren, und wir unterhielten uns eine Zeitlang auf Zeichensprache, wobei wir uns bestens verstanden, teilweise wohl besser, als wir es mit normaler Sprache jemals gekonnt hätten. Der Wärter schloss die Zelle auf, packte mich an den Schultern, lächelte mir ins Gesicht und rieb seine Nase an meinem großen Zinken. Dann machte er eine Geste, ich sollte mich schlafen legen, und verschwand

wieder. Als ich aufwachte, lag neben der Gittertüre ein Sandwich.

Am nächsten Tag wurde ich in das offizielle Gefängnis gebracht. Mein Begleiter gab das Papier mit den Personalien den Wächtern und verabschiedete sich salutierend. Einer von ihnen nahm ein Buch zur Hand und fragte nach meinem Namen, woraufhin ich wieder anzeigte, dass ich nicht spräche, und dass mein Name auf dem Papier stände.

„Nein, nein, ich will den Namen von Ihnen hören!“

Ich zeigte noch mal auf meine Lippen und schüttelte den Kopf.

„Wir haben elektrischen Strom für Leute, die nicht sprechen wollen.“

Als ich aber dabei blieb, schrieb er den Namen vom Papier ab, und sagte jemanden die Nummer der Zelle, in die er den Gefangenen bringen sollte. Ich wurde durch einen Hof geführt und in einen Raum gebracht, in dem schon ungefähr zwanzig Menschen eingesperrt waren. Es gab nur noch freien Platz in der Nähe der Toilette, einem Loch in einer Ecke mit einem Wasserhahn, umrandet von einem hüfthohen Mäuerchen. Nachdem ich meinen Kollegen kurz zugewinkt hatte, breitete ich dort meine zwei Decken aus, die mir der Wärter mitgegeben hatte. Aber jemand winkte mir zu und meinte, das wäre ein garstiger Platz, ich sollte herüberkommen; dabei rückte er ein Stück zur Seite und auch sein Nachbar schaffte etwas Platz.

Zweimal am Tag ging's hinaus in den Hof, wo die Gefangenen hin und her liefen, Gymnastik machten,

oder einfach nur in die Sonne blinzeln. Mir wurden die Haare geschnitten und mein Bart rasiert, nur mein dürrtiges Oberlippenbärtchen verschonten sie. Zweimal am Tag gab es eine warme Mahlzeit und zähes Stangenweißbrot, soviel man wollte. Was für eine Erholung für mich! Ich hatte nette Zellengenossen, regelmäßiges Essen, und einen warmen Pennplatz! Genau das, was ich nach meinem wochenlangen Fußmarsch brauchte! Was mich aber wirklich erschöpft hatte, war nicht die körperliche Anstrengung gewesen, sondern die ständige Angst und das ewige Versteckspiel. Jetzt endlich mal Ruhe haben! Ich schlief die meiste Zeit.

Am dritten Tag wurde ich zusammen mit vier anderen Mitbewohnern meiner Wohngemeinschaft vor Gericht geführt. Der Gerichtssaal war voller Leute. Es wurden etliche Fälle behandelt, bis nach drei Stunden der erste von uns vor den Richter treten musste. Der Mann war bei einem außerehelichen Schäferstündchen erwischt worden, und kam mit einer Geldbuße davon. Zwei wurden wegen Diebstahls verknackt, und einer wegen Randalierens unter Alkoholeinfluss. Ich war als europäischer Leckerbissen wohl extra bis zum Schluss aufgehoben worden, aber ich musste die Leute enttäuschen, denn ich brachte keinen Ton heraus. Ein Gendarm erläuterte dem Richter den Tatbestand, und ich wurde wegen illegalen Grenzübertrittes und Landstreicherei zu zwei Monaten auf Bewährung verurteilt. Außerdem sollte ich nach Algier gebracht und von dort nach Deutschland deportiert werden.

Zunächst ging es zu einer Polizeistation, wo noch ein anderer Mann auf seinen Transport nach Algier

wartete. Er hieß Said, und ich erfuhr, dass er mit seinem gesamten Vermögen über Marokko nach Frankreich hatte fliehen wollen, um den bürgerkriegsähnlichen Unruhen zu entgehen, er aber an der Grenze abgefangen worden war. Wir wurden beide in ein 70km entferntes Kaff gebracht, wo wir für zwei Tage festsäßen. Ich hatte Glück, Said als „Partner“ zu haben, denn der bezahlte mir das Essen, das es in den Untersuchungsgefängnissen ohne Geld normalerweise nicht gab. Dann ging es weiter nach Oran.

Bis jetzt erinnerte mich das Land mehr an Ostblock als an ein arabisches Land. Die Ortschaften bestanden aus ziemlich hässlichen, quadratischen Häusern, die wie große Bauklötze wirkten; eine vegetationslose Betonwüste, in der man viele Uniformierte und vollerschleierte Frauen durch die Straßen eilen sah.



Hier in Oran war zum ersten Mal etwas vom Ausnahmezustand zu spüren. Bereitschaftspolizei in dunkelgrünen Uniformen, mit schuss sicheren Westen, Helmen und Schilden, und gewaltige Barrikadebrecher,

die wie Schneepflüge aussahen, riegelten manche Straßenzüge ab. Die ungefähr 10m² große Zelle war mit 16 Leuten gefüllt, außer Said und mir ausnahmslos islamische Fundamentalisten.

Ich hatte schon in Marokko davon gehört, dass bei einer Wahl die Fundamentalisten zwar die Mehrheit erreicht hatten, die Wahl aber von den anderen Parteien annulliert und die FIS verboten wurde, und dass es daraufhin zu Unruhen gekommen war. Sie trugen alle lange Bärte und mussten täglich fünfmal beten, was unter diesen Umständen kein kleines Problem war. Denn direkt nebenan war die Toilette, und dort floss das Wasser nicht mehr ab, so dass die ganze Brühe unter der Türe hindurchgeflossen kam. Es gab nur eine 4m² große Betonerhöhung, auf der sechs Leute auf einmal beten konnten. In der Nacht wurde in Schichten geschlafen, jeweils für zwei bis drei Stunden und eng zusammengekauert, bis man wieder für zwei Stunden in der Suppe stehen durfte. Ich bekam einen tiefen Respekt vor diesen Menschen, die diese Situation so friedlich ertrugen, und die das wenige, was man von den Wärtern kaufen konnte, brüderlich teilten.

Bei Anbruch der zweiten Nacht wurden Said und ich aus der Zelle geholt, denn es sollten noch acht weitere Fundamentalisten in den Raum gesteckt werden! Wir wurden stattdessen in die Nachbarzelle gesperrt, die zu meiner großen Überraschung bis auf einen Trunkenbold völlig leer war! Ich begann zu ahnen, was für einen Hass die Polizisten auf die Fundamentalisten hatten, obwohl sie doch eigentlich auch Muslime waren.

Am nächsten Tag setzten wir unseren Knasttourismus weiter fort, wieder rund 80km in den

nächsten Polizeibezirk und ins nächste Untersuchungsgefängnis, wo wir erneut drei Tage warten mussten. Said war ein lieber Kerl, aber ein unheimliches Quatschmaul, lief nervös in der Zelle auf und ab und redete vor sich hin, halb zu mir, halb zu sich selbst. Erschien ein Wärter, versuchte er sofort ein Gespräch anzuzetteln und fragte immer wieder, warum denn der Transport so lange dauerte.

„Für dich ist das hier ein Abenteuer, stimmt's?" fragte er mich. „Du hast Zeit, redest nicht und guckst nur stumm in die Gegend. Aber du kannst sprechen, wenn du willst, oder?"

Ich lächelte ihn an und zuckte mit den Schultern.

„Jaja, aber wenn du in deine Heimat kommst, musst du reden, musst du den Leuten erzählen was hier geschieht! Pass bloß auf, wenn sie dich nach Algier bringen, und sie dir beim Verhör Kaffee anbieten; dir wird auf einmal furchtbar heiß, gerätst in eine Art Trance, und sagst ihnen alles was sie wissen wollen. Pass auf!"

Es ging weiter zum nächsten Knast. Hier schien etwas los zu sein. Bereitschaftspolizei mit scharfen Waffen und kugelsicheren Westen stand herum. Ein Fundamentalist, dem offenbar ein Schrotgewehr mit abgesägtem Lauf abgenommen worden war, wurde brutal durch den Gang getrieben. Ein anderer Mann hockte mit bleichem Gesicht auf dem Zellenboden und hatte scheinbar starke Schmerzen.

„Was ist mit ihm?"

„Sie haben ihn über zwei Stunden lang verhört, Wasserfolter...“

Das Gerücht ging um, es würden große Lager in der Wüste errichtet, da die Gefängnisse nicht mehr ausreichten.

In einem anderen Gefängnis traf ich jemanden, den sie mit ein paar Kilo Hasch an der Grenze erwischt hatten.

„Ein Bekannter bat mich, den Wagen aus Marokko zu holen. Ich wusste nichts von dem Hasch, aber das wird mir der Richter wohl kaum glauben“, er bat mich für ihn zu beten, und ich war erstaunt, dass der Mann einen Nichtmuslim darum fragte¹⁵.

Schließlich wurde ich von Said getrennt und zusammen mit einem Fundamentalisten ins Zentrum Algiers gebracht. Die Polizisten hatten wieder kugelsichere Westen an und Helme auf, und der Fundamentalist musste sich während der Fahrt auf den Boden kauern. Offenbar hatten die Polizisten Angst vor Anschlägen.

Das nahe am Hafen gelegene Gefängnis war wieder gut gefüllt, aber nicht so verdreht wie die meisten, die ich bis jetzt zu Gesicht bekommen hatte, vielleicht, weil es hier in der Hauptstadt internationale Beobachter gab. Eine recht geräumige Zelle war mit annähernd dreißig Menschen gefüllt, fast alles Fundis. Sie wollten

¹⁵ Im Islam herrscht die Auffassung, dass Gebete eines Unterdrückten besonders schnell erfüllt werden, besonders auch die Gebete der Eltern für die Kinder und überhaupt alle Gebete für andere.

wissen, woher ich kam und warum ich hier im Gefängnis war, und ich machte ihnen mit Gesten klar, dass ich keinen Pass besaß. Sie waren enttäuscht, dass ich nicht redete, versuchten aber, trotzdem eine Konversation zustande zu bringen. Sie bemühten sich so rührend, dass ich schließlich mein Schweigen brach, denn bevor ich deportiert wurde, wollte ich doch mit diesen Menschen gesprochen haben. Die meisten waren recht gebildete Leute, sogar der Bürgermeister von Algier saß hier, ein noch recht junger Mann, der in den USA studiert hatte.

Mir fiel es am Anfang schwer zu sprechen, denn die Kehle war nicht mehr so geölt nach zwei Wochen Stille. Aber es tat unheimlich gut, bei diesen warmherzigen Menschen zu sein und mit ihnen zu philosophieren. Ich war erstaunt, dass die Fundis so viele esoterische Standpunkte vertraten, hatte ich doch immer den Eindruck gehabt, der Islam wäre eine sehr dogmatische und etwas antiquierte Angelegenheit. So sagte mir der Bürgermeister zum Beispiel, ohne den Teufel gäbe es diese Welt gar nicht: „Wenn wir nichts mit ihm zu tun hätten, wären wir gar nicht mehr hier! Gott hat ihm genau wie jedem seine Aufgabe gegeben. Das Schicksal ist ein Lehrmeister, und es ist unsere Aufgabe zu lernen, um uns selbst zu verstehen.“

Sie konnten stundenlang erzählen, vor allem als sie merkten, was für einen artigen Zuhörer sie da hatten. Sie erzählten von den Freuden des Paradieses und bekamen leuchtende Augen dabei. Die Zeit wäre nicht mehr fern, es gingen immer mehr Vorzeichen in Erfüllung, und man brauchte keine Angst zu haben, müsste sich aber vorbereiten. Neben Kriegen und

Erdbeben erschiene kurz vor dem Ende Dajjal, der einäugige Antichrist; kleinwüchsige Wesen träten auf; der Mahdi bereite das Kommen des Messias vor; und die Sonne ginge im Westen auf. Nach dem Tod würden die guten und die schlechten Taten gegeneinander abgewogen, und man müsste sich für jede Sache verantworten, die man getan hat.

„Was ist, wenn ich so viel gesündigt habe, dass ich durch mein ganzes restliches Leben es wohl nicht mehr schaffe, die Bilanz auszugleichen?“ fragte ich.

„Wenn du deine Schuld bereust und Buße¹⁶ tust, wandelt Gott deine schlechten Taten zu guten um. Nur am Tage deines Todes, wenn es gewiss ist, dass du sterben musst, wird keine Reue mehr angenommen.“

In der Stille der Nacht wurde mit Vorliebe der Koran rezitiert. Vielen der Männer traten dabei die Tränen in die Augen, und auch ich wurde vom Klang der Worte tief bewegt, obwohl ich doch den Sinn gar nicht verstehen konnte. Ich beneidete diese Menschen um ihre Gemeinschaft, und darum, dass sie ihr Zeugnis zusammen ablegen konnten, während ich der einsame Einzelkämpfer war. Sie konnten sich gegenseitig stärken, während ich noch nicht einmal genau wusste, was von mir überhaupt verlangt wurde. Ich konnte nur meiner Intuition vertrauen, und befand mich auf einer ständigen Gratwanderung, mit einem Bein immer gefährlich nahe am Wahnsinn. Doch hatte ich das gute Gefühl, dass Gott mich hier haben wollte, damit ich

¹⁶ Buße heißt hier, den Sinn, die Richtung ändern, nicht mehr die alten Wege gehen. Im spanischen heißt Buße „cambio de actitud“, Änderung der Handlungsweise.

diese Erfahrung machte, sah ich doch, dass auch andere für ihren Glauben verfolgt wurden und Qualen erlitten. Auch wenn sie einen anderen Weg gingen, das vereinte uns doch! Diese Erfahrung war wahrscheinlich viel wichtiger, als Tamanrasset zu erreichen, denn der Weg war das Ziel! Das Leben war ein phantastisches Theaterspiel und jeder hatte seine Rolle bekommen. Es wäre ein Fehler, ständig diese Rolle rational analysieren zu wollen, denn dabei käme nur eine tiefe Sinnlosigkeit zu Tage. Man musste seine Rolle finden und spielen, ohne ständig nach dem Warum zu fragen!

Sie luden mich ein, mit ihnen zu beten, aber ich lehnte ab und sagte ihnen, ich glaubte schon, dass Mohammed ein Prophet gewesen war, es aber wohl mein Schicksal wäre, ein Christ zu sein. Ich lernte aber gerne von ihnen, weil ich glaubte, das Christentum wäre verfälscht worden.

„Ja“, sagte ein Rechtsanwalt zu mir, „Gott hat keinen Sohn. Und der wahre Christ ist auch niemals am Kreuz gestorben. Sie haben einen anderen genommen!“

Aber wer war dann der Mann am Kreuz, der angebetet wurde, als ob er Gott wäre, und wo es doch hieß, du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis von Gott machen?

... während sie ihn doch weder erschlagen noch gekreuzigt hatten, sondern dies wurde ihnen nur vorgetäuscht ...¹⁷

¹⁷ Sure An-Nisa 157

Seit längerem hatte ich mir angewöhnt, in der Zelle hin und her zu laufen wie ein Tiger im Käfig. Meine Verdauung stand kurz vor dem völligen Zusammenbruch, denn mein Körper war an 35km tägliche Bewegung und gutes braunes marokkanisches Brot gewöhnt. Aber hier gab es fast nur Weißbrot und Kaffee! Es gab ein Loch in der Ecke mit einem Wasserhahn daneben. Wenn jemand mal musste, stellten sich zwei Leute hin und hielten ein Tuch als Sichtschutz davor. Aber mein eingprägtes Schamgefühl ließ es nicht zu, das Loch zu benutzen; ich war im wahrsten Sinne des Wortes zu verklemmt. Die Erlösung kam erst, als nach zwei Tagen die Zelle geräumt und die Fundamentalisten abtransportiert wurden, wahrscheinlich in eines der neuen Lager in der Wüste. Ich blieb allein zurück und schaffte es schließlich zu einem erleichternden, wenn auch recht blutigen Stuhlgang. Später wurden Fotos von mir gemacht, und ein Mann von der Botschaft notierte meine Personalien.

Die Zelle war am Abend bereits wieder gefüllt. Manchen Leuten sah man an, dass die Polizei sie zwischengenommen hatte, aber man hörte kein Klagen oder Fluchen, nur so etwas wie stille Trauer lag in der Luft.

Der Bürgermeister hatte mir versichert, dass die allermeisten Fundamentalisten Gewalt ablehnten. Es wäre im Moment sowieso aussichtslos, gegen die hochgerüstete Armee etwas unternehmen zu wollen, und irgendwo wären es ja immer noch Brüder; aber leider Brüder, die in die Irre gingen. Einen anderen Muslim zu töten wäre ein schlimmes Verbrechen. Auch

beim Jihad¹⁸ dürften Zivilisten, Häuser, Bäume und Tiere nicht zu Schaden kommen. Aber bei einigen Leuten wären die Sicherungen durchgebrannt, auch angesichts der Qualen, die vielleicht Vater, Brüder oder Freunde erlitten. Viele der Terroranschläge gingen jedoch zweifelsfrei auf das Konto des Regimes, das damit die Fundamentalisten in Misskredit bringen und die FIS im In- und Ausland als Terrororganisation brandmarken wollte.

¹⁸ arab.: große Anstrengung (auf dem Wege Gottes); fälschlich übersetzt mit heiliger Krieg. Es gibt verschiedene Arten dieser Anstrengung: den Kampf gegen äußere Feinde und den inneren Kampf gegen die eigenen schlechten Neigungen, wobei der innere Kampf die größte Anstrengung ist (jihad al akbar) und der äußere Kampf „nur“ die kleine Anstrengung (jihad al ashgar).

Ziehet aus!

*...also hatte Zeus unter der Gestalt eines Guten
ein blendendes Übel geschaffen und nannte sie
Pandora, das heißt die Allbeschenkte, denn
jeder der Unsterblichen hatte ihr ein
unheilbringendes Geschenk für die Menschen
mitgegeben.*

*Gustav Schwab, Sagen des klassischen
Altertums*

„...bitten wir sie, sich anzuschallen und das Rauchen einzustellen. Wir haben jetzt 11.20 Uhr und werden, inshaAllah, um 15.00 Uhr in Frankfurt landen.“

Ich starrte aus dem Fenster und sah unter mir Algier immer kleiner werden.

Was konnte ich den Leuten in Deutschland erzählen? Dass mir die Fundamentalisten sympathischer gewesen waren, als dieses von Frankreich unterstützte „demokratische“ System? Dass sie für mich wie Brüder gewesen waren, und keine fanatischen Bombenschmeißer?

Mein Vater und mein Bruder holten mich vom Flughafen ab und waren etwas erstaunt über mein Äußeres. Zwar hatte ich die Djellabah im Knast zurückgelassen, aber ich trug Klamotten aus den Siebzigern, die mir das Konsulat beschafft hatte, und hatte noch immer diese windschnittige Sturmfrisur und meinen haararmen Schnäuzer.

Wir glitten über die Autobahn und ich fing an zu erzählen, wobei ich auch ein wenig von meiner

Philosophie zum Besten gab, was ich mir aber lieber hätte schenken sollen, denn es hörte sich einfach nur verrückt an und war nicht nachvollziehbar! Ich kam aus einer fremden Welt und lebte in einer fremden Welt. Man hoffte, dass ich schnell wieder vernünftig würde: "Das Sommersemester fängt bald an..."

...und ist ein Schlupfwinkel aller unreinen Geister und ein Schlupfwinkel aller verhassten Vögel geworden; denn von dem Zornwein ihrer Unzucht haben alle Völker getrunken, und die Könige der Erde haben mit ihr Unzucht getrieben, und die Kaufleute der Erde sind von ihrer gewaltigen Üppigkeit reich geworden. Und ich hörte eine andere Stimme aus dem Himmel sagen: Ziehet aus von ihr, mein Volk, damit ihr euch nicht an ihren Sünden beteiligt und teilhaftig werdet ihrer Plagen*...

Ähnliche schwarze Gedanken wie bei meinem letzten Besuch stiegen in mir auf. Und die Folgerung war wieder die gleiche: Weg hier! Aber wohin diesmal?

Zufällig sah ich einen Bericht über Pilger im Fernsehen, die nach Santiago de Compostela zogen, und Bekannte von mir berichteten, sie wollten in Portugal eine alte Wassermühle kaufen und sich dort als Selbstversorger versuchen. Ob ich nicht Lust hätte, mitzukommen?

Ja, das passte!

„Fahrt schon mal vor, ich komme zu Fuß nach!“

Endloser Raum

Im frühen Christentum gab es zwei Arten von Pilgerreisen: „für Gott wandern“ (ambulare pro Deo), nach dem Vorbild Christi oder Vater Abrahams, der die Stadt Ur verließ und von da an in einem Zelt lebte. Die zweite war die „Pilgerreise als Bestrafung“: dabei wurde von den „enormen Verbrechen“ (peccata enormia) für schuldig befundenen Verbrechern auf der Basis festgesetzter Tarife verlangt, die Rolle des wandernden Bettlers zu übernehmen - mit Hut, Geldbeutel, Stock und Abzeichen - und auf der Straße ihr Heil zu suchen. Der Gedanke, dass Gehen Gewaltverbrechen wiedergutmachte, geht auf die Wanderungen zurück, die Kain auferlegt wurden, um den Mord an seinem Bruder zu sühnen.

Bruce Chatwin, Traumpfade

Es war ein kalter, windiger und wolkiger Apriltag als ich loszog, wieder ohne Gepäck, Geld, und Pass. Und kaum war ich ein paar Kilometer unterwegs, wurde es mir auch schon freier ums Herz. Die Wälder der Eifel begannen, und am Abend erreichte ich das Hochmoor des Hohen Venns. Es war schneidend kalt hier oben, feucht und ungemütlich. Es fand sich ein einsames Forsthaus, doch die Türen waren verschlossen. Ich hatte kurz ein schlechtes Gewissen, als ich ein kleines Fenster zertrümmerte, um den Riegel der Türe zu erreichen, und hoffte dabei, Gott ließe das als Notfall durchgehen. Als Bett diente mir ein schwerer Eichentisch. Plastikfolie, die ich in einer Ecke fand, als

Decke, auch wenn ich aus Erfahrung wusste, dass die Körperwärme kondensieren würde. Aber das Plastik isolierte auch ein wenig gegen die Kälte.

Am Morgen waren die Bäume bedeckt mit einer weißen Schneepacht, und tiefe Stille lag über dem Wald. Doch dann fing es an zu stürmen. Eisige Nadeln wehten mir ins Gesicht, und ich war bald so durchgefroren, dass ich schon daran dachte, wieder umzukehren. Aber war es nicht das alte Spiel, die Anfangsenergie, die man aufzubringen hatte? Das Hindernis, das einen doch noch aufhalten wollte?

Ich bat zum ersten Mal in deutschen Geschäften um etwas zu essen, und die Bilanz war äußerst mager. Siebenmal fragte ich, und bekam nur in einer Bäckerei ein kleines Küchlein geschenkt. Wahrscheinlich reichte das noch nicht für eine repräsentative Umfrage, aber ich hatte keine Lust, sie weiter fortzusetzen und floh über die Grenze nach Belgien. Hier war die Statistik schon besser: zwei zu drei!

Als ideale Schlafplätze entdeckte ich Scheunen, und ich war inzwischen auf die Idee gekommen, mich als frommer Pilgersmann auf dem Wege nach Santiago auszugeben, was ja nicht unbedingt geschwindelt war, auch wenn ich kein Katholik war. Ich machte gute Erfahrungen hier in Belgien. Ein Pfarrer nahm mich sehr gastfreundlich auf und konnte mir gar nicht genug zum Essen vorsetzen. Außerdem wollte er, dass ich mal meine Eltern anrief, die würden sich doch bestimmt schon Sorgen machen.

Nach dieser herzlichen Aufnahme wurde es fast zur Gewohnheit, beim Pfarrer des jeweiligen Dorfes für

Essen oder Unterkunft vorstellig zu werden. Mir war die katholische Kirche zwar nie sonderlich sympathisch gewesen, aber viele der Geistlichen waren doch recht anständig zu mir.



Manche Gebiete der Ardennen sahen verheerend aus. Je nach Höhenlage war der Wald ein einziges Trümmerfeld aus umgestürzten Bäumen und drei Meter hohen Wurzelscheiben. Aber es besserte sich, als ich Luxemburg streifte und in die Nähe Frankreichs kam. Ich kam durch endlose Wälder und ging den ganzen Tag, ohne ein Ende zu erreichen. Eigentlich war ich ja immer ein guter Freund des Waldes gewesen, aber hier kam ich dann schließlich doch mal auf den Gedanken, ein paar der Bäumchen niederzuhacken, damit man noch einmal Himmel und Horizont sehen konnte.

Das Wetter wurde immer besser und der Frühling begann. Ich hatte mich jetzt eingelaufen und freute mich, dass so eine große Strecke vor mir lag. Ich nahm die Sonne zur Orientierung oder das Moos an den

Stämmen der Bäume, obwohl das eine trügerische Sache war. Doch kam es mir auf ein paar Kilometer mehr oder weniger ja nicht an, Hauptsache, ich mied größere Straßen und miefige Städte. Zweihundert Kilometer schaffte ich gemütlich in einer Woche, obwohl ich den Sonntag als Ruhetag einführte, so dass ich schon bald Frankreich erreichte.

Irgendwo in einem vergessenen Kaff fragte ich, ob ich in der Scheune schlafen könnte, hatte aber offensichtlich einen schlechten Moment erwischt, denn es fanden gerade Beerdigungsfeierlichkeiten statt. Die gesamte Verwandtschaft kam in feiner Garderobe aus dem alten Bauernhaus geströmt, und ich musste mich fast eine Stunde lang dummen Fragen stellen. Niemand konnte glauben, dass ich ohne alles Gepäck nach San Jaques de Compostel wollte. Schließlich erbarmte sich ein anderer Dorfbewohner, der zufällig vorbeikam, nahm mich mit zu sich, verköstigte mich und bereitete mir ein Bett für die Nacht. „Wir sind auch Christen“, meinte er und zeigte dabei auf ein Holzkreuz an der Wand, „Ich wollte, ich wäre noch mal so jung wie du und könnte so eine Reise auch noch mal machen. Bete für mich, wenn du in San Jaques bist.“

Als ich am nächsten Tag eine einsame Landstraße entlangspazierte, hielt plötzlich ein Wagen an, und eine Tochter des Verstorbenen saß drin: „Monsieur, entschuldigen Sie, wir waren gestern Abend nicht besonders freundlich zu ihnen. Wollen Sie nicht mit ins Dorf zurückfahren, ich kann sie dann später bis Châlons bringen.“

„Vielen Dank, aber ich sagte Ihnen ja gestern bereits, dass ich bis Santiago laufen will. Ist aber ein nettes Angebot, auf Wiedersehen!"

Später machte ich mir Vorwürfe. Ich hätte vielleicht nicht so engstirnig an meinen Vorsätzen kleben sollen, wenn ich dadurch Gutes verhinderte, denn meine Ablehnung hatte etwas Unversöhnliches gehabt. Die Leute hätten mir Gutes tun und vielleicht dabei auch etwas von mir lernen können, so wäre es dann ein Segen für alle gewesen.

Nach einigen weiteren Kilometern hielt der Wagen erneut, diesmal aus der anderen Richtung kommend: „Monsieur?"

Sie brachte mich nach Châlons sur Marne, und wir unterhielten uns ganz angeregt auf der Fahrt. Aber ihr Mann, dessen Bekanntschaft ich ja auch schon tags zuvor gemacht hatte, schien nicht sonderlich begeistert, als ich in der kitschig eingerichteten Etagenwohnung auftauchte. Sie überlegten, was sie mit mir tun könnten, und ich begrub bereits jede Hoffnung auf einen netten Abend. Ich war hier der Problemfall, der arme Tramp, dem man aus einem Pflichtgefühl heraus helfen wollte, keinesfalls aber ein willkommener oder interessanter Gast! In ihrer Wohnung wäre kein Platz, sie würden mich zum Pfarrer bringen.

„Jaja, ist gut!", brachte ich tonlos hervor, konnte aber gerade noch ein dankbares Lächeln heucheln. Ich dachte daran, wie wir in der Nähe von Valencia zu fünft auf zwei Matratzen geschlafen hatten und an meinen Marsch durch Marokko. Was bedeutete Armut? Dass man wenig besaß oder dass man wenig geben konnte?

Vielleicht argwöhnten die beiden, ich könnte des Nachts ihre Habe, sprich die Porzellanhündchen oder das formschöne Bauernsteingut entwenden.

Beim Pfarrer gab's ein Gästezimmer, und er selber war nett und interessiert. Er zeigte mir voller Stolz Fotos und Schnitzereien, die er gemacht hatte und einen Videofilm über ein Treffen junger Katholiken in Südfrankreich. Am nächsten Tag war Sonntag, und ich ging mir seine Predigt anhören. Doch kam ich mir in dieser Gemeinde wie ein Außerirdischer vor, fühlte mich fremd in dieser etwas traurigen Gläubigenschar aus durchweg älteren Leuten. So stahl ich mich schon frühzeitig aus der Kirche und traf dann vor der Tür des Pfaffen einen Penner, der ihn wohl um eine Spende anhauen wollte, und den ich dann gutmütiger Weise zu einem Kaffee einlud. Der Pfarrer staunte nicht schlecht, als er diesen Gast bei sich im Hause entdeckte, und über meine herzliche Gastfreundschaft. Aber er nahm's mir wohl nicht übel, sondern murmelte nur etwas von wegen, der Mann käme hier allzu oft vorbei, er wäre es langsam satt. Er gab mir noch Proviant mit auf den Weg, und auch für ihn sollte ich in Santiago das Beten nicht vergessen.

Später trampelte ich die dreißig Kilometer wieder zurück, die mich die Frau gefahren hatte, um später wirklich den ganzen Weg bis Portugal gelaufen zu sein und nicht eine Lücke zu haben. Wäre doch blöd, wenn man ständig sagen müsste: „Jaja, den ganzen Weg bin ich gelaufen, bis auf dreißig Kilometer!“ So erreichte ich l'Epine und erfuhr dort vom Priester, dass ich mich nun wirklich auf dem alten Pilgerweg nach Compostela befand. Er zeigte mir in der Kirche eine Statue des

heiligen Jakob, wie er auf dem Weg nach Spanien war, mit einem Stock in der Hand, an dem eine kleine Kürbisflasche baumelte, und einem Engel, der vor ihm her schritt und ihm den Weg wies.

Die Kirche konnte ich fast den ganzen Tag lang noch in der Ferne erkennen, denn sie lag auf einem Hügel, und ich kam nun in eine riesige Ebene. Hier geriet ich in Agrarwüsten, in der die Felder kilometerlang waren, und ich als Mensch zum Winzling wurde. Zarte Pflänzchen reckten bereits ihr frisches Grün in die Frühlingssonne, und in der Luft lag der süßlich-künstliche Geruch von Pestiziden. Manchmal standen am Wegesrand enorme Behälter alter Kesselwagen, in denen wohl die Giftbrühe angerührt wurde.

In einem kleinen Dorf, das gar nicht recht zu den Dimensionen der Felder passen wollte, klingelte ich bei Haus Nr.1, das direkt gegenüber der Kirche lag. Ein junger Mann öffnete, und ich erkundigte mich nach dem Pfarrer.

„Einen Pfarrer gibt es hier nicht mehr. Was hättest du denn von ihm gewollt?“

„Ich bin auf dem Weg nach Compostela und wollte den Pfarrer um etwas zu essen bitten.“

„Und wohl auch um einen Schlafplatz, was? Komm rein!“

Auf dem Flur begegneten wir einer schwarzhäutigen Frau, die mir ein „Hallo“ zuwarf und dann wieder in der Küche verschwand, aus der es schon angenehm duftete. Wir setzten uns in das gemütliche Wohnzimmer, und während der Mann einen Joint

drehte, erzählte ich von mir, und wie ich auf die Idee gekommen war, bis Galizien zu laufen.

„Und wieso willst du kein Geld benutzen?“

„Mit Geld kommst du nicht so weit wie mit Gottvertrauen. Ohne Geld nimmst du die Dinge anders wahr und lebst mehr im Augenblick! Sehet die Vöglein, sie sähen nicht, sie ernten nicht! Ein Vogel weiß nicht, wo er ein Korn findet, und wann er es findet. Und wenn er es nicht sofort aufpickt, ist es zwei Minuten später vielleicht schon nicht mehr da. Aber unsereins weiß, dass dort hinten ein Bäckerladen ist. Und weil ich Geld habe, kann ich mir jetzt das Brot holen, oder auch erst in drei Stunden, Brot wird wohl immer noch da sein. Wir bauen auf unser vermeintliches Wissen, und folgen nicht mehr unserem Instinkt. Wir folgen den Bildern und fixen Ideen in unseren Köpfen, und das kann uns vielleicht einmal zum Verhängnis werden, denn das Leben ist eben kein statisches Gebilde, sondern ein ständiger Fluss.“

„Aber wir sind nun einmal keine Tiere mehr“, meinte er und schaltete den Fernseher ein. Es lief gerade ET, der Außerirdische. Mir kam der Film wie eine blasphemische Persiflage auf Jesus vor, aber ich hielt lieber meinen Mund.

Ich zog weiter und erreichte Gien. Dort wollte mir der Pfarrer weismachen, er hätte leider nichts zu essen. Als ich übelgelaunt weiterpilgerte und schon fast aus der Stadt heraus war, sah ich einen Supermarkt der Intermarché-Kette und fand dort im Container haufenweise Käse, Brot, Joghurt, Tomaten, Äpfel, Pudding und weiß der Geier was noch. Alles noch völlig

genießbar, aber vielleicht ein oder zwei Tage über dem Verfallsdatum, oder in einer Sechserpackung war eine Tomate schimmelig. Ich füllte einen ganzen Karton mit Sachen, schleppte ihn zurück zum Pfarrer und legte ihm noch einen Zettel hinein: „Eine Spende für den armen Pfarrer, der nichts zu beißen hat. Gucken Sie mal in die Mülltonnen ihrer Gemeinde, wenn Sie Hunger bekommen!“

Die meisten Kirchen auf meinem Weg waren leider geschlossen. Auch wenn ich nicht katholisch war, waren sie für mich doch ein besonderer Andachtsraum. Vor allem die alten Kirchen und Kapellen strahlten eine weihevollen Atmosphäre aus, so als ob sie sich im Laufe der Jahrhunderte mit einer besonderen spirituellen Energie aufgeladen hätten. Ich betrachtete mir gerne die Symbolik, die man dort fand, und die teils sehr alten Gemälde, deren Farben mitunter bereits so nachgedunkelt waren, dass man kaum noch etwas erkennen konnte. Doch viele der Kirchen hatten auch eine düstere oder kalte Schwingung, die einen frösteln ließ, so dass ich erleichtert war, wieder ans Sonnenlicht zu kommen. Seltsam, dass in solchen Gebäuden eine frohe Botschaft verkündet werden sollte und nicht Todesurteile.

Ich geriet in das sumpfige Gebiet der tausend Seen und holte mir nasse Füße. Eine wunderschöne Gegend mit kleinen paradiesischen Plätzen und Teichen. An schilfbewachsenen Ufern stiegen Graureiher aus dem Morgennebel auf und flogen dem Sonnenaufgang entgegen. Der Flug der Vögel, er würde für mich immer ein Symbol für Freiheit sein! Ein wenig kam ich dieser Freiheit schon nahe, vor allem, weil ich kein Bündel auf

dem Rücken hatte und meine Beine mich inzwischen ohne Murren vorwärtstrugen. Ich war froh, nicht sprechen zu müssen und damit die heilige Stille zu zerstören, die mich wie auf Schwingen gleiten ließ. Umso mehr waren mir Straßen und größere Ortschaften verhasst, die mich immer wieder aus meiner Trance rissen.

Je weiter ich lief, desto höher wuchs das Gemüse auf den Feldern. Zugegeben, Frankreich war ein sehr schönes Land! Ich kam durch die idyllischsten Gegenden, die größtenteils nur dünn besiedelt waren, und ich ließ die Landschaften an mir vorbeigleiten wie einen Film. Durch die ständigen Veränderungen fiel es mir leichter, mich meinem inneren Kern zu nähern, dem Punkt jenseits der äußeren Erscheinungen.

*...aber sein wahres Sein, an sich gedacht und zu euch gesprochen, ist starke Notwendigkeit des aus Unstetem Gefestigtem, ist Harmonie der Weisheit...nicht aber ist dieses das hölzerne Kreuz, das du sehen wirst, noch bin ich der am Kreuze...*¹⁹

Schließlich erreichte ich Bordeaux und traf auf die Bahnlinie, die nach Arcachon führte, immer kerzengeradeaus. Dann begann der lange Sandstrand, auf den ich mich schon lange gefreut hatte. Nach endlosen Kilometern entlang der Gischt der ausrollenden Wellen erreichte ich eine Strandhütte, und schaffte es, die Türe zu entriegeln. Drinnen lag alles voll mit Surfbrettern, und oben unterm Dach gab es ein urgemütliches Zimmerchen mit Blick auf den Strand.

¹⁹ Die versprengten Worte Jesu

Auf dem Boden lagen Matratzen und Decken für die Nacht, und an den Wänden hingen Fotos von Riesenwellen, bestimmt an die acht Meter hoch, in denen man klitzekleine Surfer erkannte.

Das war auch mein Traum! Wenn ich diese Welt genießen, und mich nicht aufs Jenseits vorbereiten wollte, würde ich surfen! Die Surfer hatten das beste Leben von allen! Seit ich auf Nias gewesen war, dieser magischen Insel in der Nähe von Sumatra, einer der besten Surfplätze der Welt, war ich fasziniert von Wellen und vom Surfen. Ich konnte Stunden damit zubringen, auf das Wasser zu schauen und die Wellen zu beobachten! Aber wer hatte schon das Glück, an einem Strand mit guten Wellen zu wohnen, und die Gelegenheit, das Surfen zu lernen?

Ich erreichte Biarritz und Bayonne und schaffte es unkontrolliert über die Grenze. Die Haushälterin des ersten Priesters den ich ansprach, lud mich zu gebratenem Hähnchen und anderen Köstlichkeiten ein. Ein netter Empfang!

Santiago

*Um sein Nichtwissen wissen ist das Höchste.
Um sein Wissen nicht wissen bedeutet Leiden.
Also der Berufene, weil er an diesem Leiden
leidet, deshalb leidet er nicht mehr.*

Lao-Tse, Tao-Te-King

In San Sebastian lernte ich einen etwas verrückten Spanier kennen, der aus einem halbkaputten Kassettenrecorder Heavy Metal á la Ozzy Osborne in voller Lautstärke und miesester Klangqualität hörte, und ständig versuchte, den Recorder durch Klopfen und Rütteln zum Weiterlaufen zu überreden. Und einen Portugiesen, der die extremsten Gemütsschwankungen durchmachte, vor allem, wenn er gerade Kartonwein intus hatte. Mal riss er die ganze Zeit Späße, dann fing er auf einmal an, in mitleidigem Ton mit sich selbst zu reden und leise vor sich hin zu heulen: „Ich armer Kerl muss nun betteln und bin die Schande meiner Mutter geworden! Arme Mama, wann werde ich dir endlich keinen Kummer mehr bereiten?“ Er hob die Hände zum Himmel: „Dios, ayudame! Por favor, por favor!“ Ich sagte ihm, er sollte beim Gebet lieber den angekauften Zigarettenstummel aus den Fingern legen, was er auch tat. Aber da war es mit der spontanen Gottergebenheit leider schon wieder vorbei.

An einem frühen Morgen wurden wir drei Kameraden von Polizisten aus süßestem Schlummer aufgescheucht und nach unseren Pässen gefragt. Als ich ihnen sagte, ich wäre auf dem Weg nach Santiago de

Compostela und hätte deswegen rein gar nichts bei mir, ließen sie mich tatsächlich laufen.

Am gleichen Tag traf ich einen Afrikaner, der Mike, meinen schwarzen Zimmernachbar aus Valencia kannte, und auch als blinder Passagier hier angekommen war: „Ich habe es dreimal probiert, jeweils von Mozambique aus, wo ich mich auf die vor Reede liegenden Frachtschiffe geschlichen und mich für drei Tage unter Deck versteckt habe, bis das Schiff auf hoher See gewesen ist. Dann bin an Deck erschienen und habe um Asyl gebeten. Die Matrosen führten mich zum Käpt'n und sagten ihm: „Wir haben ´ne Ratte an Bord! Was machen wir mit ihm? Über Bord schmeißen?“ Das erste Mal bin ich nach England gefahren. Dort haben sie mich aber geschickt ausgefragt und herausgekriegt, dass ich nicht aus Südafrika komme und auch nicht politisch verfolgt werde. Das zweite Mal bin ich auf ein griechisches Schiff geraten, auf dem die Mannschaft mich jeden Tag als Punchingball benutzt hat. Schließlich habe ich einen französischen Kahn erwischt, dessen Kapitän ganz nett war, und mir geraten hat, lieber hier in Spanien an Land zu gehen, denn hier sei es einfacher, Asylrecht zu bekommen. Das hat dann auch problemlos geklappt.“

„Warum sagst du nicht, du kämest aus Bosnien und beantragst Asyl?“ schlug er mir vor. „Hier spricht doch niemand jugoslawisch. Haste erst mal ein gutes Leben hier!“

„Nee, danke! Bin auf dem Weg nach Portugal und würde Europa am liebsten ganz verlassen“, erwiderte ich.

„Nimm ein Schiff, Mann! Die Schiffe können sie niemals stoppen!“

Die zwei Wochen in San Sebastian regnete es die meiste Zeit, während ich auf meiner Frankreichtour unglaubliches Glück mit dem Wetter gehabt hatte. Als es dann auch hier wieder aufhörte zu tröpfeln, zog ich weiter durchs Baskenland, nach Cantabria und nach Asturien. Es war eine raue Küstengegend, sehr grün und mit dem wilden Panorama einer Bergkette im Hinterland. Was leider völlig die Atmosphäre zerstörte, war die neue Schnellstraße nach La Coruña. Deshalb ging ich die meiste Zeit auf den Bahngleisen, was aber den großen Nachteil hatte, dass ich durch unzählige Tunnel musste, von denen manche über einen Kilometer lang waren. Auf 450 Streckenkilometern bis El Ferrol gab es etwa 250 Tunnel! Aber ich hatte nur diese Alternative zur Schnellstraße, denn es gab keinen Strand, sondern nur Felsenklippen und keine kleineren Straßen.

Es war jedes Mal ein Abenteuer, durch einen Tunnel zu gehen, vor allem wenn er lang oder kurvig war, und man seine Hand vor Augen nicht mehr sah. Oft tropfte Wasser von der Decke und mir in den Nacken, oder ich rutschte auf glitschigem Boden aus und stolperte über die alten Holzschwellen in die Dunkelheit. Zum Glück fuhr auf dieser Strecke nicht viele Züge, nur etwa vier oder fünf am Tag. Aber wenn dann einer kam, und ich steckte gerade im Dunkeln, war Panik angesagt! Zwar gab es alle fünfzehn Meter kleine Nischen, aber sie befanden sich abwechselnd mal auf der einen und dann wieder auf der anderen Seite, so dass normalerweise keine Zeit mehr blieb, sich an der rußverschmierten

Wand bis zur nächsten Nische entlang zu tasten. Ich konnte mich dann nur schnell in Liegestütze neben das Gleis legen und verdreckte dabei meist nicht wenig, denn der Boden und die Tunnelwände waren schwarz vom Dieselrauch. Was für ein Gefühl, wenn 30cm neben einem ein Zug entlangratterte und den ganzen Tunnel erzittern ließ!

Bei Lugo traf ich auf den offiziellen Pilgerweg nach Santiago. Die Verpflegung wurde hier ausgezeichnet, weil extra für die Pilger an vielen Stellen kostenlos Essen ausgegeben wurde. Der Weg selber war hübsch angelegt, größtenteils gepflastert, führte über kleine Steinbrücken, an Kapellen vorbei, und durch liebliche Wäldchen und Felder. Er war mit einer Muschel gekennzeichnet, dem Symbol des heiligen Jakob.

Dann, nach fast genau drei Monaten Fußmarsch, erreichte ich schließlich Santiago de Compostela, und zwar gerade richtig zu dem Fest, mit dem der Apostel jedes Jahr geehrt wurde. Ein gigantisches Feuerwerk ließ die mächtige Kathedrale erglühen und gleißende Feuerbäche stürzten an ihr herunter in die Tiefe. Der ganze Vorplatz war mit mindestens vierzigtausend Leuten gefüllt, und auch die Altstadt quoll über von fröhlichen Menschenmengen, Musikanten, Folkloregruppen, Gauklern und Bettlern. Es fanden täglich Open-Air-Konzerte statt, von denen die meisten kostenlos waren. Dutzende Souvenirshops verkauften Pilgerkrempel, und viele Touristen liefen mit Wanderstöcken umher, an denen die berühmte Kürbisflasche baumelte, oder mit einer großen Plastikmuschel um den Hals. Es gab ein kostenloses Hotel für Pilger, aber man musste eine bestimmte

Strecke gelaufen sein und sie sich dokumentieren gelassen haben, damit man die drei Tage Vollpension ergattern konnte. Ich hörte von einer Gruppe aus Polen, die 7000 Kilometer quer durch Europa zurückgelegt haben sollte.



Ich lernte Santiago kennen, einen älteren Spanier, der für jedes Kind und Hündchen ein liebes Wort übrig hatte. Wenn ich mit ihm zusammen in eine Kirche ging, küsste er fast jede Marienstatue und verstohlen zeigte er mir, dass man den großen Nagel aus den Füßen einer drei Meter hohen Jesuskulptur herausziehen konnte. Einmal traf ich ihn weinend vor der Kathedrale. Die Wächter hätten ihn hinausgeworfen, weil er sich zu laut mit Maria unterhalten hätte und andere Leute sich gestört fühlten. Ein Priester kam zufällig vorbei, und Santiago nutzte die Gelegenheit, um sich bei ihm auszuheulen. Er war wie aufgelöst, dass man ihn, ausgerechnet ihn, von diesem Ort verbannte. Der Pfarrer trat verlegen von einem Bein aufs andere und

wusste nicht so recht, was er sagen sollte. So strich er Santiago wie einem Kind tröstend übers Haar und ergriff dann schnell die erste Gelegenheit, um zu verschwinden, denn viele neugierige Gesichter hatten sich bereits um die beiden geschart.

Santiago steckte mir manchmal Essen und sogar Geld zu, weil er wusste, dass ich noch weniger besaß als er. Eines Tages erzählte er mir, dass ein ständiges Geben zwischen dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist stattfände. Der Vater gäbe dem Sohn, der Sohn dem heiligen Geist, und der wieder dem Vater oder umgekehrt. Ich fragte ihn erstaunt, ob er das irgendwo gelesen hätte, weil auch der Mystiker Meister Eckhardt von diesem Fließen zwischen der Dreieinigkeit erzählte, und ich mir nicht im Geringsten denken konnte, was damit gemeint war.

„Nein, nein, ich habe mir das so gedacht!“

Ich bekam einen tiefen Respekt vor diesem einfachen und lieben Menschen, der von manchen Leuten für verrückt gehalten wurde, der aber das „werdet wie die Kinder“ schon verwirklicht hatte. Wenn er von Gott erzählte, glänzten seine Augen, und er freute sich, in mir einen aufmerksamen Zuhörer gefunden zu haben, denn da ihn viele Leute wegen seiner Frömmigkeit für einen Spinner hielten, hielt er normalerweise mit seinem Lieblingsthema hinterm Berg. Er zeigte mir einen kleinen Kiesel und sagte: „Dies ist das gesamte Universum, wie Gott es in seiner Hand hält! Ich selber bin ein Nichts, weißt du, aber Gott hat mich erschaffen, und das ist die Quelle meines Glücks!“

Endlich mal ein Mensch, der nicht ständig seine Selbstbestätigung suchte! Der es nicht nötig hatte, um das Ansehen anderer zu ringen und dafür schön, reich, klug oder cool sein musste. Gott hatte ihn erschaffen, und dafür war er dankbar!

Die Zeit war gekommen, da ich mich nicht mehr als Muschelmann ausgeben konnte, denn der Pilgerweg war nun zu Ende. Und wieder mit dem alten Sprüchlein „Tengo hambre, no tengo dinero...” durch die Lande zu ziehen, wäre ein alter Hut gewesen. Die Erntezeit hatte begonnen, da sollte mir der Verzicht darauf, andere Leute anzuschnorren, etwas leichter fallen. Die Obstbäume waren voller Birnen und Äpfel, der Mais stand hoch, und manchmal klaubte ich mir ein paar Kartoffeln für ein Lagerfeuer. Noch nicht die feine Art, aber ich war ja Anfänger!

Unterwegs fand ich wie zufällig eingepackte Küchlein, Kekse, oder Chips, alles noch völlig genießbar. Oder ich fand zur rechten Zeit, der Zeit des einsetzenden Hungers, ein Maisfeld. Einmal kam ich an einer Plantage vorbei und sah dort abgeschnittene Pflanzen, an denen noch Tomaten hingen und vor sich hin trockneten. Als ich mich gerade bediente, hielt ein Wagen an, ein Mann stieg aus und brüllte mich an: „Das sind meine Tomaten!”

„Aber die gammeln doch vor sich hin! Steht nicht in der Bibel, man solle die letzten Körner auf dem Felde lassen, und sie den Vögeln des Feldes und dem Mann des Weges überlassen?”

„Nein, nein; das sind meine Tomaten!” beharrte der Mann.

„Jaja, schon gut!“ sagte ich, und als ich mich zum Gehen wandte, bemerkte ich noch, dass ich an Gott glaubte, worauf der Mann erwiderte, das täte er auch.

Ich ging weiter und war ziemlich sauer. Der wollte an Gott glauben und gönnte einem armen Schlucker nicht einmal ein paar vertrocknende Tomaten? Aber eine innere Stimme riet mir, lieber nicht zu richten, auf dass ich selber nicht gerichtet würde.

Ein kleines Stück weiter hielt der Wagen erneut. Der Mann hielt mir ein eingewickeltes Brot, eine Kekspackung und ein Getränk entgegen, was ich mit einem dankbaren Grinsen entgegennahm. Wir gaben uns die Hand, und der Mann fuhr weiter seines Weges.

Nach Portugal führte nur eine Brücke über den Grenzfluss und gleich darauf kam der Zoll. Also entschloss ich mich, über den Fluss zu schwimmen. Später ging es über endlosen Sandstrand Richtung Süden, bis eines Abends ein Fluss den Weg versperrte. Ich folgte seinem Ufer, in der Hoffnung, bald eine Brücke zu finden. Schilder verboten zwar wegen eines Militärgebietes den Durchgang, aber ich hatte keine Lust, drei Kilometer bis zum letzten Dorf zurückzulaufen. Außerdem wurde es bereits dunkel, deshalb ging ich erst einmal weiter.

Nach einer Weile traf ich auf einen ausgeleuchteten Kasernenkomplex, der mir den Weg abschnitt. Als ich versuchte, ihn zu umgehen, geriet ich auf das Rollfeld eines kleinen Flughafens und wurde plötzlich aufgefordert, mich nicht zu bewegen. Ich hörte, wie sich ein Maschinengewehr entsicherte und wurde dann vom Schein einer Stablampe geblendet. Zwei Soldaten

tasteten mich nach Waffen ab, während ich mit erhobenen Händen blöd in der Gegend herumstand. Dann brachten sie mich zu der Barackensiedlung und führten mich einem Offizier vor. Dem versuchte ich die Situation, so gut es ging, zu erklären: ich käme von Santiago, wohin ich eine Pilgerreise gemacht hätte, und wollte in der Nähe von Coimbra Bekannte treffen!

Ich schien dem Offizier sympathisch zu sein und nicht bedrohlich zu wirken, und als einer der Soldaten dem anderen zuflüsterte: „Er hat gar kein Gepäck dabei, der spinnt doch“, fing er an zu lächeln und befahl, ich sollte zum Tor gebracht und laufengelassen werden.

In Coimbra war gerade Volksfest. Folkloregruppen traten auf und ich wurde von fröhlichen Menschen zum Essen aufgefordert. Ich fühlte mich sehr wohl hier, und die Portugiesen kamen mir offener und wärmer vor als die Spanier. Vielleicht weil sie ärmer waren.

Jemand lud mich zu sich nach Hause ein. In dessen Wohnung hing das schönste Bild von Jesus, dass ich je gesehen hatte: Jesus, wie er im Garten von Gethsemane saß und auf das nächtliche Jerusalem hinabschaute. Doch wie ich so das Bild betrachtete, kamen mir ein paar Überlegungen. Wenn Jesus eins war mit dem Vater, wie behauptet wurde, warum betete er überhaupt zu ihm und sagte: „Dein Wille geschehe“? Warum ließ er sich dann taufen, woraufhin sich der Heilige Geist auf ihn herabsenkte, wo er es doch selber war? Eigentlich ziemlich unlogisch! Da war mir schon einleuchtender, was die Muslime sagten, nämlich, dass Jesus ein Prophet gewesen war und der Heilige Geist der Engel Gabriel.

„Wenn nun jeder so wie du durch die Lande zöge“, fragte mich mein Gastgeber, der gut englisch sprach, während wir zusammen in der Küche standen und das Mahl vorbereiteten, „wo könnte man denn dann noch etwas zu essen finden, wenn keiner mehr das Feld bestellte?“

„Das tut aber nicht jeder! Sehet die Vöglein, sie säen nicht, sie ernten nicht, und Gott ernährt sie doch! Glaubst du das nicht? Lao-Tse sagt genau das Gleiche: Der Rabe braucht sich nicht schwarz anzumalen! Voll wird leer, leer wird voll! Ich bin, und weil ich bin, habe ich auch die Möglichkeit zu sein. Alles ist aus dem Nichts entstanden, das gesamte Universum! Warum soll nicht noch ein Stück Brot oder ein Schuh entstehen, wenn ich daran glaube? Jesus hat auch Brot und Fische vermehrt!“

„Gott hat dir zwei Hände gegeben, und die sollst du auch benutzen! Gott hilft dem, der sich selber hilft!“

Ich zuckte nur mit den Schultern und dachte mir: „Ich werde etwas tun, wenn ich Israel erreicht und die Wüste durchquert habe. Aber dann als freier Mann, und nicht mehr aus einer Notdurft heraus, nicht mehr als Sklave...“

In Figuero dos Vinhos musste ich noch einen halben Tag suchen, bis ich endlich nach zwanzig Wochen Fußmarsch und zirka 3500 Kilometern mein Ziel erreicht hatte: die alte Wassermühle!

Aber keine Menschenseele war zu sehen! Nur die Überreste des wohl gescheiterten Selbstversorgungsprojekts: etwas Kohl, ein paar Tomaten, vertrockneter Mais, eine Zwiebel von einem Zentimeter Durchmesser,

und noch ein paar andere vertrocknende und vergammelnde Gemüsestümpfe!

Die Mühle selber war ein roh zusammengezimmertes, windschiefes Anwesen, hatte aber eine gemütliche Veranda, von der man direkt auf den rauschenden Bach sehen konnte. Sie lag in einem sehr engen Tal, so dass sich die Sonne hier nicht lange blicken ließ. Die nähere Umgebung hatte ein Waldbrand getroffen und war in einem mitleidigen Zustand, es kamen jedoch bereits neue Eukalyptusbäumchen hervorgesprossen. Das Wasser des Baches war klar, aber eiskalt, so dass es mich einige Überwindung kostete, ein Vollbad zu nehmen.

Ich fand einen Zettel an der Türe, der an einen Ernst-Josef gerichtet war, offenbar den Besitzer, von dem Markus und Gabi die Mühle kaufen wollten. Aus dem ging hervor, dass Markus und Gabi jetzt wieder in Deutschland waren.

Ich blieb nicht lang! Granada wollte mich wiederhaben!

Bilsenkraut

*Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit! ruft der Herr
über den Abgrund der Halluzinationen. Diesen
Abgrund nennt man auch „Hölle“... „Die
Vielen“... „Bewusstsein“... oder auch „Das
Universum“.*

Aleister Crowley, Buch der Lügen

In Granada schien die Sonne. Ich konnte es kaum erwarten, Nellie und die anderen wiederzusehen, und keuchte mitten in der heißen Siestazeit durch das Labyrinth des Albayzin und die Hügel des Sacromonte hoch. Als ich mit rotem Kopf die ersten Höhlen erreichte, sah ich Nellie und Laura, die gerade damit beschäftigt waren, ihre neue Höhle zu kalkan.

„Wir haben uns gerade gestern noch gefragt, wo du wohl jetzt steckst“, begrüßte mich Nellie. Laura stand da mit rosagefärbten Haaren und ihrem Pinsel in der Hand und lächelte uns aus ihrem kalkbespritzten Gesicht zu. Ein alter Freund der zwei Mädchen aus Kalifornien übte sich gerade im Jonglieren von Keulen, und noch ein paar andere Unbekannte lungerten vor der Höhle herum. Ich lernte Ross aus Hawaii kennen, einen Mischling mit polynesischen, europäischen und indianischen Vorfahren; seine holländische Freundin Ariane; einen Bär von einem Neuseeländer namens Terry; und Edward, einen dunkelhäutigen Engländer.

„George, alter Gauner!“ rief ich aus, als ich den Portugiesen sah. „Gibt's dich auch noch?“

„Hey Mann, wie geht's dir?“ wollte George wissen.

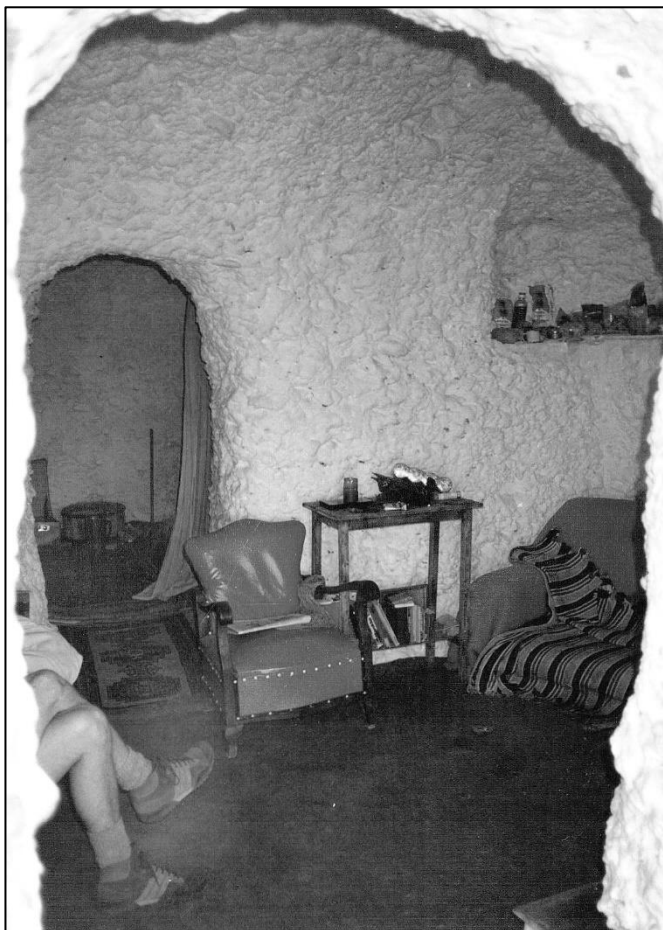
„Prima, bin froh wieder hier zu sein. Ist wie nach Hause kommen!“

„Wo hast du die ganze Zeit gesteckt?“

„Mal hier und mal dort!“

Es war viel los in der Höhlenwelt. Meine alte Höhle war von dem langhaarigen José besetzt, der sie mit schwarzmagischen Symbolen geschmückt hatte. Doch die alte Höhle von Katja war offensichtlich unbewohnt, nur eine Eisentüre war jetzt provisorisch davor gebaut.

„Weg gegangen, Platz vergangen“, dachte ich mir, als ich die Tür kurzerhand samt Anker und Rahmen aus der Sandsteinwand riss und die Böschung hinunterwarf. Die Höhle hatte drei Zimmer und einen Kamin, eine Terrasse und einen wunderbaren Panoramablick auf den Generalife und den Palast der Alhambra. Hinter der Terrasse fiel der Hang vier Meter steil ab. Dort war ein größerer, mit Mandelbäumen bewachsener Platz, um den sich noch andere Höhlen herumgruppierten, die meisten davon jedoch unbewohnt und voll Schutt. In den nächsten Wochen hatte ich alle Hände voll damit zu tun, die Höhle zu kalkan, Müll wegzuräumen, die Terrasse zu verbreitern, den Boden mit Zement auszubessern, Teppiche und Möbel anzuschleppen und aus Holz und Schilf ein Sonnendach zu bauen. Ich richtete ein arabisches Zimmerchen mit Perserteppich, Polstern und einem kleinem Tisch ein, bestückte das Kaminzimmer mit einem Sofa und Sesseln, und das dritte Zimmer mit einem Gästebett. Auf der Terrasse baute ich eine Feuerstelle und eine kleine Küche mit einer größeren Sitzgruppe.



In der ersten Zeit besuchte mich regelmäßig ein schwarzer Kater, bis ich eines Tages ein Tigerkätzchen aus einer verdrießlichen Lage befreite und ihm Asyl gewährte, und der Kater eifersüchtig und beleidigt das Weite suchte. Das Kätzchen wurde auf den Namen Penny Penelopé getauft. Sein Lieblingspennplatz war in

meinem Schlafsack, und manchmal kam es auf die lustige Idee, mir in den Zeh zu beißen, oder in der Morgendämmerung die Bude auf den Kopf zu stellen und alle Leute zu terrorisieren, die noch länger schlafen wollten.

Kaum war eine Ökonische geschaffen, füllte sie sich auch schon mit Leben. Es war eigentlich immer etwas los, und ich verbrachte die meiste Zeit damit, mich auf meine Terrasse zu setzen und darauf zu warten, dass etwas passierte. Statt wie bei meinem letzten Aufenthalt fast täglich in die Stadt zu gehen, mich an die Straße zu stellen und eine Essensstelle zu besuchen, wartete ich einfach darauf, dass alles Nötige von selbst vorbeikam. Alles kam zu dem, der warten konnte! Voll wurde leer, leer wurde voll! Tag und Nacht, Glück und Unglück... nur der Wandel war beständig!

Zuerst hatte ich einen Marokkaner zu Gast, dann zwei ausgebrochene Sträflinge, danach eine junge Argentinierin namens Maria, später alte Kumpels aus old Germoney und andere Gestalten: meine Höhle war fast immer ausgebucht! Es war aber auch wirklich enorm viel los in diesem Winter. Bestimmt über hundert Leute wohnten zurzeit auf dem Sacromonte. Die Einwohner von Granada waren bereits genervt von allzu vielen Bettlern, Musikanten, Akrobaten und anderen Künstlern, denn man konnte nicht mehr durch die Stadt gehen, ohne mindestens dreimal um einen Duro angequatscht zu werden. Zusätzlich gab es noch zwei besetzte Häuser, in denen öfters Fêten und Konzerte stattfanden, alles ein wenig pseudo-punkmäßig, aber mal etwas anderes als die Höhlenszene.

Auch in den Höhlen war jeden Abend irgendetwas los, wurde ein Essen organisiert oder Musik gemacht. Vor der nächtlichen Kulisse von Granada wurde dann oft mit Feuerkeulen und Devilstick herumjongliert. Vor allem Simon, der Engländer, war der Spezialist. Er trug grau-schwarze, nach Petroleum stinkende Klamotten, und seine Höhle hatte den betörenden Duft einer Tankstelle. Ein anderer Spezialist war der kahlköpfige, beohrringte Jonathan, der immer lustige Hüte trug und sich im Seiltanz übte.

In einer Höhle am Mandelbaumplatz nistete sich Dominique ein, ein Belgier mit afrikanischen Vorfahren. Er war eine Art Wegelagerer und quatschte jeden, der gerade an seiner Höhle vorbeikam, wegen einer Zigarette oder etwas anderem an. Auch erzählte er immer wilde Geschichten, wie er in der Fremdenlegion gewesen war und anderen Unsinn. Bei mir stand er fast täglich auf der Matte, aber da er im Grunde ein lieber Kerl und recht unterhaltsam war, ertrug ich es.

„Hey, gibt's bei dir noch Zucker?“

„Guten Morgen, lädst mich auf 'nen Kaffee ein?“

„Mann, hab' ich 'nen Hunger! Hast du noch was zu essen?“

„So'n Mist, ich hab' keine Zigaretten mehr...“

Eines Tages braute er sich einen Tee aus Bilsenkraut, das hier überall am Wegesrand wuchs. Ich traf ihn am Abend mit riesigen Pupillen und verstörtem Gesicht.

„Dominique, alles klar bei dir?“

„Grrrrblafmmtgagbsss...“, gab Dominique zur Antwort und torkelte orientierungslos umher.

In der nächsten Woche war Dominique sehr in sich gekehrt und hatte sich völlig geändert, schnornte niemanden mehr an und laberte keinen Blödsinn mehr vor sich hin.

„Dominique, Kaffee ist fertig!“

„Ach nee, lass mal, vielen Dank! Mir tut es leid, dass ich in letzter Zeit so unverschämt war, und möchte das jetzt ändern!“

„Jetzt übertreibe aber mal nicht, einen Kaffee kannst du ruhig trinken!“

„Und die Geschichte mit der Fremdenlegion war auch gelogen. Die habe ich nur erzählt, um mich interessant zu machen.“

„Dominique, bist du krank? Ich erkenne dich ja gar nicht wieder!“

Ein paar Tage später fand bei mir eine spontane Fête statt und ehe ich mich versah, waren die Höhle und die Terrasse voller Leute. In ausgelassener Stimmung sprach ich ordentlich dem Vino zu, und hielt es für eine witzige Idee, als Dominique einen Spezialtee braute.

„Hier gibt's was Besonderes!“ pries Dominique sein Gebräu an, und ich ließ mich nicht lange bitten, spülte ein Glas herunter und legte mich dann gemütlich aufs Sofa. Plötzlich kam eine riesige Welle auf mich zu, und bevor mir schwarz vor Augen wurde, dachte ich noch: „Konntest den Hals ja wieder nicht vollkriegen, jetzt sieh zu, wo du bleibst!“



Nach vielleicht zwei Stunden wachte ich wieder auf. Die Fête schien noch im vollen Gange zu sein, aber ich wollte eigentlich nur mal pinkeln. Ich war sehr wackelig auf den Beinen, und aus Angst davor, den Hang vor der Höhle hinunterzustürzen, kroch ich fast den Pfad entlang. Ein elektrischer Zaun verpasste mir Stromschläge und ich wunderte mich, konnte ich mich doch gar nicht an diesen Zaun erinnern. Überall saßen Menschen herum, so dass es schwierig war, einen

geeigneten Platz zu finden. Ich torkelte davon und hielt es dabei nicht für nötig, meine schon heruntergelassene Hose wieder hochzuziehen, denn ich glaubte, das würde sich nicht lohnen. Aber es verging bestimmt eine halbe Stunde, bis ich es endlich geregelt bekam, solange schlurfte ich mit meiner auf den Knöcheln hängenden Hose durch die Gegend.

Dann bemerkte ich jede Menge köstliche, auf dem Boden liegende Gegenstände, aber immer wenn ich sie aufhob, verwandelten sie sich zu meiner großen Enttäuschung in ordinäre Steine. Gegen Morgendämmerung besuchte ich meine Nachbarhöhle, die mir als Müllverbrennungsplatz diente. Auf dem Müll saß ein Mann mit fürchterlich entstelltem und zerfließendem Gesicht. Ich rief ihm ein „Hallo“ zu, aber der Mann antwortete nicht.

„Ein Aidskranker im Endstadium, der sich hier in der Höhle läutert“, dachte ich, und nahm mir vor, ihm bei Gelegenheit mal etwas zu essen vorbeizubringen. Merkwürdigerweise wunderte ich mich auch nicht, als ich im Schilfdickicht ein paar Leute entdeckte, die mit versteinerten Gesichtern in Richtung Sonnenaufgang blickten.

Auf meiner Terrasse herrschte das blanke Chaos. Zwei Stühle waren zertrümmert, jemand musste in die Feuerstelle gefallen sein, und überhaupt sah es so aus, als wäre hier ein Wirbelsturm entlanggezogen. In der Höhle lagen viele Leute kreuz und quer verstreut, leider auch viele dieser Aidskranken, so dass ich keine Lust verspürte, mich dazuzulegen, obwohl ich müde war, und sie mir eigentlich auch furchtbar leid taten. So räumte ich erst mal die Terrasse auf und setzte mich

dann in einen der Sessel. Zwei der Kranken saßen vor mir und hatten sich in Decken eingehüllt, damit man ihr schreckliches Gesicht nicht ertragen musste. Ich schwatzte munter drauf los, auch wenn ich keine Antworten erhielt. Sie waren ja auch dabei, mit der Welt abzuschließen, was sollte man da noch sagen?

Nach zwei Stunden kamen dann die ersten Fêtenbesucher aus der Höhle gekrochen und ich meinte, das müsste ja gestern hier hoch hergegangen sein, was denn alles so passiert wäre. Aber niemand schien sich so genau daran erinnern zu können. Nur Astrid wusste, dass es der Franzose Stephan gewesen war, der die Feuerstelle verwüstet hatte.

Auf einmal fielen mir kleine, in Regenbogenfarben schillernde Wesen auf, die sich in einer Fließbewegung über meinen Sessel bewegten.

„Schaut euch das mal an!“ rief ich begeistert aus.

„Was denn?“ fragte Astrid und schaute auf den Sessel.

„Na, diese kleinen Viecher hier!“

„Also, ich sehe nix!“

„Bist du blind oder was? Die hier“, ich zeigte extra mit dem Finger drauf.

„Ja, die sehe ich auch!“ mischte sich Udo ein und behielt ein todernstes Gesicht dabei.

„Seid ihr beide bescheuert?“ ärgerte sich Astrid, guckte aber vorsichtshalber noch einmal etwas genauer hin und war enttäuscht, dass sie diese fabelhaften Wesen nicht entdecken konnte.

Wie jeden Morgen begann ich die Höhle auszufegen, und stellte dabei entzückt fest, dass überall diese Kreaturen herumflossen. Ich kroch auf dem Boden herum und tippte sie sachte mit dem Finger an: „Hallo, ihr kleinen Süßen!“ Aber sobald ich sie berührte, gaben sie einen leichten elektronischen Impuls ab und warfen einen dünnen Faden in meine Richtung, auf dem ein Teil ihres Körpers in klarer Angriffsabsicht auf mich zugeschossen kam. Ich fing sie ab, und sie waren sofort in meiner Hand zu Staub zerrieben. Aber nun entdeckte ich gewaltige Kolonien auf der Höhlenwand, und immer mehr Fäden wurden auf mich abgeschossen. Bis mir schließlich in den Kopf kam, dass das ja völlig unmöglich war, und ich endlich begriff, dass ich halluzinierte und mich eben zwei Stunden lang mit Decken unterhalten hatte.

Den meisten anderen war es so ähnlich gegangen wie mir. Einer war nackt bis in die Innenstadt gelaufen und hatte dort Panzer durch die Gegend fahren sehen, deren Kanonenrohre sich wie Wachs verformt hatten. Eine barmherzige Seele gab ihm ein paar Kleidungsstücke und brachte ihn zum Krankenhaus. Dort kam er zum Glück soweit wieder herunter, dass er rechtzeitig merkte, dass sie ihn als Irren wegsperren wollten, und gerade eben noch entwischen konnte. Andere waren dabei ertappt worden, wie sie ein Auto mit einem 100 Peseten-Stück aufschließen wollten, und dabei das Schloss lädierten. Und obwohl die meisten negative Erfahrungen mit dem alten Hexenkraut gemacht hatten, mussten es doch fast alle, die nicht an der legendären Fête teilgenommen hatten, einmal ausprobieren. Man konnte jetzt öfters verwirrte Gestalten durch die Gegend rennen sehen, die Steine

aufhoben und enttäuscht wieder fallen ließen. Auch in meiner Höhle verirrte sich ein Nackter und erzählte, er werde von Bäumen verfolgt.

„Hey Mann, wie geht's? Ich komm' mal zu 'nem Kaffee rauf!“ tönte es am frühen Morgen zur Höhle hinauf. Dominique war wieder der alte! Wie jemand, der durch einen Schlag auf den Kopf sein Gedächtnis verlor, und es durch einen erneuten Schlag wieder zurückerhielt! Die schüchterne selbstkritische Art hatte auch nicht richtig zu ihm gepasst.

Leuchtende Pfeile

Und du, Melkor, wirst all die heimlichen Gedanken deines Geistes entdecken und wirst erkennen, nur ein Teil des Ganzen sind sie und ihm untertan.

J.R.R. Tolkien, Das Silmarillion

Daniela und Jasmin begannen damit, sich Bongos zu bauen. Dazu benutzten sie den ausgehöhlten Stamm einer Pita²⁰. Aus Baustahl wurden jeweils drei Eisenringe gehämmert, mit deren Hilfe dann das Ziegenfell über den Stamm gespannt wurde. Aber aller Anfang war schwer, und alle Leute wussten wieder einmal, wie es besser ging, so klang das Resultat ein wenig dumpf.

Daniela hatte einen Hund namens Rasta, der früher mal einen vom Tisch gefallenen Haschkeks gefuttert hatte, und seitdem ein wenig drollig drauf war. Er kam immer mit einem Gegenstand im Maul an (vorzugsweise Steinen), legte ihn vor einem hin und wartete mit treuherzigen Augen und einer nicht zu erschütternden Eselsgeduld darauf, dass man das Steinchen nun endlich warf. Er konnte nicht genug bekommen und wurde von manchen nichtsahnenden Leuten fast zu Tode gehetzt, wenn sie die Steine immer wieder den Hügel hinabschmissen, und Rasta in seinem Wahnsinn mit blutenden Pfoten den Hang hinabstürzte.

²⁰ Der Blütenstand der *Agave americana*, auch Baum des Lebens genannt. Nach Ausbildung dieses bis zu 8m hohen Stammes stirbt die Pflanze ab.

Auch die Hunde bildeten hier Cliquen und hielten Meetings ab. Manchmal rotteten sich bis zu fünfzehn Tiere zusammen und waren dann für Fremde schon nicht mehr ganz ungefährlich. Die vielen Hunde waren auch ein Ärgernis für Penny Penelopé, die mir oft wie ein Hündchen hinterhergelaufen kam und sich manchmal auch unter Androhung von Fischentzug nicht abschütteln ließ. Sie war sehr fit und fing sich selber Heuschrecken, Eidechsen und anderes Kleinvieh.

Holger war immer noch in Granada und ich half ihm wieder dabei, das Häuschen zu renovieren. Man hatte inzwischen schon dreimal bei ihm eingebrochen, und er kaufte jetzt schwere gusseiserne Gitter für die Türe und die Fenster. Erst jetzt fiel mir auf, dass der gesamte Albayzin vergittert war und alle Leute in der ständigen Paranoia vor Einbrüchen lebten. Holger vertraute mir an, dass er immer zwingendere Zeichen empfinde, die ihm unmissverständlich sagten, dass er diese oder jene Frau anzubaggern hätte. Er fühlte sich so getrieben, dass er unheimlich aufdringlich werden konnte und einfach nicht merkte, wenn er nicht angesagt war. Ich wusste nie so genau, wann er anfang zu spinnen. Er hatte öfters Visionen von gewaltigen am Himmel schwebenden Sicheln und Blutregen, Drohungen, die ihn immer weitertrieben, und sogar nachts auf die Suche schickten. Er musste dann leuchtenden Pfeilen und anderen Zeichen folgen, bis sie ihn endlich zum Ziel, das heißt, zur Frau geführt hatten.

Einmal zeigte er auf José und meinte, dieser Kerl dort hätte ihm neulich einen Fluch angehängt: „Ich bin von ihm um Kleingeld angequatscht worden, habe aber abgelehnt, ihm etwas zu geben. Daraufhin ist plötzlich

etwas in meine Aura eingedrungen, quasi ein böser Geist. Aber da ich mich in Magie auskenne, konnte ich durch die nötigen Rituale das Wesen wieder bannen und meine Aura reinigen."

Ich war erstaunt über diese Geschichte, denn woher sollte Holger schon gewusst haben, dass José mit schwarzer Magie zu tun hatte?

„So was ist unverantwortlich!" wettete Holger drauflos. „Der Typ weiß gar nicht, was er da tut. Dafür wird er später einmal teuer bezahlen müssen, in der Nachwelt! Für so etwas wird man in astrale Welten eingestuft, die ich meinem schlimmsten Feind nicht wünsche. Mir kann er mit solchen Kinkerlitzchen ja nichts, aber Leute, die keine Ahnung haben, wissen gar nicht, warum sie sich auf einmal so mies fühlen!"

Für viele war Holger lediglich ein aufdringlicher Spinner. Sie wussten nicht, dass in seinem Redefluss auch jede Menge Gold schlummerte. Man musste sich nur die Mühe machen zuzuhören und zu schürfen:

„Das neue Zeitalter wird dadurch charakterisiert, dass transparente Strukturen geschaffen werden. Man wird sich nicht mehr vor dem anderen verstecken können und es wird keinen Betrug und keinen Dünkel mehr geben. Der göttliche Wille ist dann transparent geworden und es gibt keinen Ungehorsam mehr. Aber nur die werden es schaffen, die schon vorher das neue Element integrieren, und schon vorher versuchen, dem göttlichen Willen zu folgen."

Was mich erstaunte war, dass Holger schon so deutliche Zeichen zu erhalten schien, während sich bei mir alles wesentlich subtiler abspielte. Auch konnte ich

niemals sagen, wann ich meinen eigenen Ideen, und wann göttlicher Inspiration folgte. Aber eines war sicher, es gab diese Zeichen vom göttlichen Willen und diese Führung. Im Christentum war das Symbol für die göttliche Leitung Jesus, der die Lämmer weidet: Sie werden seine Stimme hören und ihr folgen*; im Hinduismus wurde sie durch Krishna, den Wagenlenker symbolisiert. Hat man Krishna als Wagenlenker, d.h. als Lenker des Ich, ist einem, wie Arjuna, dem Bogenschützen, der Sieg gewiss; Lao-Tse nannte sie die Führerin des Alls; im Buddhismus war es der Yidam oder Bodhisattva, der einem Leitung gab. Im Islam wurde die göttliche Leitung Hidaya genannt.

Die 18-jährige Sonja aus Österreich lag eines Morgens tot in einer Höhle. Heroin und Betäubungsmittel hatten ihren Kreislauf wegsacken lassen. Auch Wolfgang, der zum Schluss mit verschiedenen Leuten Streitereien angefangen hatte, wurde zusammen mit einem anderen Deutschen totgefixt aufgefunden. Kurze Zeit später fand dann eine groß angelegte Polizeiaktion statt, von der ich als Frühaufsteher aber zum Glück rechtzeitig Wind bekam, und mich so noch in höhere Lagen zurückziehen konnte. Von dort sah ich, wie ungefähr fünfzig Polizisten die Höhlen umzingelten und dann einen Höhlenmensch nach dem anderen aus den Federn schmissen. Manche wurden mitgenommen, unter anderem Terry, der nach Neuseeland ausgewiesen wurde. Die ganze Höhlenwelt bekam einen schlechten Ruf als Drogennest, und die Stimmen in der Bevölkerung wurden lauter, den gesamten Platz zu räumen, damit das Pack endlich aus der Stadt verschwände; vor allem, weil sich Granada auf die Skiweltmeisterschaft vorbereitete und diese

Vorkommnisse natürlich eine schlechte Reklame waren.

Es war aber auch jedes Mal dasselbe: Da gab es einen guten Platz und nette Leute, die etwas aufbauten und etwas Schönes gestalteten, und andere, die einen ziemlichen Müll verbreiteten und sich einen Dreck um etwas anderes scherten als sich selbst. Hinterher wurde dann alles in den gleichen Topf geworfen und die gesamte Atmosphäre war zerstört. Unter den Zigeunern brauchte es nur ein paar zu geben, die klauten, unter den „Fundamentalisten“ brauchte es nur ein paar zu geben, die Bomben legten, gleich hatten sie alle den Stempel aufgedrückt. Ob Haschisch, Heroin oder LSD, es waren verbotene Drogen und ihre Konsumenten Süchtige; alles das Gleiche! War ja auch kompliziert und mühselig, zu differenzieren!

Dagmar sang Daniela, Astrid und mir ein wunderschönes Lied aus Indien vor, das sie in einem Dorf der Alpujarras gelernt hatte, einem Dorf, in dem die Leute in Tipis²¹ wohnten. Das hörte sich interessant an, denn immer mehr Höhlenbewohner verschwanden jetzt, und auch ich bekam langsam Lust aufs Weiterziehen. Penny Penelopé hatte inzwischen drei süße muntere Kätzchen großgezogen. Eine Katzensgeneration lang war ich also bereits in der Höhle, und ich fühlte, dass es Zeit war zu gehen. Und so verschwand ich wie der kleine Hobbit Bilbo Beutlin nachts nach meiner Geburtstagsfeier und zog dem Mond und dem Gebirge entgegen. Penny begleitete

²¹ Indianerzelte

mich noch ein gutes Stück, bis ich sie ein letztes Mal in den Arm nahm und ihr einen Abschiedskuss gab.

Der Regenbogen

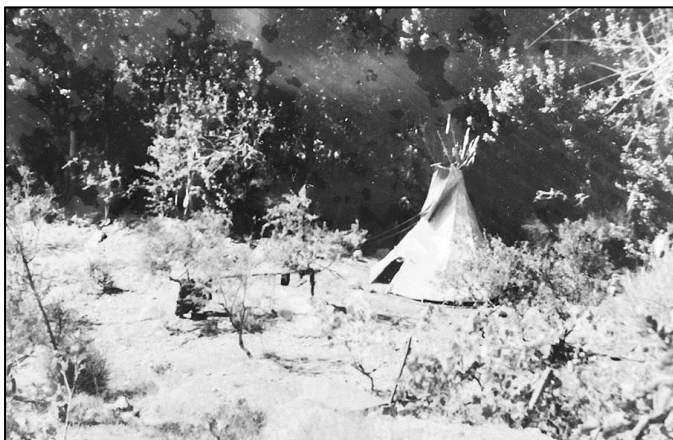
Anfangs habe ich versucht, für mich allein auf meiner Flöte zu spielen. Aber dabei brachte ich nur eine Folge von Tönen zustande, die mich gleichgültig ließen. Später entdeckte ich dann, dass ich die Flöte für andere spielen musste, wenn sie auch zu mir sprechen sollte.

Hans Bemman, Stein und Flöte

Die Berge schimmerten im Mondlicht. Der kalte Nachtwind streifte die Täler hinab und erzählte von der Einsamkeit. Tief eingeschnittene Täler stellten sich mir in den Weg. Die Tage waren heiß, aber es gab viele klare Bäche, und das erste Obst hing bereits an den Bäumen. Ich kam durch vegetationslose Geröllfelder und sah in den höheren Lagen Steinböcke durch die Gegend springen. Nach drei Tagen erblickte ich in weiter Ferne das Meer, und nach einem weiteren halben Tag das Städtchen Orgiva, das in dem breiten Tal der Alpujarras lag.

Ich hatte nur eine ungenaue Beschreibung, wo das Tipi-Dorf zu finden sein sollte, aber als ich auf gut Glück das erste Seitental hochstiefelte und dem klaren Bach immer weiter bergauf folgte, der mich durch einen schattigen Eukalyptushain führte, stand unversehens ein fast fünf Meter hohes Tipi vor mir. Ein Pferd lehnte gelangweilt an einen Baum und Kinder spielten vor dem

Zelt, in dem ich die Silhouette einer Frau wahrnahm, die sich an einem Feuer und einem Kochtopf zu schaffen machte. Ich kam an einem weiteren Tipi vorbei, dessen Bewohner aber noch zu schlafen schien, obwohl doch die Sonne schon hoch am Himmel stand. Ich ging weiter durch ein Wäldchen und erreichte einen kleinen Wasserfall, unter dem ich eine erfrischende Dusche nahm. Unter dem Sprühregen des herabstürzenden Wassers bildete sich in der Morgensonne ein doppelter Regenbogen, der mir wohl sagen wollte, dass ich mich hier an einem besonderen Ort befand.



Der Schlafende war erwacht, hatte rote Haare und stellte sich mit Lee vor. Er war Engländer und lud mich zum Frühstück ein. Zum ersten Mal in meinem Leben betrat ich ein echtes Tipi! Was für eine Atmosphäre! Der Innenraum war über vier Meter hoch, der Boden mit Schilf und gewebten Decken ausgelegt, und in der Mitte loderte ein munteres Feuer, über dem eine rustikale Kaffeekanne hing und verführerischen Duft verströmte.

„Wo kommst du her?“ wollte Lee wissen, während er anfang, einen Joint zu kurbeln.

„Ich habe acht Monate in Granada gelebt und dort von diesem Platz erfahren“, erwiderte ich gutgelaunt und fragte zurück, wie lange Lee denn schon hier lebte.

„Drei Wochen“, antwortete er, „bin nur auf Besuch, und das ist auch leider nicht mein Tipi.“

„Ja, das ist mal was anderes, so ein Tipi! Eine Höhle ist auch nett, man kommt sich geborgen vor in Mutter Erde. Aber hier fühlt man sich leichter.“

„Komm mit, ich zeige dir das Dorf.“

Der Pfad führte uns an einem von Bäumen überschatteten Teich vorbei, der von einer klaren Quelle gespeist wurde. Dann führte der Pfad im Zickzack den Hang hinauf, durch Tunnel aus Schilf und Brombeerranken, und wir erreichten ein paar größere Terrassen, auf denen man Tipi Stellplätze erkannte, denn der Boden war dort an mehreren Stellen kahl.

„Zurzeit ist nicht viel los. Viele sind zu einem Rainbow-Festival nach Irland gefahren“, klärte Lee mich auf und führte mich weiter den Pfad hinauf, an dem jetzt ein kleiner Kanal entlanglief, in dem es munter vor sich hin plätscherte. Ich war erstaunt, dass es hier im trockenen Andalusien so viel Wasser gab. Das war ja paradiesisch!

„Das ist der Essensplatz“, sagte Lee, als wir auf einer grasbewachsenen Terrasse standen, die von alten Olivenbäumen überschattet wurde, aus denen die silbernen Klänge eines Windspiels ertönten. Aus einem Schlauch gluckerte Wasser in ein Becken, an dem

sauber aufgereiht Töpfe und Geschirr standen, und am Rand der Wiese befand sich ein kleiner Altar, auf dem Bildchen von Hindugottheiten, Muscheln, bemalte Steine, Räucherstäbchen und allerlei sonstiger Krimskrams ausgebreitet waren.

Ein Mann mit Vollbart, lustig hochgebundenen Haaren und weiten weißen wallenden Gewändern erschien und hieß mich willkommen. „Ich bin Jaimy“, stellte er sich vor und griff zu einer der zahlreichen Trommeln, die um den Altar herum verstreut lagen. Ich ließ mich nicht lange bitten und schnappte mir auch eine, während Lee sich verabschiedete. Jaimy fing an zu singen, und ich klopfte zufrieden auf meine Trommel. Das Schicksal hatte mich wieder zu einem schönen Platz geführt!

Am Abend ertönte ein Muschelhorn über das Tal. Zehn Leute hatten sich bereits ums Feuer gruppiert. Ich setzte mich zu ihnen in den Kreis, während unter einem Singsang das Essen ausgeteilt wurde. Dann nahmen wir uns alle gegenseitig bei der Hand und verharrten etwa eine Minute lang schweigend und mit geschlossenen Augen, bis man sich schließlich einen guten Appetit wünschte. Das gefiel mir gut: für das Essen danken und die Gemeinschaft spüren, statt einfach sofort gierig drauflos zu futtern. Die meisten der Leute kamen aus England oder Wales, aber es waren auch drei Deutsche und ein Spanier dabei.

Jaimyklärte mich über ein paar Dinge auf. „Dort hinten hängt der magic-hat“, er zeigte auf einen bunten Stoffbeutel, der von einem Ast herunterbaumelte, „dort kann jeder so viel Geld rein tun, wie er erübrigen kann, oder was er für angemessen hält. Wenn jemand

etwas für die Gemeinschaft einkaufen will, kann er sich das dafür nötige Geld daraus nehmen. Kochen, Spülen, Holz holen und sonstige Arbeiten sind alle freiwillig. Wer etwas für sein Karma tun möchte, tut es, wer nicht, lässt es."

„Ist euch noch nie etwas geklaut worden?"

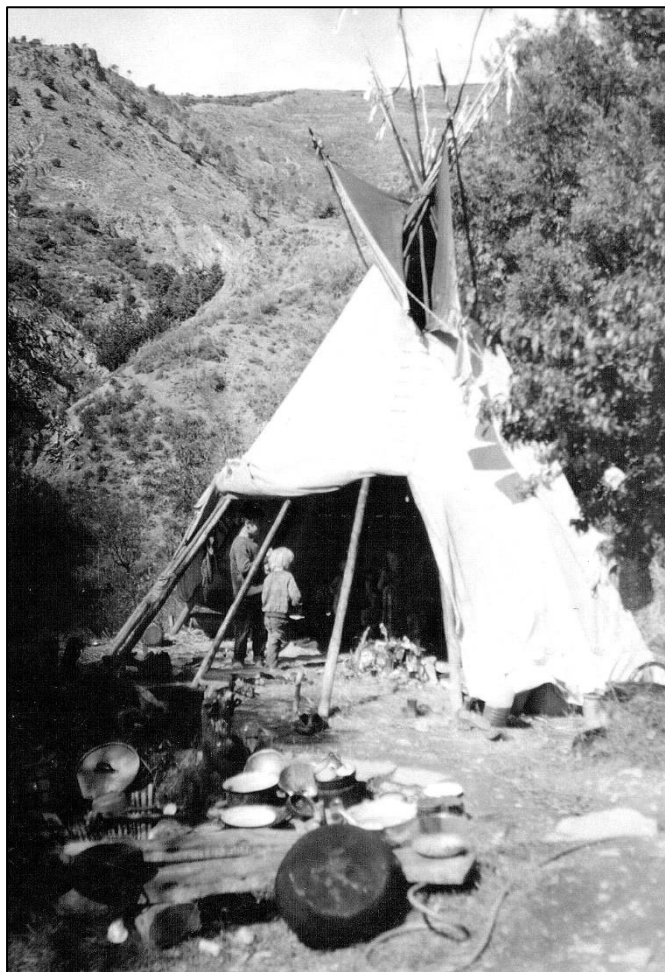
„Normalerweise zieht Beneficio keine schlechten Leute an. Es liegt an uns, die Schwingung dieses Platzes positiv zu gestalten! Zu den wenigen Regeln, die es hier gibt, zählt, dass Hunde und Alkohol verboten sind. Wir essen auch kein Fleisch und wollen keine Viehzucht, sondern auf tierische Produkte möglichst ganz verzichten. Einmal Blasen des Muschelhornes bedeutet, es gibt einen Tee oder einen Snack; zweimal ist für Essen; dreimal für gemeinsame Meditation; und noch öfter für Feuer oder andere Gefahren."

Einer der Deutschen, der lange blonde Haare hatte und eine peruanische Weste trug, machte ein Chillum klar und reichte es mir: "Bumm Shiva!"

„Gehört euch der VW-Bulli da unten?" fragte ich ihn, während mir noch der Qualm aus der Nase stieg. „Der ist mir schon in Granada aufgefallen. Den hattet ihr immer vor der alten Höhlendisco geparkt, stimmt's?"

„Jaja, genau! Ich heiße Werner, aber nenn' mich Francisco. So nenne ich mich hier in Spanien, weil die Leute sich dann den Namen leichter merken können."

Wir gaben uns die Hand und ich erfuhr, dass Francisco eine Heilpraktiker Ausbildung machte, was ich selber ja auch einmal kurz angefangen hatte.



„Mein Schwerpunkt ist chinesische Kräutermedizin, Akupunktur und Massage. Ich muss noch ein Jahr lernen und wollte danach in China weiterstudieren, muss also bald wieder nach Deutschland zurück. Aber die beiden“, er zeigte auf den anderen Deutschen und das Mädchen,

„halten es dort offenbar nicht mehr aus, und suchen einen Platz, wo sie etwas länger bleiben können. Vielleicht gefällt es ihnen ja hier!“

Der Weg zurück zu meinem Schlafplatz erwies sich im Dunkeln und im bekifften Zustand als recht schwierig. Ich brauchte fast eine halbe Stunde und verirrte mich unterwegs in einem Brombeergebüsch. Es war zwar tagsüber angenehm kühl in dem Wäldchen und man hatte den Wasserfall in der Nähe, aber jedes Mal die Kraxelei, das war mir doch zu viel des Guten. Ich beschloss, am nächsten Tag mal das ganze Gelände näher in Augenschein zu nehmen und nach Alternativen zu fahnden.

Es gab noch mehrere Terrassen mit Tipi Stellplätzen, sonderbaren Steinkreisen, kleinen Teichen, einem Meditationsplatz, kleinen Gärten, einem alten andalusischem Häuschen, einer versteckten moosbewachsenen Quelle, die wieder mit allem möglichen Sachen dekoriert war, und eine Negerhütte aus Schilf.

„Wohnt in der Bambushütte eigentlich jemand?“ fragte ich Jaimy.

„Nein, im Moment ist die frei. Ein norwegischer Druide hatte die mal gebaut, aber der ist schon länger verschwunden. Wir wollten schon immer mal einen Heilplatz daraus machen, aber du kannst ruhig erst mal dort einziehen, wenn du willst.“

Da ich kein Geld hatte und es nach wie vor auch möglichst nicht benutzen, aber auch nicht als Schnorrer hier herumsitzen wollte, überlegte ich mir, wie ich mich nützlich machen könnte. Ich ging Holz holen, kochte,

räumte den Platz auf, unternahm Streifzüge in die tiefer gelegenen Plantagen, und wo ich sah, dass das Obst vergammelte und offenbar nicht geerntet wurde, sammelte ich Orangen und Mandeln. Ich entschlammte die Wassergräben und hackte auf das üppig wuchernde Dornengebüsch ein, musste aber bald feststellen, dass die Ranken dadurch Seitentriebe erhielten und sich das Ganze immer mehr zu einem unentwirrbaren Geschlinge heranwuchs.

Jeden Morgen stand ich bei Dämmerung auf und rückte erst mal für drei oder vier Stunden den bis zu fünf Meter hohen Brombeeren zu Leibe. Beneficio erstickte darunter! Früher war es einmal eine Olivenplantage mit Obstwiesen gewesen. Aber weder wurden heutzutage die Mandelbäume, noch der Wein geschnitten, und die Oliven konnte man nicht mehr ernten, weil unter den Bäumen das Gestrüpp wucherte und man keine Netze mehr spannen konnte.

Ich hörte die amüsante Geschichte, dass die Leute die allgemein übliche Erntemethode nicht anwenden wollten, um die Bäume nicht mit den langen Stöcken schlagen zu müssen. Stattdessen hatten sie angefangen, die Oliven einzeln abzupflücken, was natürlich eine fürchterliche Schinderei gewesen war und auch bald drangegeben wurde. Auch meinten viele Leute, man sollte die Natur in Ruhe gewähren lassen, das Unkrautjäten wäre überflüssig.

Die abgeschnittenen Ranken ließ ich trocknen und verbrannte sie dann haufenweise. Nach sechs Wochen hatte ich ein gutes Stück geschafft und etliche Bäume befreit. Sie sahen recht kümmerlich aus, so als ob sie nackt dastünden und sich schämten. Sie hatten stark

verkrüppelte Äste ausgebildet, um irgendwie aus dem Dickicht ans Licht zu kommen, aber gegen die schnellwachsenden Beeren hatten sie keine Chance gehabt. Ich schnitt sie stark zurück und war mir sicher, dass sie sich bald wieder erholen würden.



Zu Neu- und Vollmond fand gewöhnlich eine indianische Schwitzhütte statt. Nach Einbruch der Nacht wurde ein großes Feuer entzündet und Steine zum Glühen gebracht, während die Leute im Kreis um das Feuer herumstanden und indische Chants oder andere spirituelle Lieder sangen. Viele waren inzwischen vom Rainbow-Festival aus Irland zurückgekehrt und es erschienen auch öfters einige Besucher aus El-Moreon, so dass jedes Mal um die dreißig oder mehr Freaks versammelt waren. Das war die Stunde Hanumans, ein älterer Deutscher, der immer eine Show abziehen musste, ums Feuer hampelte und tanzte, die Zähne bleckte und urige Schreie ausstieß, wobei er mit einem Stock wild durch die Gegend fuchtelte. Die ganze Zeit wurde gesungen oder gechantet:

„Earth my body, water my blood, air my breath and fire my spirit...”

„We all come from the garden. And to her we shall return, like a drop of rain flowing to the ocean.”

Waren die Steine rotglühend, wurden sie unter einem Singsang mit einer Schaufel in das Inipi²² getragen und dort in der Mitte zu einem Haufen gestapelt. Sobald die ersten im Inipi waren, fingen sie an, die indische Silbe Om²³ zu chanten. Waren alle im Zelt und hatten sich ein wenig akklimatisiert, wurden Wasser und Kräuter auf die Steine gegeben. Es wurde schon bald enorm heiß. Für Leute, die das nicht gewohnt waren, war das ein harter Kampf. Man fühlte dann genau, ob man mit seinem Körper Schindluder getrieben hatte, zu viel gegessen, geraucht oder gekifft hatte.

Aber nach einer gewissen Zeit fühlte man, dass das Schlimmste nun überstanden war und konnte sich voll der Reinigung hingeben. Man konnte spüren, wie der Körper entgiftet und die Schlacke ausgeschwitzt wurde. Ungefähr nach zwanzig Minuten verließ man dann dampfend die Hütte und ging zum nächsten Teich, um sich im klaren Gebirgswasser abzukühlen. Danach

²² ein flaches igluförmiges Zelt, die Schwitzhütte.

²³ Isvara (der Höchste Herrscher) ist ein besonderer purusa (Schauender), unberührt von Leid, Taten, deren Wirkungen, und von Wünschen. In Ihm wird jene Allwissenheit unendlich, die in anderen nur Keim ist. Er war der Lehrer sogar der Lehrer der Vorzeit, da Er durch Zeit nicht begrenzt ist. Das Ihn offenbarende Wort ist Om. Die Wiederholung dieses Om und das Meditieren über seine Bedeutung ist der Weg. Dadurch wird die Erkenntnis der Innenschau gewonnen und die Zerstörung von Hindernissen erreicht. (Yoga-Sutras)

konnte man je nach Laune noch einmal hineingehen oder sich am Feuer trocknen. Später wurde im großen Tipi, der „Big-Lodge“, noch Musik gemacht und etwas zusammen gegessen.

Der große Unterschied zur Sauna war die spirituelle Komponente der Schwitzhütte, die bis auf das sanfte Glühen der Steine völlig dunkel war. Der Gesang und das manchmal durchgeführte Ritual gaben dem Ganzen eine mystische Dimension. Und bei den extremen Temperaturen starb man wirklich einen kleinen Tod. Die einzige Zuflucht, wenn man das Inipi nicht verlassen wollte, war dann die innere Mitte, in der man möglichst ruhig verharrte. Es war ein Durchspielen von Tod und Wiedergeburt!

Hanuman, der oft als Gast in Beneficio weilte, sorgte schon mal für angespannte Atmosphäre, zum Beispiel, wenn er zum Sonnenaufgang laut über alle Tipis hinweg „Give me the morning liiiight!“ rief, um seine Chakren²⁴ zu reinigen. Wütende Proteste der Geweckten waren die Folge, und einmal kam es sogar zu Handgreiflichkeiten. Zwar fand ich einerseits Hanuman unverschämt, aber andererseits hatte ich noch nie ein

²⁴ Die weibliche Kraft Shakti hat ihren Aufenthalt am Ende der Wirbelsäule in Form der schlafenden Schlange Kundalini. Dort ist sie in einer Art Exil, getrennt von ihrem Herrn, dem höchsten kosmischen Prinzip, der ihre Rückkehr sehnsüchtig erwartet, und der seinen Sitz im Kopf hat. Der Mensch muss die schlafende Schlange erwecken und sie durch den senkrechten Kanal, die Susumna, in den Kopf dirigieren. Dieser Kanal verläuft durch die Chakren, subtilen Energiezentren, die verschiedene Formen von Bewusstsein symbolisieren, und die durch die Schlange aktiviert werden.

Herz für Langschläfer besessen, und das Frühstück hier um zehn oder elf Uhr war wohl mehr etwas für eine Ferienkolonie als für eine spirituelle Gemeinschaft, die die energiereichste Zeit des Tages im süßen Schlummer verbrachte.

Richie war der Aktivste in Beneficio. Er hatte um das Haus einen hübschen Garten mit vielen bunten Blumen angelegt und renovierte zurzeit das alte andalusische Häuschen. Ich half ihm dabei, ein neues Dach nach traditioneller Bauweise zu fertigen, und uns beiden schien das gut zu tun. Wir redeten nicht viel miteinander, aber das war auch nicht nötig, denn die gemeinsame Arbeit war auch eine Form der Kommunikation. Wir waren beide Typen, die sich gerne zurückzogen und unnützes Geschwätz möglichst mieden. Für Richie war das Zeremoniell und der Rummel unten in der „Big-Lodge“ zu viel, und er lebte lieber hier oben, wo er seine Ruhe hatte.

Das Gegenstück zum fleißigen Richie war der dicke Tony aus Wales, den man nur sehr schwer mal zum Geschirrabwaschen oder sonstiger Arbeit motiviert bekam. Am liebsten beschäftigte er sich mit Gorilla-Yoga, wie er es nannte. Also damit, in einer möglichst entspannenden Lage Erdnüsse, Bananen und überhaupt alles verfügbare Essbare zu vertilgen, und vielleicht ab und zu mal einen Joint zu drehen, damit er wieder neuen Appetit bekam.

Auch ich nahm öfters an dieser Art von Meditation teil, um einen Ausgleich zu haben. War ich doch in meinem Inneren noch nie ein Freund harter Askese gewesen, auch wenn es mir oft als leuchtendes Ideal erschienen war. Ich sang gerne die indischen Lieder,

obwohl ich mit Kali, Shiva und wie die Gottheiten sonst noch alle heißen mochten, nicht viel anfangen konnte. Es war ein sehr heimeliges Gefühl, hier im Tipi um das Feuer zu sitzen, gemeinsam zu essen, zu trommeln und zu singen, und sich mit immer neuen Leuten zu unterhalten. Viele von ihnen beschäftigten sich mit Naturheilkunde, und ich bekam zweimal ein Reiki²⁵ und eine Shiatsu-Massage, die sehr gut wirkten. Ich lernte verschiedene Massagetechniken kennen und entwickelte so etwas wie einen persönlichen Stil.

Völlig überraschend tauchte eines Tages mein Vater auf, als ich gerade eine Massage gab. Dietrich, ein alter Freund von mir, der in Sevilla studierte und mich bereits zweimal in meiner Höhle besuchen gekommen war, und dem ich bei meiner Abreise aus Granada meine Absicht mitgeteilt hatte, nach Beneficio zu gehen, hatte meinem Vater eine relativ ungenaue Ortsbeschreibung mitgegeben. Daraufhin hatte dieser, von Abenteuerlust gepackt, den Platz ausgekundschaftet. War er doch seit seinem Besuch in Granada immer sehr interessiert, wo sein Sohn steckte, und was er diesmal so erlebte.

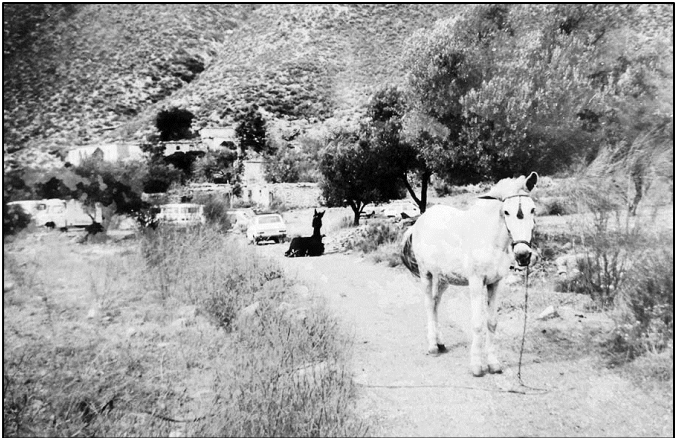
²⁵ Eine Form von Heilen mit Händen, wobei der Mensch zum Kanal göttlicher oder kosmischer Energie wird, die er an den Patienten weitergibt. Shiatsu ist ähnlich, kombiniert es jedoch mit konventioneller Massage.

Dicke Bohnen

*Glaube mir, denn ich habe es erfahren, du wirst
mehr in den Wäldern finden als in den Büchern;
Bäume und Steine werden dich lehren, was du
von keinem Lehrmeister hörst.*

Bernhard von Clairveaux

Wir fuhren gemeinsam nach El-Moreon, eine Freak Siedlung keine sechs Kilometer von Beneficio entfernt, die am Fuße des großen Berges lag, der die Alpujarras vom Mittelmeer trennte. Dort besuchten wir Juan, einen alten Bekannten aus Granada, der hier in einem kleinen Häuschen wohnte.



Juan sagte uns, dass er bald nach Nordspanien reisen wollte, und dass ich das Häuschen dann übernehmen könnte. Das kam mir wie gerufen, denn so nett es in Beneficio war, nach drei Monaten konnte ich die indischen Chants nicht mehr hören. Außerdem wurde

es immer voller und schwieriger, ein ruhiges Plätzchen zu finden.

Das alte Häuschen lag etwas abgelegen von der Siedlung und bestand nur aus einem Zimmer mit Kamin. Dahinter fing ein kleiner Eukalyptuswald an und ungefähr 100m weiter rauschte der Fluss Guadelfeo vorbei, meine eiskalte Badewanne. Vor dem Häuschen befanden sich ein Feigenbaum, der zurzeit wohlschmeckende Früchte trug, ein paar Granatapfelbäumchen und eine mit köstlichen Weintrauben überwachsene Terrasse. Die ganze Gegend war überdies voll mit Orangen-, Zitronen- und Mandelbäumen. Verhungern würde man hier so schnell also nicht! Auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses entdeckte ich eines Tages Steinböcke in einer Steilwand. Als sie mich bemerkten, erkletterten sie den nächsten Kamm, verschwanden hinter der Kuppe, und ließen mich schwerbeeindruckt von diesen Kletterkünsten und ihrer kraftvollen Erscheinung unten stehen. Einmal kam sogar ein Wildschwein an mir vorbeigerannt, als ich gerade als Nackedei mitten im Fluss stand. Ich bekam es schon mit der Angst zu tun, als das dicke Vieh so plötzlich angebraust kam, aber es schien nur vor etwas auf der Flucht zu sein, und beachtete mich kaum.

Meine Aufgabe schien es diesmal zu sein, den Garten wieder in Schuss zu bringen, der offensichtlich schon länger nicht mehr bewirtschaftet wurde. Das nötige Werkzeug dazu fand ich im Haus. Es dauerte ein wenig, bis ich das üppig wuchernde Unkraut entfernt und den Müll weggeräumt hatte, und die Beete wieder sichtbar wurden. Dann begann ich umzugraben. Bevor

ich anfang einzusäen, musste ich jedoch noch etwas anderes erledigen, nämlich einen Zaun um das gesamte Grundstück legen. War doch gestern einfach, ohne anzuklopfen oder Hallo zu sagen, ein Esel in den Garten spaziert gekommen und hatte stracks auf den Feigenbaum zugehalten, wobei er das frisch umgegrabene Beet wieder plattgetrampelt hatte. Auch eine Ziegenherde war unangemeldet zu Besuch gekommen und hatte mich angemeeckert!



Die Siedlung bestand aus mehreren Häusern, in denen hauptsächlich Freaks lebten. Ein paar Tipis standen verstreut herum und viele Leute, hauptsächlich

Engländer, kamen mit umgebauten Trucks oder Bussen an. Irgendwo war immer etwas los, rotteten sich ein paar Leute zu einer Feier zusammen oder hielten gemeinsam Maulaffen feil. Ein kleines Zirkuszelt wurde aufgebaut, in dem nun öfters Partys liefen. Das Zelt wurde mit Kerzen und Fackeln ausgeleuchtet, und die Trommeln dröhnten die ganze Nacht.

Mein Nachbar lud mich zum Frühstück ein. Er hieß Bernd, und sein Freund Christian war auch gerade da. Beide waren Bayern, was für mich die Unterhaltung recht kurzweilig werden ließ, amüsierte ich mich doch bestens über ihren Dialekt.

Bernd hatte viel an seinem Häuschen getan, es war wirklich urgemütlich. Es gab ein paar Instrumente und Christian, der lange filzige Rasta Haare zu seiner bayrischen Weste trug, griff bald zu einer Gitarre und spielte etwas von Bob Marley: „...when we came to understand, a mighty god is a living man. You can fool some people sometimes, but you can't fool all the people all the time..." Ich schnappte mir eine der zahlreichen Trommeln, während Bernd Kaffee, getrocknete Feigen und Mandeln auftrug. Später fragte ich Christian nach einem Tipp, was ich wohl zurzeit einsäen könnte.

„Im Moment kannst du Bohnen anpflanzen. Da gehst du einfach in 'nen Laden und kaufst dir ein Paket von den dicken. Wenn du mal bei mir vorbeischaust, kann ich dir auch noch Samen von allem möglichen geben." Er begleitete mich zu meinem Häuschen. „Zuerst musst du Pferdemit ankarren. Und den Zaun brauchst du! Gut, dass sich hier jemand mal die Arbeit macht, deine Vorgänger haben alles schleifen lassen.

Hast du schon den Bewässerungskanal gefunden? Marko hatte hier früher alles voller Blumen, den würde ich mal fragen, wo der Graben genau verläuft. Weil, wenn es später heiß wird, kannst du kaum das ganze Wasser mit Eimern vom Fluss heranschleppen. Außerdem ist das Flusswasser auch nicht das Beste, denn da kommen die ganzen Abwässer von Orgiva rein."

Carlos und José kamen vorbeigeritten und winkten uns zu; Pferdemit lag hier genug herum. Ich machte mich gleich an die Arbeit und sammelte ein paar Tüten voll. Dann schnitzte ich mir einen Stiel für die Axt und fing mit dem Zaun an. Ein alter Spanier kam vorbei und guckte mir eine Weile dabei zu. „Muy bien, hombre!" murmelte er und schien sich zu freuen, dass hier noch einmal etwas geschah. Auch in Spanien herrschte die Landflucht und zunehmende Trockenheit und Misswirtschaft taten ein Übriges, immer mehr Land verödete. Zu der Zeit der Mauren musste dies eine blühende Gegend gewesen sein, ein riesiger Garten. Aber die Spanier gingen nicht immer besonders liebevoll mit ihrem Land um. Es tat manchmal weh zu sehen, wie brutal hier „Ordnung" geschaffen wurde. Brandrodungen waren üblich und das gelbe Flugzeug aus Orgiva besprühte die Olivenbäume großflächig mit Gift. Unter den Bäumen wurde das Unkraut, statt wie früher umgepflügt, weggespritzt, aber derart, dass bei mir in der Nähe ein ganzer Hang vom abgeflossenen Giftwasser braun geworden war. Das Unkraut störte später bei der Ernte der Oliven, die normalerweise in eine der zahlreichen Mühlen zu Öl gepresst wurden.

Holger, der per Zufall erfahren hatte, wo ich steckte, kam mich ab und zu besuchen, brachte Werkzeug mit und machte sich an den umliegenden Bäumen zu schaffen. Er schnitt totes Holz aus ihnen heraus und gab ihnen eine neue Form.

„Hast du das irgendwo gelernt?“ fragte ich ihn.

„Nein, mein Gefühl sagt mir, was ich zu tun habe. Das Ästhetische in der Natur ist normalerweise auch das Zweckmäßige. Guck dir den hier an“, er zeigte auf einen Feigenbaum mit verkrüppelten Ästen, „ohne die Hilfe des Menschen kümmert der vor sich hin. Der Mensch hat die Natur im Stich gelassen.“

„Ja, aber die Natur gibt es doch schon etwas länger als den Menschen, und die kommt doch bestimmt am besten klar, wenn man sie ganz in Ruhe lässt.“

„Ich muss dir mal was zeigen“, meinte er und fuhr mit mir ein paar Kilometer bis zu einer Finca. Alles sah verwahrlost aus, Unkräuter wucherten überall und die Bäume machten einen mitleiderregenden Eindruck. Grabesstille lag über diesem Land, das offenbar aufgegeben wurde.

„Okay, das sieht schlimm aus. Aber das ist ja auch kein natürlicher Bewuchs hier, sondern eine verwaiste Monokultur.“

Holger führte mich zu einem Nachbargrundstück. Blühendes Leben empfing uns. Der Boden um die Bäume war sauber gepflügt, die Zweige sahen saftig aus. Aber auch sonst war die Plantage von Leben erfüllt. Prächtige Büsche, Blumen und andere Pflanzen

gediehen hier, Insekten brummten umher und die Vögel zwitscherten.

„Das kannst du fühlen“, meinte Holger, „hier leben glückliche Menschen. Es ist nicht nur, dass die Pflanzen gut bewässert werden. Der Natur wird hier Liebe entgegengebracht, und das dankt sie. Wildwuchernde Natur bringt nicht die Schönheit eines Gartens hervor. Der Mensch hat seine Aufgabe vergessen!“

Irgendwo musste ich Holger Recht geben. Das Symbol für das Paradies war ein blühender Garten!

Holger hielt mit dem Wagen an einer riesigen kalifornischen Kiefer und fing an, ihre dicken Samen aufzusammeln: „Die müssen wir überall verteilen. Die Alpujarras braucht Bäume, wenn sie nicht vertrocknen soll.“ Wir brachten ein paar Samen zu einer Gärtnerei und Holger gab den Leuten Geld, damit sie die Samen einpflanzten. Er würde die Stecklinge dann wieder abholen. Mir drückte er auch ein paar in die Hand: „Für deinen Garten!“

Der Zaun war fertig und die Bohnen kamen aus der Erde gekrochen. Auch der Knoblauch, der Salat, der Kohl und ein paar Kräuter schauten schon neugierig in die Welt hinaus. Da es nachts fror, musste ich sie abends behutsam mit Mulch zudecken: „Träume süß, mein liebes Gemüse!“ Auch sonst musste ich mich um ihr leibliches Wohl bemühen, ihnen die zahlreichen Unkräuter vom Hals halten und ihnen Drinks spendieren. Solange der Bewässerungskanal nicht benutzbar war, musste ich das Wasser noch aus dem Fluss heranschleppen und hatte so jeden Morgen meinen Frühsport. Auch baute ich eine Terrasse mit

einer großen Feuerstelle in der Mitte, schnitt den Wein und den Granatapfel zurück und bekämpfte wie gewohnt die Brombeeren.



Manchmal hatte ich das Gefühl, Holger stünde kurz vor dem Wahnsinn, wenn er so plötzlich auf der Straße erstarnte und in irgendwelche Seitengassen rannte, weil ihm wieder ein leuchtender Pfeil den Weg gewiesen hatte. Oder wenn er während der Fahrt auf einmal bremste und meinte, er müsste umkehren und hier und dorthin fahren, dort wartete eine Frau auf ihn.

„Also Holger, irgendwo hast du ja sicher recht, man muss seinen Eingebungen folgen und zwar spontan, bevor die Schwingung wieder eine andere Qualität erreicht hat. Aber was ich nicht verstehe, warum sich das bei dir so extrem auf Frauen bezieht.“

„Um die Vereinigung der Gegensätze dreht sich das ganze Spiel!“ Mehr wollte er nicht sagen und war wohl manchmal selbst schockiert über seine psychische Verfassung und seine Visionen.

Manuel, ein alter Bekannter aus Granada kam für zwei Tage vorbei und meinte, er wollte zum Karneval nach Teneriffa. Dort gäbe es den zweitgrößten Karneval der Welt. Auch eine Schweizerin erzählte davon, als ich sie in ihrer kleinen Höhle besuchte, und wir uns gerade Kate Bush anhörten. Eine große Sehnsucht nach dem Meer packte mich, war ich doch schon über ein Jahr in dieser Bergwelt und eigentlich ein Wassertier. Aber es war gefährlich an der Küste, und um auf die Kanaren zu gelangen, brauchte man wohl einen Ausweis, außerdem wahrscheinlich Geld. Hatte mir nicht irgendjemand einmal erzählt, von den Kanaren führen Segelboote nach Südamerika, die auch schon mal Leute unentgeltlich mitnahmen?

Aber die Freude über das wachsende Gemüse und über das Häuschen, das immer wohnlicher wurde, ließ mich das Meer erst einmal wieder vergessen. Marko zeigte mir den genauen Verlauf des Bewässerungsgrabens, der durch Tunnel führte und auch mal einen Wasserfall bildete.

„Wenn du das Wasser hinten am Hang hinter deinem Haus rauschen hörst, weißt du, dass es im Moment keiner braucht. Hier gibt es Bewässerungszeiten und auch eine Wassersteuer, aber da du der Letzte in der Reihe bist, kannst du ruhig nehmen, was übrigbleibt. Am besten nachts, wenn sowieso kein anderer sein Gemüse bewässern will.“

Ich brauchte mehr als eine Woche, um den Kanal vom Unkraut zu befreien. Der Besitzer der Felder, über die der Kanal lief, merkte erst zehn Meter, bevor ich die Anschlussstelle erreichte, was ich vorhatte. Er regte sich mächtig auf, und auch darüber, dass ich einfach seinen

Wein beschnitten hatte. Ich war nämlich davon ausgegangen, dass sich niemand mehr um den Wein kümmerte, der da auf den Steinmauern wucherte.

„Da muss man die Mondphasen beachten, den kann man nicht einfach schneiden, wenn es einem gerade passt!“ wettete der Bauer.

Ich entschuldigte mich und sagte: „Ich habe angenommen, es gebe so etwas wie ein Wegerecht für den Kanal. Denn wie sollte ich sonst das Wasser bekommen? Früher war das ja wohl auch einmal möglich gewesen.“

Als ich am nächsten Tag das Wasser hinten am Hang rauschen hörte, und schon erwartungsfroh zur Anschlussstelle eilte, um den Kanal einzuweißen, musste ich feststellen, dass der olle Spanier mir mit einer Eisentür einen kleinen Tunnel zugeschlossen hatte. Wütend wie ich war, dachte ich schon daran, das Schloss aufzubrechen, konnte mich aber noch zurückhalten. Die Freaks hatten schon genug gegen Vorurteile bei der einheimischen Bevölkerung zu kämpfen!

„Ich rede mal mit seinem Sohn“, meinte Marko später, „den kenne ich, und der ist okay. Nur der Alte ist zuzeiten etwas trotzig drauf.“

Na ja, warum sich wegen der Bohnen aufregen? Hatte sie ja nicht wegen der großartigen Ernte gepflanzt! War der Weg nicht das Ziel?

Wellenreiten

*Nicht durch die Tugend erragt ihr sein Wesen,
nicht durch den Geist und viele
Schriftgelehrtheit. Nur wen es erwählt, von dem
wird es begriffen, und nur ein Leben offenbart
das Leben.*

Katha Upanishad 2.33

Mein Vater kam noch einmal zu Besuch. Diesmal hatte er ein älteres Ehepaar aus Süddeutschland mitgebracht, mit denen er eine Andalusien Rundfahrt unternehmen wollte, und mich hätte er gerne als Reisebegleiter dabei gehabt. Wir fuhren in die Berge und gingen spazieren. Aber den beiden Schwaben wurde es schnell zu kühl hier oben, und so machten wir uns auf die Suche nach einem Hotel.

„Du besitzt übrigens noch Geld“, meinte mein Vater am Abend im gemeinsamen Zimmer.

„Wirklich? Davon weiß ich ja gar nichts!“

„Nun, wir hatten es damals nicht für einen guten Zweck gespendet, wie du uns das aufgetragen hattest, da wir annahmen, dass du es noch einmal brauchen könntest. Dietrich hatte sich auch noch einmal bei uns gemeldet und meinte, er wollte in Sevilla einen Freund besuchen. Vielleicht könnt ihr euch da ja treffen.“

„Das sind ja ein paar hübsche Neuigkeiten!“ sagte ich und dachte dabei an Meer und an Wellen. Anderthalb Jahre hatte ich jetzt kein Geld benutzt!

Am nächsten Tag fuhren wir nach Granada und besuchten die Alhambra. Danach ließ ich die drei alleine die Stadt besichtigen und ging unterdessen bei meiner alten Höhle vorbei. Ein einziges Trümmerfeld erwartete mich dort. Der Mandelbaumplatz lag voller Müll, das Sonnendach war zerstört, die Möbel waren verschwunden, an den Wänden prangten hässliche Graffiti und in einem Zimmer lagen sogar Fäkalien. Na schön, die guten Zeiten von Sacromonte schienen vorbei zu sein. Nur der Wandel war beständig.

In Sevilla trennten sich dann unsere Wege und ich machte mich auf zum Toro del Oro, wo Dietrich bereits auf mich wartete, während er gedankenverloren den Rio Guadalquivir betrachtete. Ich versuchte, mich von hinten an ihn heranzuschleichen, um ihn zu überraschen, aber er drehte sich instinktiv um und grinste mir hinter seiner schwarzen Sonnenbrille entgegen: „Altes Haus, lange nicht gesehen!"

Wir stürzten in die nächste Bar und zogen bei Bier und Tapas eine Begrüßungsfeier ab. Dann streiften wir durch die Innenstadt, gingen Billard und Tischtennis spielen, und endeten schließlich auf der riesigen Plaza España.

„Und was hast du jetzt vor?" fragte mich Dietrich.

„Weiß nicht so genau! Mit dem Geld könnte ich mir ein Pferd kaufen, El-Moreon ist ein netter Platz dafür. Die Ernte würde ich ganz gerne mitbekommen und mein ganzer Krempel liegt auch noch dort herum. Andererseits zieht es mich zum Meer und den Wellen. Ich würde gerne mal auf die Kanaren! Dort kommen auch die ganzen Yachten vorbei, die nach Südamerika

wollen. Vielleicht wäre das die Chance, Europa doch noch zu verlassen. Aber mit dem Flieger schaffe ich es sicher nicht dorthin, und die Fähre soll zwei Tage dauern, da wollen sie sicher auch einen Ausweis sehen..."

Wir schauten schweigend in die Gegend. Als ich mir gerade eine Zigarette drehte und mir das Blättchen dabei auf die Erde wehte, fiel mein Blick auf den gekachelten Boden des Platzes, wo vor jeder der unzähligen Bänke ein Wappen und eine kleine Karte von einer Provinz Spaniens abgebildet war. Das ganze weite Rund des Platzes war mit verschiedenen Motiven gekachelt, aber gerade vor unserer Bank waren die Kanaren abgebildet.

„Kann das ein Zufall sein, Dietrich?“ fragte ich und zeigte dabei auf den Boden.

„Wohl kaum! Also auf zu den Kanaren!“

Mich hielt es nicht mehr auf dem Sitz: „Tut mir leid, Dietrich, dass wir uns nur so kurz gesehen haben, aber Sevilla ist nicht so mein Ding. Ich werde zum Busbahnhof gehen, sehen, welches Ziel mir als erstes ins Auge fällt und wieder verschwinden.“

„Na dann..." sagte Dietrich und begleitete mich noch ein Stück, bevor wir uns umarmten und jeder seines Weges zog.

„Cadiz" stand über dem Schalter, der mir als erstes ins Auge fiel. Der Bus wartete bereits, und ich fuhr bald einem feurigen Sonnenuntergang entgegen, froh, dass das Schicksal mich noch einmal aus den Bergen herausführte, hatte ich mich doch gerade in letzter Zeit

etwas beengt gefühlt und mich nach Weite und Horizont gesehnt.

Als der Bus in Cadiz einfuhr, lag auch schon eine große Fähre am Kai, so als ob sie nur auf mich gewartet hätte.

„Wohin fährt die, bitte?“ fragte ich einen Posten am Hafen.

„Nach Teneriffa!“ antwortete der gutmütig.

„Und wann?“

„Morgen Abend!“

Das war ja wie bestellt!



Am nächsten Vormittag ging ich wieder zum Hafen. Andere Passagiere kauften sich bereits ihr Ticket, Wagen standen in Reih und Glied, und LKWs und Container wurden schon aufgeladen. Aber jeder der Passagiere musste brav seinen Ausweis beim Ticketkauf vorzeigen, und so ging ich erst mal zum Heck des Schiffes, wo Offiziere mit Walkie-Talkies das Einladen der Container überwachten.

Ob's möglich war, als blinder Passagier mitzufahren?
Einfach dreist an den Offizieren vorbeigehen und sich
dann zwischen den LKWs verstecken? Frechheit siegt...

Eine Ampel im Schiffsinneren leuchtete grün auf.

Mein Signal! Los jetzt!

Aber ich zauderte und ging erst noch in einer
Hafenkneipe einen Kaffee trinken und aufs Klo, um
meine Hose zu wechseln. Alles in Blau, damit ich
vielleicht eher den Eindruck machte, ich gehörte zum
Schiff. Dann kaufte ich mir noch eine Zeitung und ging
wieder zur Heck Luke. Halb in meine Zeitung vertieft
ging ich am Offizier vorbei und freute mich schon, als
plötzlich ein alter Seebär vor ihm stand.

„Wohin willst du?“ fragte er barsch.

„Na, an Bord natürlich!“

„Zeig mir mal dein Ticket!“

„Wieso, kann ich das Ticket nicht auch an Bord
kaufen?“

„Nee, das gibt's nur am Schalter!“ grunzte er mich
an.

„Ach so? Ja dann, danke für die Auskunft!“ sagte ich
und machte mich schleunigst aus dem Staub, vorbei am
desinteressierten Offizier.

Tja, wieder zu lange gezögert und Chance verpasst!
Wenn man nicht spontan handelte, verlor man das
Spiel! Aber vielleicht sollte es auch nicht sein!

Ich ging zurück in die Stadt und nahm mir bereits vor,
wieder nach El-Moreon zurückzufahren, als ich auf

einmal die Schweizerin zusammen mit ein paar Freaks auf den Stufen vor der Kathedrale sitzen sah.

„Na so ein Zufall!“

„Hallöchen!“ begrüßte sie mich und gab mir einen Kuss, was ihr Freund, der halb wie Jimi Hendrix und halb wie ein korsischer Pirat aussah, mir nicht übel zu nehmen schien. „Wo willst du denn hin?“

„Eigentlich auf die Kanaren!“

„Ja? Wir auch! Aber wir wollen den Karneval erst hier in Cadiz feiern, und dann nach Teneriffa. Dort ist der Karneval nämlich etwas später.“

„Ich habe nur das Problem, dass ich ohne Ausweis kein Ticket bekomme.“

„Ach, Bruno hat auch keinen Pass“, sie klopfte ihrem Freund auf die Schulter, „ich werde das Ticket für ihn kaufen und deines auch, wenn du willst!“

„Das wäre Klasse!“

„Wir wollten auch gleich mal zum Hafen und fragen, was es kostet. Kannst ja mitkommen.“

Wir gingen zum Hafen und die Schweizerin fragte nach dem Preis: „Knapp 28.000 Pts. für jeden, ganz schön teuer! Aber das bekommen wir schon zusammen in 'ner Woche!“

„Macht's dir was aus, mir das Ticket jetzt schon zu kaufen? Ich wollte eigentlich heute schon fahren!“ Bloß nicht noch einmal eine Gelegenheit verschlafen! Eine Woche war lang, da konnte sich schon wieder alles geändert haben.

Ich gab ihr das Geld, und sie kam bald mit Ticket und Boarding-card wieder zurück.

„Danke, lieb von dir!“

„Gern geschehen! Also dann, hab' eine gute Reise. Wenn's sein soll, trifft man sich in Santa Cruz.“

Ein Offizier sammelte Abschnitte der Boarding-cards ein. „Oh, eine Frau!“ meinte er und lächelte mich an. „Sie müssen bitte ein wenig warten!“ Erst jetzt fiel mir auf, dass es rote und orange Boarding-cards gab. Meine war rot und für eine Frau gedacht! Ich bekam heiße Ohren und wurde leicht nervös. Worauf sollte ich denn noch warten, verdammt?

Aber auch andere Passagiere erschienen und mussten sich gedulden, bis endlich ein Minibus erschien und uns in das Innere des Schiffes brachte. Am Empfang wurde uns eine Lochkarte überreicht, die wohl als Schlüssel für die Kabine dienen sollte. Ich hielt mich aber erst einmal an Deck auf und wartete, bis schließlich Cadiz weit hinter uns lag und wir, von Möwen begleitet, in das schwächer werdende Licht des Sonnenuntergangs hineinfuhren. Dann erst klopfte ich an meine Kabinentür, woraufhin eine Frau öffnete.

„Ja bitte?“ Zwei andere Frauengesichter schauten neugierig an ihrer Schulter vorbei.

„Oh, entschuldigen Sie, ich habe mich in der Kabine geirrt!“

Im Restaurant gab es weichgepolsterte Bänke und ich richtete mich dort für die Nacht ein. Ein Steward kam vorbei und wunderte sich.

„Ach, wissen Sie, mir ist es zu eng in der Kabine mit so vielen fremden Menschen, da bekomme ich Platzangst. Wenn es geht, schlafe ich lieber hier.“

„Wie Sie wünschen, Señor. Schlafen Sie gut.“

Nichts als der weite Ozean war zu sehen. Die ersten Frühaufsteher kamen an Deck, und ein paar von ihnen fingen mit Gymnastik an. Der Himmel wurde im Osten immer heller und goldener, und alle warteten gespannt darauf, dass die Sonne endlich über dem Horizont erschien.

Um acht Uhr gab es das Frühstücksbuffet, und ein Mann in meinem Alter mit langen lockigen Haaren fragte: „Esta libre aqui?“

„Jaja, setz dich! Kannst ruhig deutsch reden!“

Er lächelte: „Wir Deutschen haben unser Stigma weg, was?“

„Habe ich dich nicht in einem roten VW-Bus gesehen, vollgepackt mit lauter Surfbrettern?“ fragte ich ihn und köpfte dabei mein Frühstücksei.

„Das kann gut sein! Ich bin Surflehrer und will nach Fuerteventura. Und du, wohin des Wegs?“

„Ich weiß noch nicht so genau, mal sehen, was kommt!“

„Du siehst nicht so aus, als ob du auf Urlaub wärst!“ schmatzte der Surflehrer hinter seinem Marmeladenbrot hervor und ich erzählte ihm, dass ich schon seit längerem unterwegs wäre.

„Recht hast du! Ich will auch etwas erleben in dieser Welt! Immer wenn ich nach Deutschland komme, und meine alten Freunde von ihrem Job und ihrer Karriere faseln höre, kommt's mir hoch. Hey Leute, verschont mich doch mit eurem Gequatsche, mich interessiert es nicht, wie viel Geld ihr verdient, sage ich ihnen. Dann fragen sie mich, wie ich mir denn das vorstellte, wenn ich mal kein Surflehrer mehr sei, und so 'n Mist. Was denn dann mit meiner Rente sei! Sie glauben, sie könnten sich gegen alles versichern! In Wirklichkeit haben die nur Angst vorm Leben und wollen sich überall mit Rettungsringen absichern."

„Sag mal, machst du auch Wellenreiten?"

„Na logisch, das ist doch das Ultimative! Am Anfang ist es ziemlich frustrierend, aber wenn du's erst mal raus hast...dafür lasse ich jede Frau stehen!"

„Und auf den Kanaren geht das gut?"

„Klar! Auf Teneriffa gibt's ein paar gute Stellen, auf Gran Canaria, Fuerteventura, aber die höchsten Wellen gibt es auf Lanzarote. Jedenfalls im Winter. Fuerteventura hat den Vorteil, fast immer Wellen zu haben, wenn auch manchmal nur Windwellen, die nicht so schön fallen. Aber Geldverdienen kann ich eigentlich nur mit Windsurfen."

„Meinst du, ich bin schon zu alt, um es zu lernen? Ich hatte mal gehört, dass man es spätestens mit dreizehn, vierzehn Jahren anfangen sollte."

„Ach Quatsch! Du siehst doch ganz fit aus! Klar, der Superprofi wirst du nicht mehr werden, aber nach

einem Jahr kannst du vielleicht schon ganz gut an der Welle langkurven!"

„Hast du Lust, dich an Deck zu setzen und einen zu quarzen?"

„Na, immer!"

„Ich kurbel nur schnell den Joint hier unten, oben ist es so windig!"

Wir gingen auf Deck, legten uns auf zwei Liegestühle in die Sonne, ließen uns von einer sanften See Brise streicheln, und wurden ganz schön stoned. Plötzlich fuhr es mir durch den Kopf, ich wäre in einem Bardo!

Das Nichts umgab mich. Es gab keinen festen Halt mehr, nur Blau: das Licht des Vairocana²⁶! ... Wellenreiten! Mein Traum! Vielleicht wurde er jetzt Wirklichkeit, nach acht Jahren!

Wellenreiten...das war es! Die geniale Symbolik! Als die Ampel im Schiff grün geworden war, war gerade eine Welle gekommen, auf der ich hätte surfen können. Aber ich hatte zu lange gewartet, deshalb hatte ich sie verpasst. Als mein Vater mich in El-Moreon abholen kam, war das auch eine Welle gewesen. Die hatte ich

²⁶ Zu dieser Zeit sollst du vor dem hellblauen, klaren, strahlenden und durchsichtigem Licht keine Angst haben, denn es ist das Licht der erhabenen Weisheit, fürchte es nicht! Man nennt es das Licht des Tathâgata, und es ist die Urweisheit der Sphäre des Seins-an-sich, bringe ihm daher Glauben und Hingabe entgegen. Bedenke, dies ist das Licht des Mitleids des Tathâgata Vairocana! So flehe es an! So ist also der Tathâgata Vairocana gekommen, um dich am abgründigen Pfad des Zwischenzustandes zu empfangen. (Das tibetische Buch der Toten)

erwischt und war bis hierher gesurft. Man musste nur immer geduldig auf eine Welle warten und dann spontan reagieren. Manchmal kamen ein paar große hintereinander, dann wieder lange gar keine, und immer wieder ein paar kleine zwischendurch! Ja, das war es! Alles war Energie, alles war Schwingung. Wie oben so unten²⁷! Schwimmen hatte ich jetzt gelernt, und wenn Gott wollte, ging ich auch in der Wüste ohne Geld und Gepäck nicht unter! Aber jetzt musste surfen gelernt werden!

„Hey, Mann, ich habe gerade ´ne neue Philosophie erfunden!“

„Ja, das Dope ist echt gut, woher hast du es?“

²⁷ Stein der Weisen

Socorro!

*Wer einmal tief und durstig hat getrunken, den
zieht zu sich hinab die Wunderquelle, dass er
melodisch mitzieht selbst als Welle, Auf der die
Welt sich bricht in tausend Funken.*

Eichendorff

Am nächsten Morgen legten wir in Santa Cruz de Tenerife an. Die Guardia Civil untersuchte ein paar Wagen mit Hunden, aber von mir wollte sie nichts wissen. Es war viel los in der Stadt, denn der Karneval hatte schon begonnen. Überall dröhnte Musik und in der Fußgängerpassage stand Händler neben Händler. Ein paar Freaks machten Musik mit Trommeln, Gitarre und Gesang. Ich erkannte eine alte Bekannte aus Granada wieder, eine Italienerin, die mir mal ein Buch von Salman Rushdie geschenkt hatte, das ich aber verliehen und niemals selber gelesen hatte.

„Hallo Francesca, wie geht's?"

„So eine Überraschung! Wie kommst du hierher?"

Wir palaverten fast eine Stunde lang, wobei sie erzählte, dass sie Astrid und Daniela auf Gomera getroffen hätte. Die hätten da in einer Höhle an einem Freak Strand gelebt. Nur den Namen des Ortes hätte sie dummerweise vergessen.

„Kommst du morgen mit nach La Caleta?" fragte sie und zündete sich eine Zigarette an. „Da gibt es ein kleines Dorf und ich wohne dort."

„Warum nicht? Auf großen Trubel, Krach und Fête habe ich sowieso keine Lust.“

Ich schrieb noch eine Karte an Marko, dass ich jetzt auf Teneriffa wäre und Marko das Häuschen haben könnte, denn da wüsste ich ja, dass meine Pflänzchen es gut hätten. Und ich schrieb einen Brief an meine Eltern. Meine Mutter wollte mich eigentlich in den Osterferien in El-Moreon besuchen. Aber sie litt an Flugangst und würde vielleicht nicht nach Teneriffa kommen wollen. Blöde Situation! Hatte ich doch erst durch die Gutmütigkeit meines Vaters das Geld für die Überfahrt erhalten! Knappe zwei Jahre lang hatten wir uns schon nicht gesehen.

Ich war leicht geschockt, als der Bus am nächsten Tag auf der trockenen, karstigen und verbauten Südseite Teneriffas nach Playa de las Americas fuhr. Die Kanaren hatte ich mir aber anders vorgestellt! Und dann noch diese Hochhausferiensiedlungen! Was waren das bloß für Wesen, die hier Urlaub machten?

„Hör mal, Francesca, wohin bringst du mich denn hier?“

„Bleib ganz ruhig! Noch sind wir nicht da!“

Wir liefen über drei Kilometer an der Küste entlang, kamen an einem kleinen Fischerort namens La Caleta vorbei, und standen schließlich am Rande einer Schlucht. Im Hinterland sah man eine bizarre Vulkanlandschaft und ein Hochplateau, dass an den Grand Canyon erinnerte.



Die Schlucht besaß eine karge, urzeitlich wirkende Vegetation. Hütten mit Palmendächern standen verstreut herum, das Meer warf seine Wogen auf weiße Sandsteinfelsen, und es gab einen kleinen kiesbedeckten Strand. Nach ein paar Metern die Schlucht hinab war der Alptraum der Feriensilos bereits

vergessen, und wir tauchten in eine andere Welt ein. Die Ärmsten hatten den romantischsten Platz! Das war göttliche Gerechtigkeit!

Ich ging am nächsten Morgen um die Klippen herum und in die nächste Bucht, wo es etwas Sandstrand gab, und warf mich in die Wellen. Fast eine halbe Stunde lang planschte ich im kalten Wasser umher und konnte gar nicht genug bekommen vom Bodysurfen.

In der Mitte des Strandes gab es ein aus runden, schwarzen Vulkansteinen gebautes Plateau, auf dem ein Tipi stand, das aus Palmenblättern errichtet worden war. Ununterbrochen dröhnte ein wüstes Getrommel heraus und man sah ein älteres hageres Männchen, das sich, wie das Tier aus der Muppet-Show über seinem Schlagzeug, in Ekstase trommelte.

Nach dem Bad machte ich einen Spaziergang die Hügel hoch und erreichte eine Bananenplantage, wo ich auf die Idee kam, ein paar Früchte fürs Frühstück zu stibitzen. Doch es stellte sich heraus, dass es gar nicht so leicht war, hier reife Bananen zu entdecken, da sie ja immer schon grün geerntet wurden.

Ein Arbeiter mit Machete streifte durch die Plantage und hackte nutzlose Stauden nieder. Ich wünschte ihm einen guten Morgen und sagte ihm unverblümt, dass ich auf der Suche nach einem Frühstück wäre. Der Mann nickte und führte mich zu einer geeigneten Stelle, wo er mir pfundweise Bananen abschnitt.

„Oh, danke, ich glaube das reicht! Die kann ich ja gar nicht alle tragen!“

„Du bist doch noch jung und stark!" lachte der Mann und machte sich wieder an seine Arbeit, während ich schnaufend von dannen zog. Als ich schließlich schwitzend mit meiner Beute zu den ersten Hütten gelangte, trat unversehens Manuel aus einer heraus.

„Manuel, du auch hier?" fragte ich blöde und ergriff sofort die Gelegenheit. „Du willst sicher ein paar Bananen haben!"

„Mann, ich kann bald keine Bananen mehr sehen! Komm erst mal rein, Kaffee ist fertig."

Die Hütte war von Edison, einem Brasilianer, der mich freundlich begrüßte: „Magst du etwas Gofio für deine Bananen?"

„Gofio? Qu'est-ce que c'est?"

Edison reichte mir eine Tüte mit einer Art Mehl: „Brauchste einfach nur mit den Bananen vermischen. Hier, nimm noch etwas Milch dazu!"

„Mmmh! Nicht schlecht!"

Es gab Kaffee, und ich legte mich behaglich zurück und genoss die Aussicht auf die Wellen. Endlich wieder am Meer! Aber ganz geheuer war mir der Platz nicht. Und als ich ein paar Tage später wieder einmal einen Spaziergang machte, sah ich plötzlich zwei Polizisten der Guardia Civil das Freak Dorf mit Feldstechern beobachten. Ich rechnete mir aus, dass ich hier in der Schlucht schnell in der Falle saß, und dass, wenn die Polizei schon observierte, es wahrscheinlich auch bald eine Razzia gäbe.

In La Caleta gab es eine Bar, wo viele der Freaks am späteren Tage ein Bierchen trinken gingen, Billard spielten oder Maulaffen feilboten. Dort lernte ich einen Bayern namens Mark kennen, der behauptete, surfen zu können: „Im Norden gibt es einen guten Strand, Playa del Socorro, in der Nähe von Puerta de la Cruz."

„Und wie viel kostet ein gebrauchtes Brett?"

„Vielleicht so 300,-DM, wenn's kein Schrott sein soll. Aber hier brauchst du einen Anzug, wenn du's Wasser nicht gewöhnt bist. Der kostet auch noch mal so um die 250,-DM."

Für das Brett reichte das Geld noch, aber nicht für den Anzug. Verdammt teuer die ganze Angelegenheit, und auch ganz schön unpraktisch, so ein Brett durch die Gegend schleppen zu müssen!

Ich erzählte Mark von Nias, und wie die Jungs dort mit über fünfzig Kilometern pro Stunde in den sieben Meter hohen Wellen am Korallenriff entlangflitzten.

„Das ist auch der beste Sport, den's gibt!" meinte Mark und erklärte mir ein paar Sachen, die ich zu beachten hätte: „Guck, so hältst du das Brett." Er hielt den Tisch mit beiden Händen seitlich fest. „Und wenn du dann merkst, dass du genügend Fahrt hast, und gerade bevor sich die Welle bricht, dann springst du auf!" Er hopste mit einem Satz auf den Tisch, dass die Biere und die Gläser nur so durcheinander purzelten. „Und dann geht's ab, Mann!" brüllte er und alle Leute glotzten ihn an. „Das ist mehr als nur ein Sport, das ist eine Philosophie!"

Genau das dachte ich mir ja auch!

Als ich am nächsten Tag meine Eltern anrief, sagte mir meine Mutter, sie wollte sich doch ein Herz fassen, und hätte gerade vor zehn Minuten den Flug und ein Hotel in Puerto de la Cruz gebucht. Ich war erleichtert, dass doch noch etwas aus dem Besuch wurde, und er nicht wegen meines spontanen Aufbruchs und Papis Gutmütigkeit hinfällig wurde: „Also, bis in zwei Wochen, und keine Angst vorm Flug!“

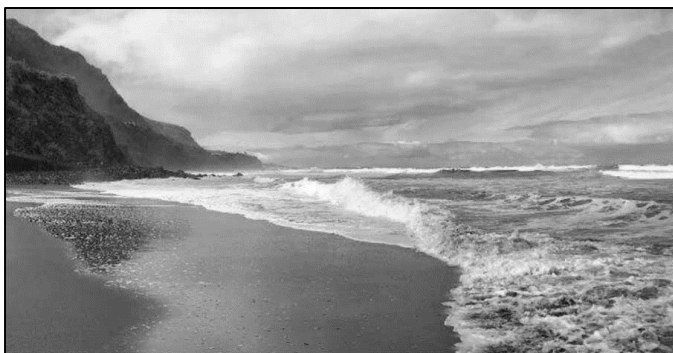
Ich brach vor der Dämmerung auf. Der Mond gab ein fahles Licht von sich und unten am Strand brannte noch ein Lagerfeuer, um das vier Gestalten hockten, die wohl auf den Morgen warteten. In der nächsten Bucht hörte man bereits die Trommel des Alten.

Ein Bus fuhr Richtung Puerto de la Cruz, und ich bekam zum ersten Mal den Vulkan Teide zu Gesicht, den höchsten Berg Spaniens. Die Höhenunterschiede, die die Straße überwinden musste, waren enorm, und kaum fuhr der Bus über den Pass auf die Nordseite der Insel, wurde er von Nebel eingehüllt, und die karge Vegetation machte einem üppigen Grün Platz. Auf einmal besaß die Insel einen völlig anderen Charakter und mutete fast wie ein großer Garten an, denn die Passatwolken regneten sich hier ab und die Vulkanerde schien fruchtbar zu sein.

Von der Haltestelle, an der mich der Busfahrer herausließ, fiel eine schmale Straße steil zur Küste hin ab und gab den Blick schließlich auf einen mit schwarzen Kies bedeckten Strand frei: Playa del Socorro²⁸ ! Eine raue Brandung schlug ans Ufer, und

²⁸ span.: Gefahr ! Hilfe !

obwohl ich ein guter Schwimmer war, wurde mir bange bei diesem Anblick. Eine rote Fahne flatterte im Wind, und der einzige Mensch, der am Strand zu sehen war, war ein muskelbepackter Athlet, der da im schnellen Rhythmus über fünfzig Liegestütze hinlegte, Bauchmuskelübungen machte und über den Strand sprintete, um sich schließlich in einem Hechtsprung in die Wellen zu stürzen. Aber selbst er entfernte sich nur wenige Meter vom Ufer, und man konnte sehen, wie die Strömung an ihm zerrte. Ich sah ein, dass ich bestimmt noch nicht fit genug für diesen Strand war, denn hier hörte der Spaß auf, und man musste schon wissen, was man tat.



Die nächsten Tage schlief ich in einer nahen Plantage, ernährte mich von Obst, und begann mit meinem Fitnesstraining. Es stellte sich heraus, dass es am ersten Tag besonders ungemütlich gewesen war, denn die Brandung hatte sich inzwischen etwas beruhigt und ein paar Surfer ließen sich blicken. Ich guckte ihnen stundenlang zu und konnte es kaum erwarten, mein eigenes Brett zu besitzen.

Eines Morgens, als ich gerade meine Klamotten gewaschen und sie zum Trocknen auf Steinen ausgebreitet hatte, fuhr auf einmal ein großer Mitsubishi-Geländewagen heran. Zwei Männer stiegen aus und fingen an, am Strand Steine zu begutachten. Der ältere der beiden zeigte auf ein paar der größeren, die der andere dann in den Wagen einlud. Da ich weiter nichts zu tun hatte, also Zeit, um etwas für mein Karma zu tun, fragte ich, ob ich helfen könnte.

„Sie sprechen Spanisch, sind aber kein Spanier!“ stellte der ältere Mann sachlich fest. Er war wohl so um die sechzig Jahre alt und hatte ein nicht unsympathisches Gesicht.

„Ich habe früher in Deutschland gelebt“, antwortete ich.

„Dann können wir ja getrost deutsch sprechen“, meinte der Herr und fragte, was ich denn hier treiben würde.

„Ich will surfen lernen und gucke mir schon mal den Strand an.“

„Und wo schlafen Sie? Es gibt hier doch gar keine Hotels.“

„Ach, irgendwo. Das ist mir nicht so wichtig!“

„Soso!“ Der Mann schaute eine kleine Weile aufs Meer hinaus und schien zu überlegen. „Ich wohne in La Orotava, das ist nicht sehr weit von hier. Wenn Sie wollen, können Sie mitfahren.“

„Ja, warum nicht? Danke fürs Angebot!" Ich packte meine Sachen zusammen und stieg hinten ein. „Eine Welle...", dachte ich.

Der Wagen hielt vor einem großen, alten Bürgerhaus, und wir fingen an, die Steine auszuladen. Wir betraten einen kleinen Flur, in dem ich in einer Mauernische die Skulptur des Erzengels Michael erspähte, gingen eine Treppe hinunter und gelangten in einen sonnendurchfluteten Garten. Ein Cockerspaniel begrüßte uns aufgeregt, ein Springbrunnen plätscherte vor sich hin und ein Trompetenbaum verschwendete einen betäubenden süßlichen Duft. Die mitgebrachten Steine dienten zur Begrenzung der Blumenbeete, aus denen es üppig hervorwucherte: Strelitzien, Gummibäume, Avocado-, Orangen- und Zitronenbäume, und prächtige Bougainvilleas, die sich über die Galerie des ersten Stockes bis zum Dach des Hauses emporwanden.

„Jetzt spendiere ich erst mal einen Drink", sagte der Mann und führte mich in den ersten Stock, durch die ziemlich deutsch wirkende Küche und auf die weißgekachelte Terrasse, von der man einen Teil der Altstadt, das Meer und den wolkenverhangenen Vulkan Teide sah.

„Schön haben Sie es hier", musste ich bemerken, "in so einem großen Anwesen gibt es bestimmt immer etwas zu tun. Ich habe früher auch mal kurzzeitig als Gärtner gearbeitet."

„Und was machen Sie jetzt, studieren?"

„Sozusagen. Aber ich gehe nicht zur Uni, sondern das Leben ist meine Schule!"

„Soso, das Leben! Und Ihre Eltern, was sagen die dazu?“

„Besonders begeistert sind die natürlich nicht. Aber ich bin jetzt schon über drei Jahre unterwegs, und sie sehen, dass ich nicht untergehe und mich meist an recht hübschen Plätzen aufhalte. Sie betrachten es wohl als meine Wanderjahre. Mein Vater war mich auch schon hier und da besuchen, der ist immer sehr interessiert. In zehn Tagen wollen die beiden übrigens mal nach Teneriffa geflogen kommen, und haben sich in Puerta de la Cruz bereits ein Zimmer gemietet.“

„Wenn Sie wollen, können Sie solange hier bleiben und Alejandro ein wenig zur Hand gehen. Ich muss in drei Wochen nach Namibia und will bis dahin den Garten und ein paar andere Sachen in Ordnung gebracht haben.“

„Darf ich fragen, was Sie in Namibia machen?“

„Ich drehe einen Film für die BBC und mache ein Porträt des Landes.“

„Haben Sie keine Angst, ich könnte Sie beklauen? Sie kennen mich doch noch gar nicht!“

„Ich glaube, ich habe eine ganz gute Menschenkenntnis! Ich habe früher einmal Psychologie studiert.“

„Sie sind Psychologe, Produzent, und was noch alles?“

„Gehirnchirurg, das ist mein eigentlicher Beruf. Außerdem schreibe ich Bücher. Aber lass das Sie. Du kannst mich Klaus nennen.“

Er zeigte mir mein Zimmer, das unter dem Dach lag und über eine steile Friesenleiter erreichbar war. Es hatte sein eigenes Badezimmer, ein Fenster mit Blick auf Garten, Meer und Vulkan, und war völlig mit Holz ausgekleidet.

Nachdem ich einige Tage bei Klaus verbracht hatte, meinte der schließlich: „Du könntest mir einen Gefallen tun, wenn ich für die sieben Wochen nach Namibia muss. Du könntest auf das Haus, den Garten und auf Tibor aufpassen. Du hast ja eine Bibliothek und Farben zum Malen zur Verfügung, da wird dir hoffentlich die Zeit nicht lang werden.“

„Ähem, im Prinzip würde ich das ganz gerne tun, aber ich muss dir gestehen, dass ich keinen Ausweis besitze.“

„Du hast keinen Ausweis? Warum um Himmels willen nicht?“

„Aus religiösen, philosophischen Gründen habe ich keinen.“

„Das kannst du mir bitte mal erklären!“

„Das ist etwas schwierig. Sagen wir so: alles hat zwei Seiten. Ein Pass verschafft dir große Freiheiten; du kannst überall hinreisen, legal arbeiten, hast keinen Ärger mit der Polizei. Bei so vielen Vorteilen, gibt es überhaupt keine Nachteile?“

„Ich sehe keine!“

„Ich glaube nicht, dass ich dieser Mensch bin, der da auf dem Ausweis definiert wurde. Mein wahres Selbst

ist jenseits aller Definitionen und Begrenzungen! Für mich ist es eine Lüge!"

„Gut, dann hast du also keinen Pass. Deshalb kannst du trotzdem auf das Haus aufpassen. In Orotava kann da eigentlich nichts passieren, und ich habe ganz gute Verbindungen zur hiesigen Polizei. Aber einen Führerschein besitzt du dann natürlich auch nicht?"

„Gemacht habe ich ihn einmal, aber der ist auch den Flammen zum Opfer gefallen!"

„Dann übertreibe es bitte nicht, wenn du mit dem Mitsubishi durch die Gegend fährst."

Am nächsten Tag ging ich zum Flughafen und hätte beinahe meine Eltern verpasst, die schon im Reisebus saßen, als ich sie fand. Große Wiedersehensfreude, vor allem natürlich bei meiner Mutter!

„Also, ihr fahrt jetzt zum Hotel, und ich komme euch dann morgen früh dort besuchen."

An der Rezeption des Hotels Florida sagte man mir, meine Eltern wären in einem Nebengebäude untergebracht und ebendort übergab man mir die Nachricht, dass sie jetzt gerade in einem Restaurant wären. Als ich meine Eltern endlich gefunden hatte, diskutierten sie gerade mit der Reiseleiterin.

„Man hatte uns ein 5-Sterne-Hotel versprochen, und jetzt landen wir in einem Nebengebäude mit Blick auf den Hinterhof, und überall sind noch die Handwerker beschäftigt und machen einen Riesenkrach. Das ist doch Betrug!"

„Es tut mir leid, aber das Hauptgebäude ist voll. Ich verstehe auch nicht, wie das passieren konnte.“

Ich mischte mich ein: „Ihr könnt ruhig nach Orotava mitkommen. Das Haus ist groß genug, da habt ihr euer eigenes Zimmer und eure Ruhe fernab von allen Touristen. Außerdem ist das sowieso praktischer, wenn ihr im gleichen Haus wohnt. Klaus hat es mir ja extra angeboten!“

Die Eltern waren so entsetzt über ihr Hotel, dass sie das Angebot annahmen. Sie packten ihre Koffer und fuhren mit mir im Taxi nach Orotava.

„Hier wohnst du?“ Meine Eltern konnten es kaum glauben, als sie vor dem Haus standen.

„Guten Tag“, sagten sie artig, als die Türe aufging, „ist uns schrecklich peinlich, Sie zu belästigen, aber mit unserem Zimmer sind wir ganz schön hereingefallen.“

„Aber ich bitte Sie, Sie belästigen mich doch nicht. Ich war doch schon ganz neugierig darauf, Sie kennenzulernen.“

„Nein, haben Sie es schön hier!“ entfuhr es meiner Mutter, als sie auf der Terrasse stand und die Aussicht auf den Garten und das Meer erblickte. Klaus zeigte ihnen ihr Zimmer, und während ich die Koffer hinter ihnen herschleppte, hörte ich ständige Begeisterungsrufe.

Wir machten Rundfahrten über die Insel, bei denen Klaus oft den Reiseführer spielte. Ich ging mit meinen Eltern wandern, eine Bootstour machen und den Loro-Park besichtigen, wo es unter anderem eine Delphin-Show gab, bei der ein Pfleger auf dem Rücken eines

Delphins durchs Wasser surfte; einen Unterwassertunnel, in dem Haie und Rochen um uns herumschwammen; und die größte Papageiensammlung der Welt. Meine Eltern zahlten mir den Rest von Omis Erbschaft aus, und ich konnte mir endlich das ersehnte Surfbrett und den Anzug leisten.

Die ersten Versuche verliefen allerdings ziemlich frustrierend, ich schaffte es noch nicht einmal, mit dem Brett durch die Brandung zu kommen. Ich hatte noch nicht die Technik heraus, wie man unter den Wellen durchtauchte und war nach zwanzig Minuten bereits völlig aus der Puste.

Ein paar Jungs aus der Nachbarschaft begutachteten das Brett. „Buena tabla!“ meinten sie, aber es wäre momentan schwer für einen Anfänger, die Wellen wären noch zu hoch.

„Ihr wart neulich mal auf Gomera gewesen, wie war's?“

„Ganz gut! In Valle Gran Rey gab es über drei Meter hohe Wellen!“

Vielleicht später einmal nach Gomera! Astrid und Daniela sollten ja dort sein, und es war Kolumbus letzte Station gewesen, bevor er Amerika entdeckte.

„Klaus, glaubst du, meine Eltern sind jetzt eher bereit meinen Lebensweg zu akzeptieren, jetzt, da sie hier zwei Wochen verbracht haben?“

„Nein! Für sie ist das nur eine Tasse Kaffee, die bald wieder kalt wird. Sie glauben, dass du nur Glück gehabt hast. Dass du dich bereit und offen gemacht hast, um

solche Geschenke des Schicksals überhaupt empfangen zu können, werden sie nur schwer begreifen wollen. Ihr Maß für Erfolg im Leben ist ein anderes."

Bald darauf machte er sich auf nach Namibia, und ich fuhr ihn zum Flughafen. Er ließ mir Geld da für meine Versorgung und kleinere Erledigungen, und ich fuhr erst mal nach La Caleta, um mich von der gut-bürgerlichen Welt zu erholen.

Ich fuhr öfters zur Playa del Socorro und machte langsam Fortschritte beim Surfen, schaffte es auch schon mal, auf dem Bauch liegend vor der Gischt herzufahren. Ich verbrachte viel Zeit in der Bibliothek, baute im Zimmer von Klaus ältestem Sohn Achim das Schlagzeug auf, malte etwas, und schrieb alten Kumpels in Deutschland: Schaut her, ich sitze gerade in ´ner Millionärsvilla!

Den ersten Brief erhielt ich von Gerret, in dem er schrieb, er wollte bald mal vorbeikommen, denn ihm fiele in Deutschland die Decke auf den Kopf. Auch erzählte er eine kleine Anekdote, wie ihm sein Fahrrad abhandengekommen war: *„Uli ist dieser Tage aus Asien zurückgekommen und Donnerstagabend hier erschienen... wir sind in die Stadt geradelt, zu dritt, haben unsere Räder vorm Hauptquartier verkettet und haben losgesoffen, was das Zeug hielt... Uli hatte eine Tasche voller Nägel, ich einen Hammer dabei, und so konnte ich mich nebenbei noch sinnvoll betätigen, indem ich an den verschiedensten Orten jene beköpften Drahtstifte applizierte, was wiederum interessante Reaktionen beim beteiligten Wirtsvolk hervorrief...ein gewisser Volker hatte sich uns angeschlossen und mich gezielt mit diversen Tequilas attackiert, ohne jedoch*

selber welche zu nehmen...am Schluss, der neue Tag war längst heraufgezogen, saßen wir im Wigger am Kaiserplatz vor'm gerade frisch gezapften und mir kam der geniale Gedanke, die Fahrräder schon mal abzuholen. Sturzbesoffen stand ich am HQ, hatte die Räder schon entriegelt und musste gerade feststellen, dass es schwierig sein kann, drei bikes gleichzeitig zu schieben: da kam irgendein Mensch, ich würde ihn gewiss nicht wiedererkennen, sagte, ich habe doch drei Räder, ich solle ihm eins geben, und gab ihm meins und raffte gar nichts....bis der Typ auf meinem Rad am städtischen Horizont auf Ameisengröße zusammengeschrumpft war: da ging mir schlagartig auf MEIN RAD ISS WEG: war ein übler Dämpfer, schob die verbleibenden zum Wigger, ging in die Kneipe, goss mein Bier in den Aschenbecher vor Uli&Katja und ging dann ungesäumt nach Hause. Gutgut, habe die Kiste quasi verschenkt, und musste denken, das habe ich sicher diesem Typ auf Teneriffa zu verdanken, der mir kurz vorher geschrieben hatte: Scheiß doch auf diesen Müll wie Fahrrad und Stereo, was ist dieser Krempel wert im Angesicht des Todes? Hey Meister, du siehst, ich halte mich an die ungefragten Ratschläge eines Jüngeren (cit.) und entledge mich meiner irdischen Fesseln...

Das trübsinnige Aachener Leben ist das Leben des sesshaften Menschen im allgemeinen und des Deutschen im besonderen und als solches stumpfsinnig beschissen wiederholungszwang... so kommen wir nicht weiter. Aachen köln berlin london paris ...mmbbb aachener kumpels...penner: alles verspießert und verkalkt und das färbt ein wenig ab...nicht zu sehr, denn es färbt nicht nur, es stößt auch ab. okokok stimmt,

Europa wird zugepflastert..... unwichtig..nichts ist wichtiger als alles andere....Ich denke, ich komme bald nach Orotava. See you..."

Als dann Klaus endlich zurück war, ging es nach Gomera. Ich merkte sofort, dass die Insel einen völlig anderen Charakter als Teneriffa besaß, etwas gemütlicher und vom „Fortschritt“ noch nicht ganz so gezeißelt. Die Fahrt ging durch den Regenwald und schließlich über endlose Serpentinaen in das tief eingeschnittene, palmenbewachsene Tal von Valle Gran Rey. Ich schleppte mein Surfbrett von dem kleinen Örtchen, das sich einfach nur Playa nannte, zur Playa del Inglés, setzte mich in den Sand und studierte die Wellen.



Ein besonders guter Platz zum Surfen war das hier wohl nicht. Zwar waren die Wellen hoch genug, aber sie fielen sehr steil, so dass kaum Zeit blieb, an ihnen entlangzufahren. Außerdem würde es vielleicht schwierig werden, einen guten Pennplatz zu finden, wo

man auch mal das Brett unbeaufsichtigt liegen lassen konnte, denn nicht allzu weit vom Strand entfernt stieg eine mächtige Klippe empor. Aber ein Gefühl sagte mir, dass ich hier trotzdem richtig, und dass Valle Gran Rey ein guter Platz war.

Ich schlief einfach erst mal am Strand, und am frühen Morgen bei Ebbe sprang ich in die Fluten. Es dauerte eine Zeit, bis ich die richtige Position auf dem Brett gefunden hatte und genug Fahrt entwickeln konnte, um mit der Woge richtig mitzukommen. Lag ich zu weit hinten, hob mich die Welle nur hoch und ich kam nicht mit ihr mit. Lag ich zu weit vorne, drehte ich mit der Nase ins Wasser und überschlug mich. Ein paar Tage vergingen, bis ich wenigstens problemlos auf dem Bauch vor der Welle langfahren konnte, was auch schon großen Spaß machte, kam ich doch im Gegensatz zum Body-Surfen mit meinem Körper aus dem Strudel der Welle heraus und hatte so schon eher ein Fluggefühl.

Als ich einmal ein Stück weiter die Küste entlangstiefelte, kam ich nach einiger Kraxelei in eine weitere Bucht, die aber nur groben Kiesstrand besaß. An einer Felswand gab es einen Überhang, der mit einer kleinen Steinmauer zu einer Art Höhle erweitert worden war. Es lagen noch Reste von Palmwedeln und Bambus verstreut herum, und ich dachte sofort, dass das ein netter Platz für eine Hütte war. Ich baute eine rund 1,50m hohe Plattform vor die Höhle, suchte mir Stöcke und Palmwedel zusammen, und konstruierte mir ein Dach. Den Boden legte ich mit gefundenen Strandmatten aus: fertig war die Surfklausel!

Von dem Örtchen Playa führte eine staubige Piste an der Küste entlang, vorbei an einem kleinen flachen

Strand, der Baby-Beach genannt wurde, weil hier die Kinder gefahrlos baden konnten. Dann gelangte man nach Vueltas, einem kleinen Ort, wo sich der Hafen befand. Ein paar Yachten dümpelten vor sich hin, bei deren Anblick mein Herz schneller schlug. Mit so einer nach Südamerika segeln! Aber nur eine Yacht sah freakig genug aus, dass man sich vorstellen konnte, von ihr mitgenommen zu werden: Ein altes Holzboot, etwas kleiner als die anderen. Es kam mir vor, als käme es noch aus einer anderen Zeit.

Vom Hafen führte eine staubige Piste um die Klippen herum und ich kam in eine Bucht mit dunklem Sandstrand, über die sich eine imposante Felswand wölbte, in der sich mehrere kleine Höhlen befanden, vor denen irgendwelche windschiefen Palmenkonstruktionen Schutz vor der Sonne spenden sollten. Ein paar langhaarige Nakedeis waren zu sehen, Kinder spielten im Sand, und aus einer der Höhlen dröhnte der dumpfe Rhythmus einer Pita. Ich nahm erst mal ein erfrischendes Bad und setzte mich dann zum Trocknen in den heißen Sand. „Yuhuu!“ ertönte es plötzlich hinter mir und als ich mich umschaute, stand Daniela vor mir.

„Astrid ist im Moment noch in Deutschland, weil sie da ein paar Angelegenheiten regeln möchte.“

„Und ihr wollt auch nach Südamerika segeln! Das finde ich ja ganz schön mutig von euch!“

„Vielleicht können wir sogar zusammen segeln oder uns irgendwo in Südamerika treffen. Die meisten Yachten kommen ja erst noch, denn die günstigste Zeit soll zwischen Oktober und Januar sein, also bleiben noch ganze vier Monate bis die Saison anfängt.“

„Ich muss 'nen coolen Typ finden, der mich auch ohne Pass mitnimmt. Das wird sicher nicht so einfach. Aber wenn's sein soll..."



Als ich am nächsten Morgen mit dem Surfbrett aus dem Wasser stieg, saß am Strand jemand mit langen Haaren, der offenbar gerade seine Meditation beendet hatte. Spontan fragte ich ihn, ob er nicht Lust hätte, bei mir zu frühstücken.

„Ja, sehr gern!“ antwortete der höflich. „Ich habe dich schon öfters gesehen und mich schon gefragt, wo du immer mit deinem Brett hinläufst.“ Er hieß Vicente und besaß eine Bar in El-Medano. „Früher habe ich auch mal gesurft, meistens in Playa de las Americas, als da noch nicht so ein Rummel herrschte.“

„Und jetzt surfst du nicht mehr?“

„Leider nur noch selten. Ich bin einmal in zu hohe Wellen geraten und beinahe abgesoffen. Seitdem surfe ich kaum noch, ich habe Angst bekommen.“

„Du kannst mir sicher ein paar Tipps geben.“

„Na klar!“ sagte er und zeigte mir erst mal eine Trockenübung, in der man aus der Liegestütz in einem Satz aufsprang, so, als ob man aufs Brett steigen wollte. „Das mach am besten hundertmal pro Tag, denn es gibt nur einen kurzen günstigen Augenblick, den du nutzen musst, um aufs Brett zu kommen. Wenn es keine Wellen gibt, schwimm die Bucht immer auf und ab mit deinem Brett, damit du fit genug bist, wenn sie kommen. Wenn du unter einer Welle durchtauchen musst, drücke es zuerst mit den Armen unter Wasser und halte mit den Beinen das Brett gut fest. Sobald du kannst, bremst du mit den Armen, um nicht wieder zurückgezogen zu werden.“

Er betrachtete die Unterseite des Brettes und zeigte mir kritische Stellen.

„Es ist ein gutes Brett, vielleicht etwas zu klein für dich als Anfänger. Hier hast du schon kleine Dellen drin, aber glücklicherweise ist noch kein Wasser eingedrungen. Wenn du draufdrückst und es kommt Wasser raus, musst du es erst austrocknen lassen, der Schaum löst sich sonst auf. Meine Schwester kommt in zwei Tagen vorbei. Ich werde sie anrufen und ihr sagen, sie solle aus meiner Werkstatt Kunstharz und Härter mitbringen. Damit kannst du diese Stellen dann reparieren. Ist wie Flickzeug beim Fahrrad!“ grinste er.

Kümmert euch nicht darum, was ihr essen sollt, das Leben ist mehr als die Speise*!

Jetzt bekam ich sogar noch meinen Surflehrer und Speziallack für mein Brett!

Wenn Vicente vom Surfen redete, bekam er glänzende Augen: „Ich liebe es sehr, weißt du. Aber in die großen Wellen gehe ich nicht mehr. Das Meer kann tückisch sein!“

In der Nacht fand am Strand eine Feier mit großem Lagerfeuer statt. Etliche Leute hatten Trommeln und andere Musikinstrumente dabei, hatten Kuchen oder andere Fressalien mitgebracht. Ein paar Gesichter kannte ich inzwischen, und ich hatte schnell wieder das Gefühl, einer großen Familie anzugehören. Es wurde viel getrommelt und Krach gemacht, bis zu späterer Stunde plötzlich ein Mädchen mit lauter und klarer Stimme anfang zu singen und das Gemurmel der Menge leiser wurde. Viele der Leute schauten jetzt nur noch verträumt ins Feuer oder beobachteten den Mond, der leuchtend über den Klippen erschien und sein magisches Licht verschwendete. Die meisten Lieder kannte ich. Es waren indische Chants oder andere Hippielieder, die ich auch in Beneficio gesungen hatte. Allerdings waren die Texte nicht völlig identisch und so musste ich mit meiner Begleitung oft abbrechen, um irgendwann den Faden wieder aufnehmen zu können. Außerdem hatte ich gegen ihre Stimme keine Chance und ging mit meinem Gekrächze rettungslos unter. Aber wenn sie merkte, dass ich es anders kannte, wurde sie auch mal leiser und versuchte, sich darauf einzustellen.

„Fly like an eagle, fly so high! Circling the universe, on wings of pure light...”

„Bist du lange in Indien gewesen?“ fragte sie mich später, als wir zufällig nebeneinander saßen.

„Ich war noch nie in Indien. Ich habe die Lieder in Südspanien gelernt, in einem Dorf, wo die Leute in Tipis leben." Sie hatte ein liebes Gesicht. „Und du?"

„Ich habe knapp zwei Jahre dort gelebt."

„Das ist eine lange Zeit für einen Europäer! Ist das nicht ziemlich hart?"

„Ja, manchmal schon! Vor allem, wenn lange Busstrecken vor dir liegen und du gerade mal wieder Durchfall hast!"

Meine Aufmerksamkeit wurde jäh abgelenkt, als ich den Besitzer der Holzyacht wiedererkannte, der gerade genüsslich an einem Joint zog. „Entschuldige mich bitte..." Ich setzte mich neben ihn, aber der Joint ging unglücklicherweise in die andere Richtung.

„Gehört dir nicht dieses alte Boot im Hafen?" fragte ich ziemlich direkt.

„Ja, das ist meines!" antwortete er und stellte sich mit John vor.

„Und wohin soll's gehen?"

„Vielleicht in die Karibik. Aber ich muss erst mal nach England und etwas Geld zusammen kriegen. Und was machst du so?"

„Ich habe ein Surfbrett und mache die ersten unbeholfenen Versuche."

„Surfen? Ich bin einmal mit meinem Boot gesurft, als ich in einen Sturm geraten bin; auf zehn Meter hohen Wellen!"

Mich packte das nackte Grausen: „Kein Seemannsgarn?" Aber John schien nicht der Typ zu sein, der Legenden erzählte.

Die Hütten brennen

*Wenn es auch schwierig ist,
kannst du doch das große Wissen erreichen;
erwarte nicht, dass es hier hineinpasse,
denn das ist unmöglich.*

*Ebenso wie die Reichen aus Liebe
zum Reichtum Gottes Pfennig um Pfennig,
Korn um Korn sammeln, damit sie
die Eigenschaft „Reichtum“ vom Strahl
des Reichtums (Gottes) erreichen mögen.*

*Der Reichtum sagt:
„Ich rufe euch aus diesem großen Reichtum.
Warum zieht ihr mich hierher,
wo ich nicht hineinpasse?
Kommt ihr zu diesem großen Reichtum!“*

Maulana Dschelaladdin Rumi, Fihi ma fihi

Ein Mann, den ich schon seit längerer Zeit hier am Strand schlafen gesehen hatte, räumte den Fêtenplatz auf.

„Da machst du 'nen guten Job!“ musste ich bemerken.

„Ja, muss etwas für mein Karma tun!“ erwiderte der mit einem unüberhörbaren holländischen Akzent. „Wenn ich gut zum Strand bin, ist der auch gut zu mir.“ Er hielt lächelnd eine noch fast halbvollgepackte Kekspackung in die Höhe.

„Also, wenn du nichts zu beißen hast, komm bei mir vorbei. Ich wohne etwas weiter die Küste hoch.“

„Danke fürs Angebot, vielleicht komme ich dich heute mal besuchen!"

Er erschien am Nachmittag, als auch gerade Vicente zu Besuch war, und stellte sich mit Hans vor.

„Mann, das ist aber ein toller Platz hier", sagte er und rüttelte dabei an der Dachkonstruktion, „so was muss ich mir auch bauen."

Wir gingen zusammen die Küste entlang und Hans zeigte auf einen Platz, an dem er gerne seine Hütte gebaut hätte. Aber Vicente und ich machten ihm klar, dass das blanker Wahnsinn wäre, weil ihn dann nachts ohne weiteres bei höherem Seegang eine Welle wegspülen könnte, und er außerdem mit großer Wahrscheinlichkeit irgendwann einmal einen Stein von der überhängenden Klippe auf den Kopf bekäme. Wir zeigten ihm einen anderen Platz und ich erklärte ihm, wie es nach meiner Meinung am günstigsten wäre: „Du nimmst ungefähr diesen Grundriss, baust eine vielleicht 30-40cm hohe Steinmauer, auf der du wie bei einem Zelt Stangen zusammenbindest, auf die du dann Palmenwedel legst."

„Aber ist das nicht ein wenig klein? Ich finde das bei dir so gut, dass man aufrecht in der Hütte stehen kann. Wenn man die ganze Zeit herumkriechen muss, ist das doch nervig!"

„Mein Platz ist auch windgeschützter und hat diesen überhängenden Felsen, da brauche ich weniger Material. Aber tu, was du willst, ist deine Hütte!"

Guten Mutes fing Hans an, sich mit Steinen einen gewaltigen Grundriss abzustecken, und war über drei

Tage allein schon damit beschäftigt, sein Mäuerchen zu bauen. Emsig wie eine Ameise begann er, Baumaterial heranzuschleppen, erst nur am frühen Morgen und am Abend, damit es möglichst nicht so viele Leute mitbekamen; nach einer Woche war er aber bereits zu genervt, um darauf noch Rücksicht zu nehmen und wollte nur noch irgendwann einmal fertig werden.



Die Mahlzeiten nahmen wir oft gemeinsam ein, weil ich eine windgeschützte Feuerstelle und etwas Geschirr besaß. Dabei unterhielten wir uns meist angeregt.

„Es gibt so etwas wie die verrückte Weisheit“, meinte Hans einmal, „Menschen, die diese Weisheit besitzen, werden die Narren Gottes genannt. Sie folgen Gottes Willen, auch wenn sie für andere Leute noch so verrückt und unvernünftig erscheinen.“

Ich erzählte von dem Buch, das ich gerade las. In der Geschichte fand der Held nach unzähligen Umwegen und Abenteuern schließlich die Frau, von der er schon lange Visionen in seinen Träumen hatte. Aber tragischer Weise konnte er nicht mit ihr zusammenleben, da er

den schützenden Wald nicht verlassen und sie ohne den freien Himmel nicht leben konnte. So lebten sie eine Zeitlang am Waldesrand, trennten sich aber schließlich, weil es ein unhaltbarer Zustand war, und die Frau heiratete einen anderen.

„Sie ist seine Shekinah²⁹“, meinte Hans, „nur, warum können sie nicht zusammenleben?“

„Vielleicht, weil sich in dieser Welt die Polaritäten nicht vereinigen können, es niemals gleichzeitig Tag und Nacht sein kann, obwohl die Extreme in Wirklichkeit eins sind...“

Während wir noch so philosophierten, kam plötzlich ein Polizist um die Klippen geklettert, und mir fuhr schon der Schreck in die Glieder. Wollte der jetzt meinen Ausweis sehen?

²⁹ Hebräisch: innewohnend. Kabbalistisch: Die Braut Gottes. Es gibt verschiedene Interpretationen: Sie ist Gottes innewohnender weiblicher Pol, ähnlich wie in der buddhistischen Mythologie Vimala. In dem Moment, in dem das weibliche Prinzip in Richtung kreativer Manifestation aktiv wurde, erfuhr sich der männliche Teil als Ich (Eva, die Adam den Apfel zu essen gab!). In einer anderen Interpretation ist die Shekinah die Ausstrahlung Gottes unsichtbarer Herrlichkeit, deren Flamme Gott umkreist und die der Grund für die Erschaffung der Engel, des Thrones Gottes und der menschlichen Seele ist. Sie ist auch ein Symbol für die Seele, die in dieser Welt in ihrer Begrenztheit leidet, anfällig für Sünde wurde, und irgendwann zu Gott zurückkehren muss. Eine weitergehende Interpretation geht davon aus, dass bei Erschaffung der Welt, in der die ursprüngliche Einheit in die Polarität zerfiel, die weibliche Hälfte von ihrer männlichen getrennt wurde. Jede Seele besitzt folglich eine Dualseele. Beide Seelen sind in ihrer Entwicklung voneinander abhängig und vereinigen sich wieder am Ende der Zeit. „Oh ihr Menschen, fürchtet euren Herrn, der euch aus einer einzigen Seele erschuf, und aus ihr seine Gattin entstehen ließ.“ (Sure 4.1)

„Hüttenbauen ist hier verboten. Sie haben zehn Minuten um den ganzen Plunder ins Meer zu schmeißen“, sagte der Polizist barsch und zu Hans gewandt, „das da hinten, ist das Ihre Hütte?“

„Das ist meine!“ gab Hans, der erst vor drei Tagen seine Einweihung gefeiert hatte, zähneknirschend zu, und wütend entfuhr es ihm: „An uns verdienen Sie nichts, stimmt’s? Wir sollen lieber in diesen hübschen neuen Appartements wohnen!“

Der Polizist erwiderte darauf nichts und machte nur noch mal eine ungeduldige Handbewegung: „In einer halben Stunde bin ich wieder da. Bis dahin sind Sie hier verschwunden!“

„Wie haben die das wohl rausgefunden?“ fragte Hans.

„Ist doch egal! Vielleicht hat's ihnen ein Fischer erzählt, oder jemand hat dich mit dem Krempel durch die Gegend laufen sehen. Die wissen halt, was auf ihrem Land passiert. Hauptsache, er wollte nicht meinen Ausweis sehen!“

Ich packte meine Sachen zusammen und dachte mir, dass ich zum Abschluss noch ein Feuerwerk verdient hatte. Ich zündete meine Hütte an und beobachtete, wie die Flammen sich schnell ausbreiteten und in einem Prasseln das Palmendach verschlangen.

„Warum tust du das?“

„Bevor es die Bullen tun! So habe ich wenigstens noch etwas davon!“

Auch Hans steckte seine Hütte an, und man sah, wie ihm das Herz dabei blutete.

„Ist nur 'ne Hütte, Hans!“

„Vielleicht hätten wir das nicht tun sollen. Die sollen selber die Hütten anstecken, vielleicht geht ihnen dabei auf, was sie da tun.“

Für mich war das ein Signal zum Aufbruch, denn bevor ich mir jetzt noch einmal einen neuen Platz suchte, fuhr ich lieber an einen Ort, wo man besser surfen konnte.



Ich fuhr nach Fuerteventura und blieb dort sechs Wochen an einem herrlichen Strand, wo ich die ersten erfolgreichen Ritte auf dem Brett machte. Das Wasser war hier türkisfarben, ging über in azurblau und bildete einen scharfen Kontrast zu der rötlichen Erde von Lanzarote und der Isla de Lobos, die man bei der klaren Luft greifbar nahe wähnte.

Als ich zurück zur Playa del Inglés kam, wen sah ich da gerade nackt aus dem Wasser hopsen?

„Hallo Gerret!“

Gerret kam angerannt, schrie „Juchhu!“ oder so was ähnliches, umarmte mich, nass wie er war, und warf mich vor Freude in den Sand. Auch Hans kam herbeigeeilt, und wir kugelten uns wie drei spielende Hunde auf dem Boden herum.

„Hast du schon gehört“, fragte Hans, „sie haben die Schweinebucht geräumt. Wir sind nicht die einzigen, deren Hütte verbrannt ist.“

Ich ging zum Hippiestrand und sah dort nur noch geschwärzte Felswände und ein paar kleinere Gegenstände, die den Flammen entgangen waren. Als einzigen Freak entdeckte ich den Alten aus La Caleta, den unermüdlichen Trommler, der in den Steinen herumkramte und ein Mäuerchen baute.

„Haben sie auch Caleta geräumt, das du jetzt hier bist?“ fragte ich. Erst gab der Alte keine Antwort, so als ob ich ihn bei etwas furchtbar Wichtigem gestört hätte. Dann murmelte er so etwas wie: „Die können ja nicht immer alles niederbrennen...“, und legte wieder Stein auf Stein. Ich wunderte mich über seine Energie. Er war sicher schon über fünfzig, hatte graue Haare und bestand fast nur noch aus Haut und Knochen. Auch Zähne besaß er kaum noch, dafür aber eine drahtige Ausdauer. Als Gesprächspartner schien er jedoch weniger geeignet, und ich machte mich wieder auf den Rückweg.

Der Valle-Bote kommentierte eine ähnliche Vertreibung in späteren Jahren wie folgt:

Kaum hatten die gebeutelten Blumenkinder ihre Klamotten so einigermaßen wieder getrocknet, da rückten auch noch die vereinigten spanischen Ordnungsmächte an und machten mal wieder unmissverständlich klar, dass die Zeiten des Null-Tarif-Tourismus inzwischen auch auf Gomera vorbei sind. Die Schweinebucht wurde zwangsgeräumt, alle Bewohner zum Teufel gejagt und alle Hütten verbrannt.

Man schimpfte zwar auf die Obrigkeit, wettete über Pogrom und Faschismus, argwöhnte, dass die aus dem Irak zurückgezogenen spanischen Truppen nun zur nachhaltigen Bekämpfung des internationalen Hippietums eingesetzt würden, aber nützen tat das alles nix. Wie alle Jahre wieder wanderten die vertriebenen Hippies maulend an die Playa del Medio in Santiago aus und warteten ab, bis sich die Bullerei verzogen hatte.

Nur Angelo hatte Glück. Der verliebte sich rechtzeitig und konnte so die harten Zeiten rechtstaatlicher Hippie-Verfolgung in einem ausgesprochen komfortablen Appartement an der Playa abwettern.

Ganz schön traurig sah es hinterher aus in der letzten ökonomischen Nische von Valle Gran Rey. Rauch geschwärzt die Höhlen, verkohlt die Reste unbekümmert-alternativer Lebensweise, übersät der Strand mit all den kleinen Dingen, die man auf der Flucht nicht mitnehmen konnte.

Nun dauern derartige Vertreibungen auf Gomera ja Gott sei Dank längst nicht so lange, wie wir das aus anderen Krisengebieten der Welt immer hören müssen. Niemand wurde in Lager gesperrt, niemand ernsthaft des Landes verwiesen. Ein paar Wochen Santiago, dann tröpfelte sie wieder herbei, die Love&Peace-Fraktion aus besseren Zeiten.

Nachdem die größten Schäden behoben, die schwärzesten Steine gereinigt, die Höhlen wieder „bewohnbar“ gemacht und auch der berühmte Kackfelsen wieder voll funktionsfähig war, fand auch unsere Schweinebucht wieder zurück ins bunte Leben.

Zufällig traf ich Karsten am Hafen, und der erklärte mir, wo ich Daniela treffen könnte. Sie wohnte jetzt zusammen mit Christa und Moni in einem Haus.

Die Tür war offen, aber ein Vorhang hing vor dem Eingang. „Kommt nur alle herein“, ertönte es, als ich klopfte.

„Ach nein, sieh mal an! Von dir haben wir eben noch gesprochen!“ rief Daniela, als ich die Wohnung betrat, die aus einer kleinen Küche, einem Tisch mit drei Stühlen, einem Sofa und noch einem Nebenzimmer bestand, in dem man ein Baby auf einem Bett liegen sah. Zwei Frauen saßen am Tisch, offensichtlich Christa und Moni. Die eine kannte ich nur flüchtig vom Sehen, die andere war das Mädchen, das am Lagerfeuer die indischen Chants gesungen hatte.

„Von mir habt ihr gesprochen? Wie kommt's?“ wollte ich wissen und setzte mich mangels anderer Alternativen aufs Sofa.

„Moni hat von dem Abend erzählt, wo sie jemand kennengelernt hätte, der auch die ganzen indischen Lieder kennt und ich meinte, das wäre ja der, mit dem ich zusammen in den Höhlen von Granada gewohnt habe.“

Sie schwatzte munter weiter drauf los, gab mir zwischendurch Gofio-Brot zum Probieren und erzählte die Geschichte, wie die Guardia Civil die Schweinebucht geräumt hatte. Während Daniela erzählte, ging Christa ins andere Zimmer und beruhigte das Baby, das angefangen hatte zu schreien. Moni griff sich die Gitarre und zupfte leise vor sich hin. Seltsam, sie wirkte hier so

anders als am Feuer, so zart. Was für schöne und feine Hände sie hatte!

„Aber das Beste ist“, schreckte mich Daniela aus meinen Betrachtungen auf, „wir haben eine Yacht gefunden!“

„Wer ist wir?“

„Moni und ich! Wir legen in einer Woche ab!“

Moni schaute auf und lächelte: „Ja, Danny, die weite Welt ruft uns!“

„Da hat sich ja wieder ein neues Team gefunden“, meinte ich, und während ich noch fragte, wo denn Astrid abgeblieben wäre, und Daniela antwortete, Astrid wäre immer noch in Deutschland und sie hätte ihr von der geplanten Abreise geschrieben, fing Moni an, lauter zu spielen und sang: „We are the wild women, running with the wolve...“

Christa und Daniela stimmten mit ein, und ich hätte am liebsten mitgesungen, weil mir die Melodie gefiel, aber dieses Lied war wohl nur wilden Frauen vorbehalten. Während sie das nächste Lied anstimmten, in dem die Schwächen und Gräueltaten des Mannes aufs Korn genommen wurden, der gleichzeitig Traum und Alptraum der Frau zu sein schien, und ich schon immer nervöser auf dem Sofa hin und her rutschte, betrat ein blonder, langhaariger, bärtiger Althippie das Haus und fragte, ob er jetzt den Ofen benutzen dürfte.

„Klar Phil, mach nur!“

Er schob zwei Bleche mit Teig in den Ofen, rollte sich eine Zigarette, zwinkerte mir zu und setzte sich neben mich. „Wild women, ey?“ grinste er. „Nur wer sollen die Wölfe sein, wir etwa?“

Ich erfuhr, dass Moni die Lieder selbst komponiert, und Phil ein eigenes Boot auf den Shetland-Inseln besessen hatte.

„Kennst du das Boot, mit dem die Mädchen fahren wollen?“

„Ja, es ist das Beste, was momentan im Hafen liegt!“

„Ist es nicht noch zu früh? Ich habe gehört, die Saison fange erst Ende September an.“

„Mag sein, dass sie noch in einen Sturm geraten. Aber das Boot ist quasi unsinkbar. Wenn das Wetter zu heftig wird, macht man einfach die Luken dicht und wartet ruhigeres Wetter ab. Selbst wenn das Boot kentern sollte, dreht es sich wegen des Bleikiels wie ein Stehaufmännchen wieder herum. Die Fahrt nach England ist viel gefährlicher, weil man dort die Küste in der Nähe hat und manövrieren muss. Der Westwind kann einen dann in den Golf von Biskaya oder auf die Klippen der Bretagne drücken.“

„Und du willst auch nach Südamerika?“

„Vielleicht! Oder in die Karibik! Oder sonst wohin!“

Auch der Skipper erschien, ein ehemaliger Apotheker namens Kai, der seinen Laden verkauft und sich dafür das Boot angeschafft hatte.

„Morgen fülle ich die Wassertanks“, sagte er, „450 Liter! Dann hole ich noch Zusatzkanister, so dass wir

ungefähr auf 550 Liter kommen. Das müsste reichen! Waschen und Baden müssen wir natürlich mit Salzwasser."

White horses

„Quel malheur donc peut-il me survenir? Il n'y a pas de désert, pas de précipice ni d'océan que je ne traverserais avec toi. A mesure que nous vivrons ensemble ce sera comme une étreinte chaque jour plus serrée, plus complète! Nous n'aurons rien qui nous trouble, pas de soucis, nul obstacle! Nous serons seuls, tout à nous, éternellement... Parle donc, réponds-moi.“

Gustav Flaubert, Madame Bovary

Ich kam in den nächsten Tage noch öfters vorbei, fieberte ich doch mit den zwei Mädchen mit und wäre natürlich am liebsten sofort mitgefahren. Am Tag vor der Abfahrt traf ich Moni allein im Haus an und begleitete sie bei ein paar Besorgungen. Sie wollte nach Deutschland telefonieren, aber es dauerte, bis sie eine Leitung bekam. Wie wir da so zusammen saßen und warteten, war mir auf einmal ganz merkwürdig zumute, so als ob ich vor einem großen Verlust stände, und war traurig, obwohl ich nicht wusste, warum.

Ich half den Mädchen ihre Sachen zum Boot schleppen und guckte mir zum ersten Mal in meinem Leben das Innere einer Yacht an. Ich bekam glänzende Augen, kletterte auf dem Deck umher, befühlte das Segeltuch, starrte den Mastbaum hoch, setzte mich hier- und dorthin und bekam grenzenloses Fernweh. Außer den Vieren kamen am Abend auch noch Phil an Bord, und der Skipper einer Nachbaryacht. Wir saßen alle draußen auf der Sitzgruppe im Heck, hörten dem

Plätschern des Wassers zu und beobachteten, wie sich die Sterne auf dem Meer widerspiegelten.

„Da kommt die Astrid!“ rief Daniela plötzlich und sprang auf, „Juhuu!“

Wie ein Echo tönte es zurück: „Juhuu!“

Astrid hatte, nachdem sie den Brief von Daniela erhalten hatte, sofort den ersten Flug gebucht, den sie kriegen konnte und war wohl schon am Morgen in Gomera angekommen. Natürlich wollten die beiden alten Freundinnen am liebsten zusammen fahren. Kai war davon offenbar nicht sonderlich begeistert. Aber gutmütig wie er war, schien er sich schon breitschlagen zu lassen, als sich der andere Skipper einmischte: „Du wärst schön bekloppt, Kai, wenn du das machst. Vier Leute sind eigentlich schon zu viel für das Boot! Nicht nur, dass du das Wasser schon vom Start an rationieren müsstest, es ist auch viel zu eng. Ihr seid über einen Monat unterwegs, vielleicht noch länger! Für einen kurzen Trip wäre das ja okay, aber bis Südamerika? Das wäre ganz schöner Leichtsinn!“

Kai, der die Überfahrt selber noch nie gemacht hatte, war geneigt ihm zuzustimmen, auch wenn es ihm weh zu tun schien, dass er Astrid nicht mitnehmen konnte. Daniela aber gab immer noch keine Ruhe und musste weiter diskutieren.

„Kai, du bist der Käpt'n“, mischte sich der Skipper ein weiteres Mal ein, „du hast die Verantwortung und solltest dich auf deinem Boot gar nicht erst auf Diskussionen einlassen.“

„Ich komme mit Astrid nach“, meinte ich, „wir können uns dann ja irgendwo in Südamerika treffen!“.

„Auja“, meinte Moni, „Ende November ist ein Treffen am Machu Picchu. Wir könnten versuchen, uns dort zu treffen.“ Während sie das sagte, schaute sie mir in die Augen und ich fühlte mich auf einmal so sonderbar. Und während die Angelegenheit noch weiter bequatscht wurde, versank ich schweigend in Monis Augen, stand irgendwann auf, setzte mich neben sie, und nahm sie in die Arme.

„Lass dir einen Pass machen und dann komm mit Astrid nach“, sagte sie.

Einer Frau hinterherlaufen und dafür auch noch einen Pass annehmen? Warum musste ich mich auch ausgerechnet heute in sie verlieben, wo sie mich morgen schon wieder verließ? Vielleicht sah ich sie nie wieder!

„Bist du sehr traurig, dass ich fahre?“

„Nun ja...ich freue mich schon für dich, denn ich glaube, es wird dich ein gutes Stück weiterbringen. Es ist eine Erfahrung, die ich auch noch gerne machen würde.“

„Deswegen bin ich von Indien nach hier gekommen, weißt du. Wegen eben dieser Fahrt.“

Ich wollte nichts mehr sagen, sondern nur ihre Nähe spüren.

Astrid suchte sich einen Platz in einer Schlucht nahe von Argaval, während ich schon seit längerem in den Büschen vom Baby-Beach schlief, in der es viele

versteckte, durch Tunnel erreichbare Buschhöhlen gab. An der Playa del Inglés liefen nämlich neuerdings öfters Kontrollen, und die Polizei konfiszierte Pässe von Leuten, die einfach nur am Strand geschlafen hatten. Jetzt durfte man nicht mal mehr auf Gottes Erde schlafen! Jeder Obstbaum war schon im Privatbesitz! Aus den Flüssen konnte man nicht mehr trinken, weil sie vergiftet waren! Und ohne Geld und Pass hatte man weniger Rechte als ein Tier, und musste sich in den Büschen verstecken! Aber Geduld, irgendwann würde es mit dem ganzen schönen Geld nichts mehr zu kaufen geben!

Ich ging öfters Phil besuchen, der jetzt auf dem Boot von John lebte, der wie geplant nach England abgereist war. Neben dem Boot lag die „ZigZag“, die einem Franzosen gehörte, der ebenfalls verreist war. Julio, ein Italiener, passte jetzt auf die Yacht auf. Er hatte ständig Musik laufen und ein paar „drunken sailors“ an Bord. Auch Astrid und andere Leute kamen oft zu Besuch, und die beiden Boote wurden ein beliebter Treff, was die Hafenwärter und die Guardia Civil misstrauisch beobachteten.

„Die verstehen gar nichts mehr“, witzelte Phil, „erst verbrennen sie die Hütten, und auf einmal haben sie die ganzen Hippies vor ihrer Nase sitzen und können nichts dagegen machen.“

Auch hier wiederholt sich Geschichte und wir dürfen nochmal den Valle-Boten zitieren:

Zehn Jahre lang rottete die „Swagman“ im Hafen von Valle Gran Rey vor sich hin, während ihr lustiger Eigner die Seefahrt lieber an den Theken einschlägiger Seemannskneipen betrieb.

Durchreisende Bettelmönche fanden ein Dach über dem Kopf, Gäste an Bord fackelten von Zeit zu Zeit die Kajüte ab, längst überstiegen die offenen Hafengebühren bei weitem den Wert des Wracks.

Jetzt war es so weit: Die „Swagman“ hatte ein Leck und sank an ihrer Mooring immer tiefer ins Hafenwasser. Panik! Wenn das Schiff im Hafen sinkt, dann wird es sehr kompliziert und teuer, den Schrott zu heben. Also: Raus schleppen und draußen vor Anker legen.

Konzertierte Aktion des Club de Mar bei strammem Südwind und einsetzender Dunkelheit. Hoffentlich sinkt der Eimer nicht beim Rausschleppen mitten in der Hafeneinfahrt. Tat er nicht. Erst als in der Bucht vor der Finca der Anker ausgebracht war, da hob sie ein letztes Mal ihr Heck und versank im Meer - demnächst eine Attraktion für „Fisch&Co“ als Wrack für die Taucher. Großes Aufatmen im Hafen.

Astrid und ich liehen uns ein Dinghi³⁰ und paddelten aufs Meer hinaus, um zu fischen. Aber da wir blutige Anfänger waren, warteten wir eine Stunde vergeblich.

„Astrid, ich bekomme Moni nicht mehr aus dem Kopf, was kann ich da tun?“

„Abwarten und Tee trinken!“

„Es könnte schwierig werden, die beiden in Peru zu treffen!“

„Willst du dir nicht doch mal einen Pass anschaffen? Ist das denn wirklich so wichtig?“

Ich starrte ins Wasser und hatte nur einen grauen Brei im Kopf. Für drei Tage zog ich in den Regenwald Gomeras, um mir darüber klar zu werden, was ich jetzt tun wollte. Die Chance, dass ich ohne Pass und mit

³⁰ Kleines Beiboot

wenig Geld bis zum Machu Picchu gelangte, waren wohl minimal, geschweige denn zusammen mit Astrid. Außerdem halste ich das Risiko auch dem auf, der mich mitnahm, und damit war diese Philosophie nicht mehr meine Privatangelegenheit. Aber wollte ich wirklich wieder einen Pass haben? Andererseits, wollte ich auf Gomera verschimmeln?

Ich haderte mit mir und betete zu Gott, dass er mir den Weg wies. Schließlich ließ ich das Los entscheiden und sprang kurz darauf ausgelassen die Hänge hinunter: Amerika, ich komme!

Bei einem Deutschen namens Werner, einem ehemaligen Arzt aus Berlin, den ich durch Gerret kennengelernt hatte, konnte ich mir das Geld für die Überfahrt nach Teneriffa erarbeiten. Denn auf Teneriffa befand sich ein deutsches Konsulat, wo ich einen neuen Pass bekommen konnte. Aber wenn ich schon einen neuen Pass hatte, konnte ich ja auch mal meine Eltern und alten Kumpels besuchen und vielleicht etwas Geld zusammenkratzen, war ja schon über zwei Jahre nicht mehr in Deutschland gewesen!

„Hallo, ich bin's, euer Sohn! ... Wie geht's? ... Ja, mir auch. Ich will mir einen Pass anschaffen und könnte euch jetzt mal in eurem neuen Haus besuchen kommen. ... Ja, genau das ist das Problem! Wollt ihr mir nicht den Flug spendieren? 500,- DM müssten reichen. ... Super! Vielen Dank! ... Postlagernd nach Santa Cruz! ... Alles klar, ich melde mich noch mal. Tschüss!"

Als ich noch einmal Phil besuchen ging, waren gerade Amie und Purva an Bord, zwei Engländerinnen aus London. Purva war in Indien aufgewachsen und

hatte von dort ihren Namen und ihre exotische Ausstrahlung.

„Wir wollen auch nach Teneriffa“, sagte sie, „aber mit Brad's Segelboot. Willst du nicht mitkommen? Brad wollte 10.000 Pts. für eine Fahrt, und wenn du mitfährst, wird es auch für uns billiger.“

Brad war ein Südafrikaner, dessen Boot direkt nebenan lag. Er hatte zwei Katzen an Bord, von denen die eine schon zweimal herübergesprungen gekommen war und ungeniert auf Phils Kojen geschissen hatte, woraufhin Phil sie dann in hohem Bogen über Bord geworfen hatte. Aber wie sie da so prustend im Wasser herumgepaddelt war, hatte er doch ein Herz gehabt und sie mit dem Schlauchboot gerettet, an das sich das arme Vieh aus Panik festgekrallt und es dabei beinahe zum Sinken gebracht hatte.

Phil blies zum Abschied mit dem antiken Nebelhorn, als wir am nächsten Morgen aus dem Hafen tuckerten und dann langsam die Küste entlangfuhren. Hier war noch kein Wind, aber sobald wir an Playa de Santiago vorbei waren, und Teneriffa schon zu sehen war, frischte der Wind auf und in nicht allzu weiter Entfernung sah man weißen Schaum auf den Wellen.

„Let's ride the white horses“, meinte Brad und kürzte die Segel. Er zog sich Ölzeug an und riet uns, das gleiche zu tun. Aber ich dachte mir, ein paar Spritzer würden mir schon nicht schaden. Kaum waren wir jedoch aus dem Windschatten Gomeras heraus, legte sich das Boot auf fast 45° Schräglage und pflügte in großen Sätzen über das Wasser. Riesige Brecher kamen von Luv und schienen das Boot unter sich begraben zu

wollen. Aber wie durch ein Wunder kletterte es doch immer wieder über den Wellenberg. Manchmal jedoch brach der obere Rand der Welle und traf das Boot nahezu breitseits, so dass die ganze Yacht erzitterte. Im Nu hatte ich keinen trockenen Fetzen mehr am Leib und bekam vor Kälte und Aufregung ein leichtes Zittern. So aufregend hatte ich mir Segeln gar nicht vorgestellt, und ich fragte mich, wie das erst einmal abgehen musste, wenn man in richtigen Sturm geriet. Das hier war ja gerade mal ein kräftiger Wind!

Eine Walschule tauchte auf, und die See wurde ein wenig ruhiger. Brad ließ mich auch mal ans Ruder, und ich war begeistert. Genau das war es, was ich brauchte, ein mobiles Haus! Europa verseucht? Bürgerkrieg in Afrika? Inflation in Amerika? Tschüss Leute; ich gehe in Ozeanien surfen!

Am Abend erreichten wir Los Christianos, und ich erwischte noch den letzten Bus nach Santa Cruz. Bereits am nächsten Tag war ich auf dem Konsulat, das mir innerhalb eines Tages einen Passersatz ausstellte. Nur das Geld aus Deutschland ließ auf sich warten.

In Memoriam an alte Zeiten stellte ich mich mit meiner Flöte an die Straße und vertrieb mir ansonsten meine Zeit mit Spaziergängen. Eines Abends sprach mich ein Rothaariger auf Deutsch an, der meinte, er wäre der beste Pizzabäcker von Teneriffa und hieße Michael. Er nahm meinen Karton mit dem Kleingeld in die Hand und fing an, die Passanten anzupumpen, wobei sich herausstellte, dass er hervorragend spanisch sprach.

„Blöder Job ist das hier!“ beklagte er sich nach einer Weile und fragte, ob ich nicht mit nach San Andrès in seine Bude kommen wollte. Also nahmen wir den Bus und fuhren in dieses 6km entfernte Kaff, wo sich auch die Playa de las Teresitas befand, ein künstlich angelegter Strand, dessen weißer Sand extra aus der Sahara mit dem Schiff herangeschafft worden war. Michaels Appartement lag direkt am Meer, besaß drei Zimmer, war aber bis auf ein paar einsame Möbelstücke so gut wie leer.

Michael schwatzte fast ohne Unterlass, schien aber ansonsten ein guter Kerl zu sein. Während er ein Papierkügelchen mit Heroin auf den Tisch legte, ein Röhrchen bastelte und ein Stück Alufolie glattstrich, erzählte er mir seinen Lebenslauf. „Seit fünf Jahren lebe ich hier. Ich habe hinten die Pizzeria groß werden lassen, fuhr einen großen Wagen, hatte eine wunderschöne Frau...Hier, nimm mal 'nen Zug“, unterbrach er sich und hielt mir den Kram hin, „eines Tages finde ich das Tagebuch meiner Frau und lese darin, wie sie einen reichen Mann kennengelernt hat, und andere Sachen ganz besonders intimer Art. Mir wurde schwarz vor Augen, und als meine Frau wiederkam, habe ich sie sofort rausgeschmissen und ihren ganzen Krempel gleich hinterdrein. Sie wohnt jetzt bei ihrer Mutter, das Haus kannst du von hier aus sehen.“ Er zeigte durchs Fenster in die Dunkelheit, aber ich war zu matt und desinteressiert, um mich extra ans Fenster zu begeben.

„Bald darauf habe ich auf der Arbeit Krach bekommen, und nach kurzer Zeit hatte ich auch keine

Freunde mehr. Solange es dir gut geht, sind sie da, sobald aber nicht mehr...Komm, Rauch noch einen!"

Aber ich war bereits bestens bedient und hing im wohligen Frieden in den Seilen. Ich bekam mein eigenes Zimmer, das ehemalige Schlafzimmer, in dem Michael verständlicherweise nicht mehr pennen wollte. Er gab mir am nächsten Morgen den zweiten Haustürschlüssel und wir verabredeten uns für den Abend an einer Bar, wo er ein paar Deals erledigen wollte. Einkaufen, das Paket etwas kleiner machen, weiterverkaufen! Und das den ganzen Tag lang!

Kurz vor der Bar sprach mich eine hübsche Nutte an: „Na Süßer, wie wär's mit uns beiden?"

„Hab' kein Geld", redete ich mich heraus.

„Warum treffe ich immer nur Leute ohne Geld? Mir wird schon ganz schlecht vom Affen."

Vor der Kneipe hing bestimmt ein Dutzend Leute herum, Prostituierte, Dealer, Abstauber und andere. Gegenüber der Bar gab es einen Rohbau, in dem immer wieder Leute verschwanden. Man hörte Gemurmel und sah manchmal Feuerzeuge aufblitzen. Michael war noch nicht da, und so setzte ich mich schon mal in die Kneipe und trank ein Bier. Ein alter Mann, der das Flair eines vergreisten Flamencosängers ausstrahlte, fragte mich um Feuer, drehte einen Joint, und überließ mir gutmütig die Hälfte. Schweigend beobachtete ich die Szene. Die Schwarzen schienen das Geschäft unter Kontrolle zu haben. Sie rauchten wohl auch, kannten aber offenbar ihr Limit. Außerdem verfügten sie über ein besseres Gemeinschaftsgefühl und schienen sich auch gegenseitig Rückendeckung zu geben. Viele von

ihnen trugen goldene Kettchen, und öfters kam jemand, und wollte ihnen ein weiteres Schmuckstück andrehen, weil er wieder mal kein Geld hatte. Die meisten Leute standen nur einfach irgendwo herum und warteten darauf, dass etwas passierte oder sich eine Gelegenheit bot, um einen Deal zu vermitteln oder sonst wie etwas abzustauben. Die Hälfte von meinem Zigarettenpäckchen war bereits leergeschnorrt, als Michael endlich erschien.

„So eine Scheiße“, meinte er, „ich hatte schon sieben Kügelchen zusammen, als plötzlich ein Bär von einem Neger auf mich zu gejoggt kommt. Ich denke, was will der, und ehe ich noch begreife was abgeht, donnert er mir voll in die Fresse und alle Kügelchen kullern auf die Straße. Jetzt darf ich wieder von vorne anfangen! Hör zu; fahr schon mal vor, du hast ja 'nen Schlüssel!“

Am frühen Morgen wurde ich von Stimmen geweckt. Michael hatte einen Schwarzen mitgebracht und belaberte ihn. „Nun rück schon was raus“, bat er ihn mal im flehenden, mal im fordernden Ton, aber der Schwarze schien im Stehen einschlafen zu wollen.

„Na los, ich hab' dir auch immer was gegeben, wenn du nix hattest!“

Aber der Schwarze legte sich aufs Sofa und war in einer Minute bereits geräuschvoll am Schnarchen.

„So ein Schwein“, sagte Michael wütend und zog sich die Turnschuhe aus, „hat was, aber will nichts hergeben. Denkt nur an sich!“

„Ich habe noch niemals solche Füße gesehen“, bemerkte ich schockiert und angeekelt, als ich Michaels vom Schweiß aufgeweichte, zerfurchte, rissige und stinkende Quanten sah.

„Bin ja auch die ganze Zeit nur wie ein Idiot durch die Gegend gerannt“, meinte er und wischte sich über die Augen, „heute ist es gar nicht gut gelaufen!“

Am frühen Nachmittag war er wieder auf den Beinen: „Mann, hab' ich 'nen Affen!“

„Willst du was essen?“

„Hey, das hast du aber fein gemacht!“ sagte er, als er den gedeckten Tisch entdeckte. „Und sogar die Bude ist aufgeräumt!“ Er nahm sich Kaffee und stieß den Schwarzen mit dem Fuß an: „Los aufstehen, Blackie!“ Ein langgezogenes Gähnen war die Antwort.

Nachdem Michael fast zwanzig Minuten auf den Schwarzen eingeredet hatte, ließ der sich schließlich breitschlagen und machte ein Alu klar. Kurz darauf waren beide auch wieder verschwunden. „Mach's dir bequem und drück mir die Daumen, dass es heute besser klappt.“

Was sollte schon besser klappen? Er hatte ja gar nichts anderes mehr im Kopf! Ich wunderte mich nur, dass dieses System überhaupt funktionierte. Warum kauften nicht alle direkt beim Billigsten?

Spät in der Nacht kam Michael wieder. Er hatte zwar eine Kleinigkeit zu rauchen, aber war ziemlich depressiv: „Ich brauche Hilfe! Ich kann nicht mehr so weitermachen!“

„Kann ich was für dich tun?“

„Ja, du könntest vielleicht einen Brief an meine Eltern schreiben. Nicht dass ich Heroin nehme, aber dass es mir Leid tut, dass ich so lange nichts von mir habe hören lassen.“

„Die kennen doch deine Handschrift. Wäre es nicht schöner, wenn du selber den Brief schriebest?“

„Ich krieg das nicht auf die Reihe! Bin nicht gut in so was!“

Aber ich trietzte ihn solange, bis er sich schließlich aufraffte und den Brief schrieb. Er holte noch Fotos von seinem Kind, gab mir beides und zusätzlich die Adresse.

„Wenn ich in Deutschland bin, schicke ich ihn ab.“

„Ja, danke!“

„Wenn ich zurück nach Gomera fahre, komme ich hier vorbei. Du kannst dir dann ja überlegen, ob du mitwillst.“

„Wenn du das machen willst... Ich brauche jemanden, der auf mich aufpasst, wenn ich es absetze. Mindestens drei Wochen lang!“

„Wir gucken mal, ob wir das geregelt kriegen!“

„Gomera ist bestimmt gut. Da gibt's nicht so viel von dem Dreck...“

Er hatte von irgendjemandem 100 Kronen geschenkt bekommen, glaubte aber, dass die, so ähnlich wie italienische Lire, nichts wert waren. Als ich sie aber für ihn bei der Bank wechselte, stellte sich dann doch heraus, dass es über fünftausend Peseten waren.

„Mann, damit komme ich wieder ins Geschäft. Das ist 'ne Chance!" freute er sich.

„Na, wenn du meinst! Ich gucke, dass ich schnell wieder zurück bin. Wenn was dazwischen kommt, schreibe ich dir."

„Ich warte auf dich..."

Habib

*Betrogen! Betrogen!
Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt
- es ist niemals gut zu machen.*

Franz Kafka, Ein Landarzt

Ein etwas sonderbares Gefühl, wieder in Deutschland zu sein. Es war meine Heimat und war es doch nicht. Ein altes Buch voller Erinnerungen, von denen manche noch lebendig waren. Es war schön, die Eltern und alte Freunde zu sehen, aber auch eine Spur unwirklich. Was konnte ich schon erzählen? Ich gab ihnen ein paar Teile, aus denen sie sich ein dürftiges Puzzle zusammensetzten. Begreifen war etwas anderes! Aber was konnte man schon vom anderen verstehen? Man bildete sich immer einiges ein, aber kannte man wirklich jemanden?

Klaus, der momentan in seiner Wohnung in Hamburg weilte, erfuhr, dass ich wieder im Lande war und fragte, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm nach Tunesien zu fahren.

Nettes Angebot, aber was sollte ich in Tunesien? Michael, Astrid und Moni warteten!

Ich sagte spontan zu, obwohl ich gar nicht wusste, warum. Hielt ich es für eine Welle, die ich nehmen sollte, oder konnte es sein, dass ich mich vor meinen alten Kumpels und Eltern profilieren wollte? „Seht her, ich werde mal eben von einem Millionär nach Tunesien eingeladen! Tschüss, macht's gut, weg bin ich wieder!“

Wir fuhren in einem für Wüstentouren umgebauten Mitsubishi nach Genua. „Habib“ hieß die Fähre, die uns erster Klasse nach Tunis schipperte. Den Abend verbrachten wir unweit des alten Karthago und Klaus, der sich hier gut auskannte, zeigte mir ein paar Sehenswürdigkeiten, erzählte kurzweilige Geschichten und spendierte Tee in einem alten tunesischen Café. Auf dem Rückweg zum Hotel blieb sein Toupet an einem Baum hängen und er bekam hochrote Ohren, während er sich beeilte, es schnell wieder zu richten. Ich tat so, als ob ich es nicht bemerkt hätte, auch wenn ich mich nur schwer beherrschen konnte. Jaja, die Eitelkeit! Man sollte Gott danken, wenn er sie nur auf so humorvolle Weise ins Lächerliche zog. Sie konnte auch anders bestraft werden!

In nur einem Tag raste Klaus auf staubigen Pisten zur Insel Djerba, auf der er fast jedes Jahr seinen Urlaub verbrachte. Sie bestand größtenteils aus Sand und Dattelpalmen, und man wunderte sich einmal mehr, wie anpassungsfähig Menschen waren. Klaus hatte ein Häuschen gemietet, das unweit vom Strand lag und vor dem ein paar Pferde nach den spärlichen Halmen suchten. Überall herrschte die Bauwut, und soweit man den Strand entlangblickte, reihten sich Ferienhäuser und Hotels nebeneinander. Ich war schwer enttäuscht, weil ich es mir doch völlig anders und romantischer vorgestellt hatte.

Viel war nicht zu tun. Wir machten ein paar Ausflüge, ansonsten las ich, spielte auf meiner neuerworbenen tunesischen Trommel, und als ich zwei Hefte mit Kreuzworträtseln fand, fing ich vor lauter Langeweile an, zwei der Rätsel zu lösen. Darüber regte sich

allerdings Klaus auf, und es begann wieder einer unserer etwas einseitigen Diskussionen über Besitz: „Das sind meine Kreuzworträtsel! Und du hast mich gefälligst zu fragen, bevor du sie benutzt!“ Es schloss sich ein Monolog an, in dem er mir erläuterte, was ihm alles an meiner Einstellung nicht passte, und ich war wieder einmal der nicht besonders reuige Zuhörer. Jaja, er hatte ja Recht! Seine Kreuzworträtsel! Wie kam ich überhaupt dazu, mich mit so etwas zu beschäftigen? Michael und Astrid warteten, und ich saß hier herum und löste Kreuzworträtsel! Und geriet auch noch in eine Art Hörigkeit, weil hier ja alles von Klaus war! Moni musste jetzt schon in Südamerika sein.

Ich überflog meine Finanzen: noch 350,-DM, der Rest von dem Geld, der eigentlich für den Rückflug auf die Kanaren vorgesehen gewesen war. Klaus fuhr mich zum Reisebüro und ich hatte Glück, das Geld reichte für Bus und Schiff. Der Bus wurde auf dem Weg nach Tunis angehalten und von finster dreinschauenden Gendarmen kontrolliert, und in mir stieg ein komisches Gefühl hoch, obwohl ich doch diesmal, nach fast drei Jahren Enthaltsamkeit, wieder einen Pass besaß. Fast hatte ich ein schlechtes Gewissen, dass ich nun nichts mehr vor diesen Bütteln zu fürchten hatte!

Die „Habib“ brachte mich wieder nach Genua, und bis zur Schweizer Grenze schaffte ich es als Schwarzfahrer in einem überfüllten Zug. Ich hatte Glück, und war von dort in einem Tag wieder nach Aachen getrampt.

Wolfram war zurück aus Ägypten und erzählte vom Tauchkurs am Roten Meer und über seinen Plan, nach dem Psychologiestudium die Lizenz für den Tauchlehrer

zu erwerben. Ich hörte begeistert zu, denn das war ja die Idee! Tauchfahrten auf einer Yacht anbieten, mit ein paar Surfbrettern dabei! Für mein Zigeunerleben genau das Richtige! Und sollte ich mal eine Familie haben, hätten dann sicher auch die Kinder ein gutes Leben!

Moment, wieso dachte ich eigentlich auf einmal an eine Familie?

Ein paar Tage später wurde es mir klar. Moni war die erste Frau, die ich getroffen hatte, von der ich mir ein Kind gewünscht hätte! Einen kleinen Surfer...

Ich arbeitete in einem Versandhandel und klebte Adressen auf Pakete. Ein eintöniger Job, aber mit den Gedanken war ich sowieso woanders. Doch je länger ich arbeitete, desto mehr Gewissensbisse traten auf. Verriet ich nicht gerade alle meine Ideale? Hatte Gott mich nicht von den Tragegurten und der Sklaverei befreit? Diente ich nicht jetzt wieder dem schnöden Mammon?

Dann fuhr ich mit einem Freund einen LKW runter nach Madrid. Meine Hauptbeschäftigung bestand darin, meinen Kumpel wachzuhalten und Mischung für die Haschpfeife zu erstellen. Er hatte bereits schwarze Ränder unter den Augen, weil er diesen Job schon längere Zeit machte. Auch wenn er recht gut fuhr, mir war nicht ganz geheuer dabei.

Und dann ging ich wieder Kranschienen verlegen! Ich machte genau den Job, den ich vor vier Jahren so gehasst hatte und den ich nie wieder machen wollte! Es war für mich lange Zeit das Sinnbild für die Sklaverei schlechthin! Jetzt fuhr ich nach Rostock und war schockiert über die Hässlichkeit dieser Stadt, mit ihrer

quadratisch-praktisch-guten Architektur. Das Industriegebiet sah aus, als hätte hier gerade Krieg geherrscht. Wir arbeiteten im Schneeregen und montierten bei Temperaturen um den Gefrierpunkt mit bloßen Händen die Eisen.

Wolfram nannte mir die Preise von den Tauchkursen und ich buchte für Mitte Januar einen Flug nach Kairo. An Michael schrieb ich einen Brief und sagte ihm, dass leider alles anders gekommen wäre, ich aber den Brief an seine Eltern abgeschickt hätte. Ein besonders gutes Gefühl hatte ich nicht dabei, aber...so war halt das Leben, oder? Und wo steckte Moni?

Ich hatte Gerret nach Gomera geschrieben und ihn gefragt, ob er etwas von ihr gehört hätte oder ob er die Adresse ihrer Eltern herausbekommen könnte, denn idiotischer Weise kannte ich noch nicht einmal ihren Nachnamen. Aber lange Zeit wartete ich vergeblich. Ich hatte jetzt noch eine Woche zu arbeiten und danach war erst mal trautes Weihnachtsfest mit Familie angesagt. Ich hatte dann in den fünf Wochen genug Geld gespart, um schon mal ein paar Kurse mitzumachen und zu sehen, ob mir das Tauchen überhaupt gefiel. Aber eigentlich auch genug Geld, um vorher in Gomera vorbeizuschauen und Monis Spur aufzunehmen, solange sie noch warm war. Wenigstens die Adresse ihrer Eltern musste ich erfahren, und es gab bestimmt dort noch ein paar Bekannte von ihr, die sie wussten. Ich buchte einen Flug für den ersten Januar.

Einen Tag später erhielt ich einen Brief von Moni!

„Du hast sicherlich schon von Dannys und meiner Irrfahrt gehört“, schrieb sie, und: „Bin zurzeit hier auf

Gomera, geld- und planlos, und als ich von Gerret deine Adresse erfuhr, dachte ich, ich muss dir sofort schreiben!"

Mir wurde gleichzeitig heiß und kalt und ich wusste gar nicht mehr, wo mir der Kopf stand. Ein Geschenk des Schicksals! Vielleicht eine Belohnung dafür, dass ich so beharrlich gewesen war und allein wegen ihrer Adresse nach Gomera wollte! Wäre ich nur schon dort gewesen!

Die letzte Arbeitswoche verging quälend langsam. Aber endlich war der Tag des Abfluges gekommen. Auf Teneriffa angekommen, machte ich mich noch auf den Weg nach Santa Cruz. Auch wenn ich mir nichts sehnlicher wünschte, als endlich in den Armen von Moni zu liegen, musste ich doch erst Michael suchen. Ich hätte es nur schlecht ertragen können, mein Glück gefunden, aber dabei Michael in seinem Elend im Stich gelassen zu haben.

Aber in seinem Appartement wohnte er nicht mehr und auch an der Bar ging ich ein paar Mal vorbei, ohne ihn zu treffen. Am Abend setzte ich mich noch einmal für eine Stunde hinein und wartete bei einem Bier auf ihn, auch wenn ich nicht sicher war, ob ich ihn überhaupt treffen wollte, wäre er doch jetzt eine Last für mich gewesen.

Ein Polizeiwagen kam langsam die Straße herunter gefahren, und etliche von den Kundenfängern drängten sich in die Kneipe. Ein paar Leute erkannten mich wieder und grüßten mich. Ein Schwarzer mit Glatze, goldenem Halskettchen und einer länglichen Narbe auf

der Wange klatschte zum Gruß meine Hand ab und fragte in gedämpftem Ton, ob ich was kaufen wollte.

„Ich suche einen Freund, einen Deutschen mit kurzen roten Haaren.“

„Ja, den kenne ich. Aber den habe ich schon länger nicht mehr gesehen.“

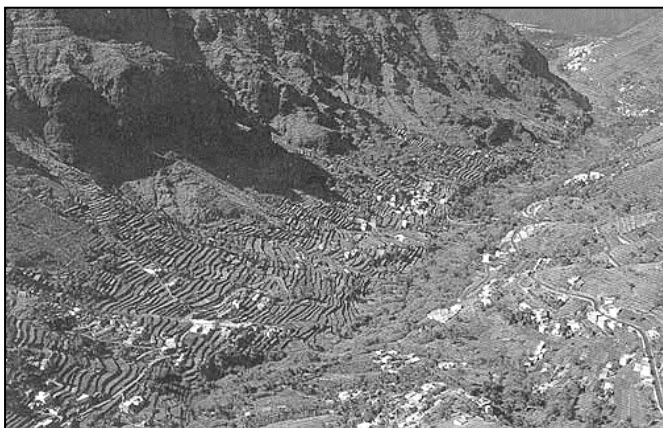
„Hast du eine Ahnung wo er sein könnte?“

„Puede ser arriba!“

„Que es arriba?“

Der Schwarze hielt die Handgelenke zusammen, so als ob er Handschellen trüge.

Ich fühlte mich zwar nicht besonders, als mir mein Egoismus wieder einmal so bewusst wurde, aber ehrlich gesagt war ich froh, Michael verpasst zu haben. Ich hätte früher hier sein müssen...



Der Bus hatte eine Panne und hielt kurz vor dem Tal von Valle Gran Rey. Statt auf einen Ersatzbus zu warten

wie die anderen Passagiere, ging ich zu Fuß los, weil ich zu nervös war, um dort tatenlos herumzusitzen. Tief unten an der Küste sah man weiße Schaumränder, und ich wusste sofort, dass das hohe Wellen bedeutete.

Ein roter BMW fuhr an mir vorbei, und ich hielt den Daumen hoch. Der Wagen schien aber schon voll zu sein und fuhr vorbei. Jemand guckte mir durch die Heckscheibe hinterher, aber das Glas reflektierte, und ich konnte das Gesicht nur undeutlich erkennen. War das nicht Moni gewesen?

Etwas später hielt ein Touristenehepaar und nahm mich bis Vueltas mit. Hohe Wellen schlugen ans Ufer und ich konnte mir schon ungefähr vorstellen, wie es jetzt an der Playa del Inglés aussehen musste, wo die Wellen immer noch etwas höher waren als an dieser Stelle der Küste.

Phil kam mir mit einem leeren Brotkorb entgegen und fiel mir in die Arme. „Hello, old fellow“, sagte er und zog mich in die nächste Bar. Wir tranken zur Begrüßung ein, zwei oder drei Bier und ich erfuhr dabei, dass Moni mit Martin nach Vallehermoso gefahren war.

„Wer ist Martin?“

„Ein Schweizer, den sie vor ungefähr drei Tagen kennengelernt hat und der in Vallehermoso wohnt.“

„Ihr neuer Freund?“ fragte ich bangend.

„Don't worry, son. I don't think it's serious...“

Ich eilte zur Schweinebucht, wo sich Astrid und Daniela aufhalten sollten, begierig darauf, mehr Neuigkeiten zu erfahren. Sie saßen zwischen den Felsen

mit ein paar anderen Gestalten und freuten sich riesig, mich zu sehen.

„Dann erzähle mir doch mal von eurer Irrfahrt“, bat ich Daniela, als der erste Begrüßungstrubel vorbei war. Und Daniela berichtete, wie sich schon kurz nach der Abreise Kai an sie beide herangeschmissen hätte und dann sauer geworden wäre, weil er bei ihnen keine Chance gehabt hätte. Und wie sie dann beide Hepatitis bekommen hätten und schließlich auf den Kapverden gelandet wären. Von dort war es dann nach Deutschland gegangen, wo sie es aber nicht lange ausgehalten hätten.

„Und Moni hat sich jetzt in Martin verliebt?“ fragte ich zittrig.

„Weiß nicht so genau“, erwiderte Astrid, „wir lieben uns doch alle, oder?“ Sie schaute mich genauer an und bemerkte einen rötlichen Ausschlag an meinem Hals.

„Muss von der Nervosität kommen und von der ungewohnten Sonnenstrahlung“, meinte ich.

„Ja, versuche erst mal zu relaxen. Du kommst gerade aus Deutschland und musst dich erst wieder an ein ruhigeres Leben gewöhnen.“

Sie hatte Recht! Ich versuchte, so gut es ging zu entspannen und sprang erst einmal in die Fluten. Mit Janni, dem achtjährigen Sohn von Karen, tollte ich im Wasser und schleuderte ihn an den Füßen in der Luft herum. Der Junge hatte genau wie seine Mutter lange blonde Haare, war ein ziemlich aufgewecktes Bürschchen, und konnte gar nicht genug von der Spielerei bekommen.

Ein paar der einheimischen Kids und Jugendlichen surften jetzt am Strand von Playa, wo bei meinem letzten Aufenthalt die Wellen noch nicht mal einen Meter hoch gewesen waren. Ich guckte ihnen begeistert zu und nahm mir vor, morgen bei Werner mein Surfbrett abzuholen, egal, was jetzt mit Moni passierte. Mir ging ein blöder Surferspruch durch den Kopf, den ich in Corralejo gelesen hatte: „My girlfriend said, she would leave me, if I don't give up surfing. I will miss her!"

Früh am Morgen ging ich weiter das Tal hinauf und suchte das Haus, in dem jetzt Daniela, Astrid, Phil, Karen, Janni, der Italiener Julio und Moni wohnen sollten, und das von allen Leuten einfach nur „der Tempel“ genannt wurde. Ich klopfte an die gelbe Tür und hörte Astrid rufen, die Tür wäre offen. Belebenden Herzens trat ich ein und stand in einem größeren Raum, von dem eine Tür in die Küche führte, in der Astrid offenbar gerade Frühstücksvorbereitungen traf. Auf dem Boden waren zwei Matratzen um einen niedrigen Tisch gruppiert, auf dem gefüllte Aschenbecher und Gläser herumstanden.

Da saß sie! Mit noch ganz verschlafenen Augen! Neben ihr lag ein Typ mit kurzen dunkelblonden Haaren.

„Hallo“, sagte Moni nicht besonders laut. Ich ging hin zu ihr ohne ein Wort zu sagen und nahm sie in die Arme. Ich fühlte, es wäre sowieso nicht viel mehr als ein Krächzen aus meiner zugeschnürten Kehle herausgekommen, also hielt ich lieber den Mund!

Aber es war nur ein Ritual, eine mehr oder minder große Lüge! Für sie war die Situation vor Martin peinlich, sie fühlte sich beobachtet und fragte sich wohl, wie viel Herzenswärme sie mir in diesem Moment zubilligen und inwieweit sie mich trösten durfte. Schmerzhafter hätte diese Begegnung kaum sein können! Ihre Nähe und Wärme zu fühlen und gleichzeitig diese Distanz zu spüren! Wie oft hatte ich diesen Moment herbeigeträumt, in was für schönen Farben hatte ich ihn mir ausgemalt! Und jetzt diese Karikatur! Ich kam mir so dämlich vor, dass ich schon wieder lächeln musste und es sogar schaffte, Martin freundlich die Hand zu geben.

Die Atmosphäre war leicht angespannt und wir drehten uns erst mal eine Zigarette. Zum Glück tauchten nun auch die anderen Bewohner auf, und ich brauchte nicht mit irgendeinem blödsinnigen Smalltalk die sakrale Stille auszufüllen. Ich wurde netterweise nahezu ignoriert und konnte mich in Ruhe meinem Selbstmitleid hingeben und mit meinem Schicksal hadern. Irgendwann nahm Moni ihren Kaffee und verschwand in einem Nachbarzimmer. Als sie nach fünf Minuten immer noch nicht wieder aufgetaucht war, stand ich auf und ging ihr nach. Ein kurzer Blick zu Martin zeigte mir, dass der offenbar nichts dagegen hatte.

Sie saß auf einem Bett und legte eine Art indianisches Tarot, das Medizinrad.

„Na, was sagen die Karten?“ fragte ich und setzte mich dazu.

„Ooch...“, meinte sie nur und guckte mir forschend und ein schlechtes Gewissen heuchelnd in die Augen.

Sie schien gerührt zu sein, dass ich ihr nach so langer Zeit und unserer kurzen Begegnung immer noch solche Gefühle entgegenbrachte, und fuhr mir tröstend durchs Haar. Ich erzitterte innerlich bei ihrer Berührung und konnte es nicht länger ertragen, ihr so nah und ihr doch nicht nah genug zu sein.

Abschied

*Die Wunden, die Fortuna schlug,
Beklage ich mit nassen Augen,
Weil sie ihre Gaben mir
Entzieht, die Widerspenstige.*

Carmina Burana, Fortuna Imperatrix Mundi

Völlig taub stolperte ich den langen Weg hinunter zum Strand. In meinem Bauch lag ein Klumpen und der Blick auf die Straße war tränenverschleiert. Ich hätte mir früher niemals träumen lassen, dass ich wegen eines Mädchens so leiden könnte und war wütend auf das gesamte weibliche Geschlecht, das dem männlichen so übel mitspielen konnte. Ich dachte an Michael und daran, wie viele Säufer ich auf meinen Reisen getroffen hatte, die wegen einer Frau auf der Straße gelandet waren. In den nächsten drei Tagen bahnte sich mein Frust immer wieder einen Weg. Mal liefen mir plötzlich Tränen die Wangen hinab, oder es packte mich eine spontane Wut und ich trat gegen den nächsten wehrlosen Abfalleimer. Drei Tage lang aß und schlief ich so gut wie gar nicht und war kaum für irgendetwas zu gebrauchen. Selbst mein Surfbrett holte ich mir nicht und verbrachte die meiste Zeit teilnahmslos und in mich gekehrt am Strand, starrte aufs Meer und betrachtete das endlose Spiel der Wellen.

Ich ging bei Werner vorbei, um das Brett zu holen. Werner lag mit einem schweren Kater auf seinem Bett, während Per, der Schwede, gerade das Frühstück zubereitete. Zu meinem Entsetzen hatte das Brett arge

Macken abbekommen, weil Werner damit wohl auf Felsen gescheppert war. Lieb wie Werner war, bot er mir an, für den Schaden aufzukommen. Aber ich winkte ab. Wie wollte er das schon machen?

Ich dichtete die Schrammen erst einmal mit Kerzenwachs ab und wusch meinen Schlafsack, den ich hier liegengelassen hatte, und der inzwischen in einem ebenso desolaten Zustand war wie das Surfbrett. Aber diese ganzen Angelegenheiten konnten mich im Moment nicht besonders aufregen, mein Kopf war nach wie vor mit Moni ausgefüllt.

Als ich mit ihm zum Haus kam, war auch Martin aus Vallehermoso zurück. Alle waren wieder damit beschäftigt, sich für das kommende Festival etwas auszudenken. Janni erzählte Karen begeistert von seinen ersten Versuchen auf dem Surfbrett, und Karen bedankte sich, dass ich auf ihn aufgepasst hatte. Dann beugte sie sich zu mir herüber, legte mir sanft die Hand aufs Knie und sagte mit leiser Stimme und einem Lächeln: „If you can't be with the people you love, love the people you're with!"

Ich grinste leicht zurück, musste jedoch dabei automatisch Moni anschauen. Zugegeben, die beiden waren schon ein nettes Paar. Sie studierten gerade eine Nummer ein, in der es Martin schaffte, seine Beine hinter seinem Kopf zu verschränken und dabei Gitarre zu spielen, während Moni im Kopfstand dazu sang. Die ergänzten sich wahrscheinlich sehr gut, wo sie so gerne sang und er so gut Gitarre spielte.

So grübelte ich vor mich hin und schwankte zwischen Eifersucht und Wohlwollen für Martin hin und

her. „I look in the sky, see the colours“, fing Moni an zu singen, „...gonna set you free, set you free...”

Auf einmal wurde mir mein ganzer Egoismus voll bewusst. Ich litt nicht daran, dass ich sie liebte, sondern daran, dass ich sie besitzen wollte! Was hinderte mich denn daran, sie zu lieben? Warum freute ich mich nicht für sie, dass sie mit einem scheinbar so netten Typ zusammen war, der vielleicht auch noch besser zu ihr passte?

Ich fühlte, wie sich langsam die Heilung einstellte, und als das Essen aufgetragen wurde, hatte ich seit langem wieder Appetit.

„Dir scheint es ja wieder besser zu gehen“, bemerkte Daniela, als ich offenbar grundlos vor mich hin grinste.

„Ja, danke! Wurde auch Zeit!“

„Wir könnten auf dem Festival auch eine Schwitzhütte machen“, meinte irgendjemand.

„Vielleicht kann ich das übernehmen“, sagte ich.

„Du? Wolltest du nicht in Ägypten tauchen gehen?“ fragte Astrid.

„Ich hab's mir anders überlegt. Was habe ich schon in Ägypten verloren? Bin froh wieder hier zu sein, und euer Festival darf ich doch auf keinen Fall verpassen!“

Ich verkaufte meinen Rückflug nach Deutschland und bat meine Mutter, sie sollte mal kurz beim Reisebüro anrufen und den Flug nach Ägypten stornieren. „Es gibt auch Tauchbasen auf Hierro und Teneriffa“, sagte ich, „dafür brauche ich nicht extra nach Ägypten zu fliegen.“ Später erfuhr ich, dass es

auch eine Tauchschule in Playa de Santiago gab, und ich nahm mir vor, nach dem Festival mal dort vorbeizufahren.

Eines Tages saß ich mit ein paar Leuten und meinem Surfbrett an der Playa del Inglés. Die Wellen waren jedoch bestimmt vier Meter hoch und an Surfen war nicht zu denken³¹. An der Seite des Strandes, an dem ich mich gerade mit Peter über Ufos unterhielt, die es hier angeblich geben sollte, und von denen Peter schon welche über Hierro schweben gesehen haben wollte, ging der Sandstrand allmählich in Felsen über. Plötzlich sah ich zu meinem Erstaunen einen der Badenden, der sich etwas weiter herausgetraut hatte, an uns vorbeitreiben. Auch Peter bemerkte ihn und sprang direkt auf.

„Mann, komm aus dem Wasser, du treibst auf die Felsen zu!“ brüllte er. Der Mann drehte sich um und stellte mit Schrecken fest, dass hinter ihm bereits felsiges Ufer war, an dem die Gischt wütend gegen klatschte. Verzweifelt versuchte er, gegen die Strömung anzuschwimmen, hatte aber keine Chance und fing an, um Hilfe zu rufen. Inzwischen war der halbe Strand auf den Mann aufmerksam geworden und eine Frau fing hysterisch an zu schreien: „Mein Mann, mein Mann!“ Sie rannte ins Wasser, wurde aber sofort von der Gischt von den Beinen gerissen und musste von jemandem festgehalten werden, weil sie völlig die Nerven verlor. Der Mann hatte offenbar inzwischen eingesehen, dass

³¹ Die Höhe der Welle macht nicht unbedingt ihre Gefährlichkeit aus, sondern vielmehr wie sie bricht, was für Strudel sich bilden, und was für Strömungen herrschen.

ihm da niemand helfen konnte und blieb nun nach seiner anfänglichen Panik ruhig. Er schien ein guter Schwimmer zu sein und sich auszurechnen, dass er keine Chance hatte, heil durch die Felsen zu kommen, obwohl ein paar Idioten ihm zuriefen, er sollte es versuchen. Wahrscheinlich wartete er auf einen günstigen Moment, um durch den Wellengürtel durchzutauchen, aber ein Riesenbrecher nach dem anderen schlug vor ihm auf und bis zu drei Meter hohe Gischtberge rollten über ihn hinweg.

Ich konnte es nicht länger ertragen, mir das tatenlos mitanzusehen. Ich war mit meinem Brett wahrscheinlich der einzige, der ihm helfen konnte. Zwar war es sinnlos, zu ihm hinschwimmen zu wollen, aber vielleicht schaffte ich es, durch die Wellen zu kommen, und wenn auch der Mann das schaffte, konnte ich ihm mein Surfbrett als Rettungsring anbieten.

„Wenn du absäufst, Gott wird es dir belohnen!“ dachte ich und sprang in meinen Anzug, schnallte mir die Leine des Brettes an den Fuß, und ging so weit wie möglich auf die andere Seite des Strandes, um Zeit zu haben, bevor mich die Strömung vor die Felsen trieb. Ich paddelte los, schaffte es aber nur, mich dem brüllenden Rachen der Brecher zu nähern. Die Gischtberge fegten mich jedes Mal vom Brett herunter, und da ich wegen des hohen Luftgehalts in der Gischt sank, dauerte es zu lange, bis ich mein Brett wieder unter mir hatte und weiterpaddeln konnte. Ich wurde außerdem so oft um die eigene Achse gedreht, dass ich kaum noch fühlen konnte, wo oben und unten war. Bald sah ich ein, dass es mit dem Brett unmöglich war und kehrte um. Inzwischen waren aber bereits die ersten

Felsen zwischen mir und dem Strand. Ich klammerte mich ans Brett, konnte mich mit Mühe festhalten und schoss mit der Gischt dem Ufer zu. Ein Felsen tauchte vor mir auf. Ich schloss die Augen und dachte an Gott.

Wie durch ein Wunder verfehlte ich den Felsen und erreichte schließlich prustend den Strand. Der Mann aber hatte es inzwischen geschafft, das offene Meer zu erreichen, und hatte ein Mordsglück, dass gerade ein Fischerboot vorbeikam und ihn kreidebleich aus dem Wasser zog.

„Gut, dass du rausgekommen bist!“ meinte Gerret, der mir entgegenkam.

„Das erste Mal, dass ich vor dem Meer Angst gehabt habe“, erwiderte ich, legte mich auf den warmen Sand und brauchte eine ganze Weile, um das Erlebnis zu verdauen. Eins machte mich unheimlich froh: dass ich im entscheidenden Augenblick an Gott gedacht hatte!

Ich fing in Playa de Santiago einen Tauchkurs an, von dem die ersten vier Grundkurse im Pool des einzigen großen Hotels stattfanden, das es auf Gomera gab.

Bald fand der erste Freiwassertauchgang statt. Wir gingen bis auf 14m Tiefe und für mich war es zunächst auch ein abenteuerliches Gefühl, so tief in diesem fremden Element zu stecken. Aber schon bald nervte mich der ganze Krempel um mich herum, die Brille, der Anzug, Bleigurt, Weste, Flasche, das Plastikteil in meinem Mund und das Geblubbere. Und so gemächlich durch die Gegend zu schweben und den Voyeur zu spielen, war nicht mein Ding. Die Vorstellung, dies als Job zu betreiben, zusätzlich mit ein paar Touris im Schlepp, zog mich nicht sonderlich an. Selbst wenn ich

hinterher ein Boot besitzen sollte, oder gerade deswegen, man hatte zu viel Besitz am Bein. Es war zu aufwendig und entsprach nicht meiner Philosophie vom „Weniger ist mehr!“

Ich grübelte weiter und eine Welle, die krachend auf das steinige Ufer brach, gab den nötigen Anstoß.

Ich hatte jetzt einen Pass. Ich hatte noch etwas Geld. „Ich hau ab“, sagte ich mir, „ich gehe nach Nias! Ich habe noch vier Monate Zeit, um mich einzufahren, bevor die Saison anfängt und die Zehnmeterwellen erscheinen. Vielleicht schaffe ich es: den Wellentunnel!“ Ich wusste jetzt, was ich wollte! Und was ich nicht wollte! Ich ging zur Tauchschule und blies den letzten Tauchgang ab. Dann fuhr ich nach Valle Gran Rey und holte mir ein Ticket für einen Flug in einer Woche. Gutgelaunt kam ich zurück zum Tempel.

Der Müslifreak Habu lehrte mich „Hey Joe“ auf der Gitarre und eine ganze Stunde lang schrabbelte ich drauflos, bis auf einmal Karen anfang zu singen: „Hey, hey, Klaus, where you go with that surfboard in your hand? Hey, hey, Klaus, where you go with that surfboard in your hand?“

„I'm goin' down to Nias, Karen, I wanna ride on big big waves...“, sang ich zurück, geriet dabei jedoch mit der Gitarre aus dem Rhythmus und Janni fing an zu schreien: „I also wanna go to Nias, mummy. Let's go together!“

Mein Plan war es, erst noch eine Weile arbeiten zu gehen, um ein kleines finanzielles Polster zu haben, mit dem ich in Südostasien vielleicht auch ein wenig Handel treiben konnte. Ein neues Schuljahr in der Schule des

Lebens, dachte ich mir! Phil hatte mir erzählt, wie er auf Bali Batik eingekauft und sie dann auf Ko Samui in Thailand wieder verkauft hatte, und so etwas Ähnliches schwebte mir auch vor. Ich konnte mich zwar noch an einen missglückten Deal mit blauen Saphiren erinnern, die ich damals zusammen mit Dietrich in Bangkok eingekauft hatte, und wusste im Grunde, dass ich wohl nicht viel als Geschäftsmann taugte, aber wie könnte ich dort unten sonst über die Runden kommen? Ich musste ja wegen des Visums Indonesien nach zwei Monaten bereits wieder verlassen und brauchte Geld für die Reisekosten!

Ich ging noch einmal Kranschienen verlegen, denn so viel Geld wie auf Montage konnte ich sonst nicht verdienen. Diesmal malochte ich in einer Saftfabrik in der Nähe von Wesel. Es fing aber bald an zu schneien, so dass die ganze Baustelle unter Wasser stand und mein Kollege so sauer darüber war, dass er die Arbeit nach vier Tagen abbrach. „Nächste Woche geht's weiter!“ knurrte er, und ich fing an zu überlegen und bekam dabei ein schlechtes Gewissen. Ein Drecksjob war das! Zwar ging die Welt wohl nicht unter, wenn ich ein paar Schienen montierte, aber ich hatte nicht gerade das Gefühl, der Menschheit etwas Gutes damit zu tun.

Zufällig sah ich in einem Reisebüro Angebote für One-Way-Tickets, und ein anderer Gedanke tauchte in mir auf. Der Reisepass war bald nur noch ein halbes Jahr gültig, dann ließen sie mich nicht mehr nach Indonesien rein. Ich hatte also zwei Alternativen: einen neuen Pass beantragen, weiter arbeiten gehen und beim allgemeinen Wahnsinn mitmischen, oder aber jetzt

sofort losziehen, mit wenig Geld, ohne Rückflug, aber mit einem besseren Gewissen.

Ich buchte einen Flug nach Kuala Lumpur, kündigte meinen Job und sagte meinen erstaunten Eltern bescheid.

„Ich dachte, du wolltest länger da unten bleiben“, sagte meine Mutter.

„Ja, mal sehen, wie lange das Geld reicht. Ist ja alles ziemlich billig da unten, auch die Tickets“, erklärte ich wahrheitsgemäß, obwohl ich nicht an einen Rückflug dachte, sondern daran, dass ich mit den tausend Mark vielleicht so lange hinkam, bis die hohen Wellen erschienen.

(No N)ame book shop

Der geistige Bemächtigungswille ist Frevel am Leben, und darum trifft den Frevler der rächerische Rückschlag des Lebens. Dieser Satz wird wahr bleiben, solange es eine Menschheit gibt, und er wird sich furchtbar bewährt haben, wenn die entartete Menschheit an der rationalistischen Entzauberung des Lebens schließlich verendete.

Ludwig Klages, Der kosmogonische Eros

Das Flugzeug setzte zur Landung an und ich erkannte unter mir Palmen, Häuser und die Kuppel einer riesigen Moschee. Der Bus brachte mich in die klebrige Hitze Kuala Lumpurs, wo es ziemlich hektisch zuging, so dass ich mich beeilte, den ersten Bus nach Penang zu erwischen. Das Schnellboot brachte mich in wenigen Stunden nach Medan. Bei der Einreise bemerkte eine Zöllnerin, ich wäre ja eigentlich einen Tag zu spät hier, denn der Pass wäre nun kein halbes Jahr mehr gültig, ob ich denn ein Rückflugticket besäße. „Nein, aber genug Geld um mir eins zu kaufen!“ erwiderte ich und bekam den Stempel. Eins war klar, ich kam kein zweites Mal mit diesem Pass durch den Zoll!

Am Abend erwischte ich den Bus nach Prapat und wunderte mich, wie schnell ich am Lake Toba³² war. Früher hatte die Fahrt fast dreimal so lange gedauert,

³² Ein See im Norden Sumatras, ungefähr zweieinhalbmal so groß wie der Bodensee, umgeben von zahlreichen Vulkanen und schon seit Hippiezeit Reiseziel westlicher Besucher.

aber da hatte es weder diese gut asphaltierten Straßen, noch diese Busse gegeben, in denen ich sogar genug Platz für meine langen Beine hatte. Es ging mit einem Boot nach Tomok auf der Insel Samosir, die in der Mitte des Sees lag. Hier war es laut und geschäftig geworden, und ich machte mich sofort auf und ging die Straße Richtung Norden. Die Landschaft war noch genauso schön wie früher, nur am Ufer gab es jetzt wesentlich mehr Bungalows. Die üppige Vegetation und das intensive Grün der Reisterrassen gab es nach wie vor, aber der Frieden und das geheimnisvolle Flair von damals waren verschwunden. Die dunkle Mystik war auch hier einer hellen Rationalität gewichen.

Ein junger Mann mit altersschwachem Moped hielt neben mir und fragte auf Englisch, wo ich hinwollte.

„Nach Tuk-Tuk-Timbul“, antwortete ich.

„Da bist du schon dran vorbei, hier ist bereits Ambarita!“

„Ach so? Na, macht nichts! Ich laufe ganz gerne durch diese Landschaft.“

„Willst du nicht mit zu mir kommen? Ich habe auch etwas zu vermieten.“

„Warum nicht? Anschauen kann ich es mir ja mal.“

Ich schnallte mir meine Gitarrentasche auf den Rücken, und dann brausten wir die Straße entlang, vorbei an neugierigen Wasserbüffeln und schreienden Kindern. Schließlich hielten wir am „No Name-Bookshop“, einem neugebauten Haus in westlicher Bauweise, hinter dem noch ein großes altes Batakhaus stand, dessen traditionelles mit Palmwedeln bedecktes

Dach³³ jedoch inzwischen durch Wellblech ersetzt worden war. Das Batakhaus war recht gemütlich, das Seeufer besaß Sandstrand, und weit und breit waren keine Touristen zu sehen. Als mein Gastgeber bemerkte, dass es mir gefiel, fragte er mich, wie viel ich denn für die Hütte bezahlen wollte, woraufhin ich einen Preis nannte, mit dem er zufrieden zu sein schien.



Mein Batakhäuschen hatte in seinem Inneren eine Art erhöhte Veranda, von der man ins grüne Hinterland und auf die Berge Samosirs schauen konnte. Die Mahlzeiten nahm ich gewöhnlich im Haus mit Hendri, seiner jungen Frau und den zwei Jungen ein, die hier wohnten, und die für Kost und Logis kleinere Arbeiten verrichteten. Der eine von ihnen ging noch zur Schule, und als ich mich etwas mit ihm angefreundet hatte, beichtete mir der Junge, dass sein Vater tot und seine

³³ Die Dächer der Batakhäuser sind an ihren Enden nach oben gebogen und sollen an das Gehörn eines Büffels erinnern.

Mutter sehr arm wäre. Verschämt fragte er mich, ob ich nicht mit ihm zusammen zur Schule gehen wollte und sein Schulgeld für zwei Monate bezahlen.

„Wie viel ist das denn?“

„3000 Rupiah³⁴ im Monat.“

„Na ja, klar, kann ich!“

So ging ich am nächsten Morgen nach Ambarita, musste aber auf Eppy warten, da der noch in der Klasse saß. Dabei kam ich mit ein paar freundlichen Lehrern ins Gespräch und erfuhr, dass ein indonesischer Lehrer ungefähr 80,-DM im Monat verdiente und damit eine ganze Familie ernähren musste.

„Könnten Sie nicht das Schulgeld direkt für ein halbes Jahr bezahlen?“ fragte mich der Englischlehrer. „Eppys Mutter ist wirklich sehr arm und hat noch mehrere Kinder zu versorgen.“

Ich ließ mich nicht lange bitten und bezahlte den für mich lächerlichen Betrag. Wenn die gewusst hätten, dass ich in vier Tagen Montagearbeit so viel verdient hatte, wie sie in einem knappen Jahr! Und wenn für mich hier alles schon so billig war, für wie viel kauften denn dann die Industrieländer wohl ihre Rohstoffe ein! Von wegen, der Kolonialismus wäre abgeschafft!

Eppy war unheimlich froh über die Neuigkeit und lud mich in das Dorf seiner Mutter ein. Zusammen fuhren wir in die Berge Samosirs. Der ursprüngliche Regenwald stand nicht mehr, sondern bloß noch ein buschiger Jungwuchs. Nur in manchen Tälern sah man noch einige

³⁴ Damals (1995) ungefähr 1,20 €

der alten Riesen, die mir eine ungefähre Vorstellung vermittelten, wie es hier früher einmal ausgesehen hatte. Die restlichen zehn Kilometer mussten wir zu Fuß zurücklegen, und je weiter wir uns von der Straße entfernten, desto weiter schienen wir auch in der Zeit zurückzugehen. Hier gab es noch keine Fernsehantennen, und als wir schließlich das Dorf erreichten, hatten die Dächer der Batakhäuser auch wieder ihre traditionelle Palmenbedeckung. Die Dorfstraße war ein einziger Matsch. Schweine und Hühner liefen durch die Gegend. Schlammverschmierte Kinder kamen herbeigelaufen und umringten uns neugierig und schüchtern. Wahrscheinlich war ich der erste Weiße, den sie zu Gesicht bekamen.

Ein knochiger alter Mann winkte uns freundlich zu und bat uns in sein Haus. Die Neuigkeit unserer Ankunft sprach sich schnell herum, und bald war der Raum prall gefüllt mit Leuten und der Eingang verstopft von einer aufgeregten Kinderschar. Kaffee wurde aufgetragen, und ich stellte mich den Dorfbewohnern vor, mit den paar Brocken indonesisch, die ich inzwischen gelernt hatte. Es wurde viel gelacht, und die Männer rauchten und drehten eine Zigarette nach der anderen. Ungefähr fünfzig Leute beobachteten jede meiner Bewegungen. Meine Nase wurde bewundert und meine Hautfarbe. Ihre Haut wäre schmutzig meinten sie und rieben dabei an ihren Armen herum. Eppy musste für mich übersetzen, dass ich braune Haut mochte, was erfreut zur Kenntnis genommen wurde. Sie hörten verzaubert zu, als ich ihnen erzählte, im Winter gäbe es in Deutschland Eis und Schnee, und die Bäume hätten dann keine Blätter mehr. Sie wollten wissen, ob es eine Technik gäbe, mit der die Nase daran gehindert würde,

in die Breite zu wachsen. Ich war hochofregut, dass mein Zinken endlich einmal die nötige Würdigung erfuhr und sagte ihnen, der liebe Gott hätte das so eingerichtet, besondere Maßnahmen brauchten nicht eingeleitet zu werden. Als das Essen aufgetragen wurde, leerte sich die Hütte etwas und die meisten Kinder wurden verscheucht. Alle freuten sich mächtig, dass es dem Gast schmeckte, und er sich hier wohl zu fühlen schien.

Ich lernte Eppys Mutter kennen, in deren alten Batakhaus wir die Nacht verbrachten. Noch vor der Dämmerung wachte ich auf. Ein paar Schweine und ein Hahn waren bereits unter dem Haus aktiv, und aus dem Nebenzimmer hörte ich die Mutter unter Schluchzen ihr Gebet verrichten. Die gute Frau! Sie war so froh gewesen, als sie hörte, das Schulgeld wäre bezahlt! Ein seltsames Gefühl und etwas peinlich für mich, dass sich jemand über meine knapp zwanzig Mark so aufregte!

Von Zeit zu Zeit kamen Touristen in den Buchladen und kauften oder liehen Bücher. Einmal erschienen drei Deutsche und Hendri fragte sie, ob sie nicht Lust auf magische Pilze hätten. Aber die Deutschen waren zurückhaltend und ängstlich, und so mischte ich mich ein und redete ihnen Mut zu.

„Eine echte Spezialität, müsst ihr mal probiert haben!“ sagte ich. Kleines Geschäft für Hendri und vielleicht eine gute Erfahrung für die drei, denn die Pilze waren wirklich magisch. „Ich leiste euch auch Gesellschaft“, meinte ich, und wir bestellten schließlich vier Pilzomeletts für den nächsten Tag.

Die Omeletts schmeckten gut, hatten aber nur recht mäßige Wirkung. Enttäuscht zogen wir in der Gegend

herum und endeten schließlich in meiner Hütte. Hendri schien ob der schlechten Wirkung verlegen zu sein und entschuldigte sich bei uns, indem er einen Joint nach dem anderen drehte.

„Er wollte uns sicher nicht übervorteilen, sondern war nur vorsichtig bei Leuten, die die Wirkung nicht kennen“, sagte ich auf Deutsch, damit es Hendri nicht verstehen konnte.

„Ist schon okay, bin breit genug!“ meinte einer und schaute mit klitzekleinen Äugelein auf das ruhige Wasser des Sees.

Zwei Tage später zog ich mit dem anderen Jungen los auf Pilzsuche. Ich sagte ihm, dass ich ihm ein Omelette abkaufen wollte, aber der Junge sollte mir zeigen, wo er die Pilze holte und wie viele er für ein Omelette nähme. Es stellte sich heraus, dass die Pilzchen sehr leicht zu finden waren, wenn man die guten Plätze kannte, an denen genug Feuchtigkeit und Büffelkacke vorhanden war. Wir sammelten zwei Hände voll, während uns die Büffel neugierig und wiederkäugend bei der Suche zuschauten. Ich bestellte das Omelette für den nächsten Mittag und erinnerte noch einmal daran, dass ich mir die Zubereitung gerne ansehen würde. Aber der Junge beschwichtigte: „Wenn die Pilze nicht richtig wirken, brauchst du das Omelette nicht zu bezahlen!“

Am nächsten Tag rief er mich: „Omelette ist fertig!“

„Wollte ich nicht dabei zusehen, wie du sie zubereitest?“ fragte ich sauer. Der Junge druckste herum und mir tat der Ton leid, mit dem ich zu ihm gesprochen hatte, und den die zartbesaiteten Indonesier offenbar nicht gewohnt waren.

„Wie viel hast du denn genommen?“ fragte ich etwas milder.

„Eine Handvoll“, sagte der Junge und machte mit der Hand eine ungenaue Geste.

„Na gut. Also guten Appetit. Möge mich Gott mit Erkenntnis segnen...“

Bereits nach zehn Minuten spürte ich die erste Wirkung und konnte mir ausrechnen, dass das ein harter Trip würde. Ich zog sofort los, um mir noch einen ruhigen und netten Platz zu suchen, irgendwo in der Natur, wo ich unbeobachtet war. Es war sehr heiß und schwül, und die Wirkung der Pilze verstärkte dieses Gefühl noch. Als ob das Ozonloch direkt über mir gewesen wäre! Ich hielt im Schatten eines Baums, aber ein paar Leute gafften mich an und so folgte ich weiter der Straße am See entlang. Die Wirkung wurde immer stärker und Panik stieg in mir hoch. Eine Überdosis! Der Junge wollte sicher sein, dass die Pilze wirken und er das Geld bekommt, hatte aber gar keine Ahnung von der Dosierung!

Ich dachte nur noch daran, aus der Sonne herauszukommen und eine Stelle zu finden, wo keine Leute waren, denn ich war bereits völlig kommunikationsunfähig und wollte nicht für verrückt gehalten werden. Die gesamte Umwelt war inzwischen zu einem lebendigen Schlund geworden. Mit Mühe erkannte ich einen Pfad, der einen Hügel hinaufführte, stolperte ihn hoch und schaffte es gerade noch auf eine Terrasse mit Obstbäumen. Unter einem der Bäume ließ ich mich in den Schneidersitz fallen und versuchte, ruhig zu werden. Ich hätte gerne noch die dicken Schuhe

ausgezogen, aber dazu war ich bereits nicht mehr in der Lage. Eine Stimme ertönte aus weiter Ferne: „Ticket bezahlt?“ Eine andere Stimme antwortete mit leichtem Echo: „Ja, er kann durch!“

*Jede Weihe nun empfängt man, die Gottheit selber ist es, die sie dem Initianden verleiht, wobei die Seele des Mysten die weibliche Hälfte ist. Die heilige Hochzeit bedeutet eine mystische Wandlung...der aber wird der Mensch nur teilhaftig und zwar im Zustand äußerster Pathik, in einem Zustande, der gemessen am Tatsinn des tagwachen Ichs als dessen Vernichtung und darum als Tod erscheint...*³⁵

Lass alles los ... versuche nichts zu begreifen und dich nicht an irgendetwas festzuhalten ... lass los ... lass den Schmerz gewähren, versuche nicht zu entfliehen! Es gibt keine Flucht! Schau ihm ins Auge! Konzentriere dich auf die Stimme, die dich zu Vertrauen und Ruhe mahnt ... der Abgrund ... der Hungrige ... ein gnadenloses Entsetzen tief unter dir ... schau nicht hin ... bleib ruhig ... hab' keine Angst ... halte an nichts fest ... wenn du versuchst dich festzuhalten, wirst du stürzen ... hab' Vertrauen ... jetzt fühlst du es, du hast die Balance ... du könntest nun auf einer Nadel balancieren ... die reinen Gefilde im klaren Licht scheinen vor dir auf ... noch nicht erreichbar ... das letzte Tor ist noch verschlossen ... der letzte Schleier nicht gehoben... das Warten beginnt ... ein langes Warten ... es ist gleich vorbei...

Mit weit ausgebreiteten Schwingen setzte ich zu einer weichen Landung an, aber die Augen ließ ich noch

³⁵ Ludwig Klages, *Der kosmogonische Eros*

eine Weile geschlossen, denn ich wusste instinktiv, wenn ich sie öffnete, würde es für mich ähnlich unangenehm werden wie für ein Neugeborenes, das den warmen Mutterschoß verlassen muss.

„Hallo“, hörte ich es rufen. Es mussten ein paar Kinder sein, die sich wohl wunderten, dass hier ein Europäer unter einem Baum saß, stundenlang, und selbst im prasselnden Regen nicht aufstand. Völlig erschöpft öffnete ich die Augen und war erschrocken über die Hässlichkeit dieser Welt. Zurück im Samsara, zurück in der Wandelwelt!

„Hallo“, tönte es wieder zu mir herüber. Als ich die Beine entkrampfte, schaffte ich es, langsam den Kopf zu drehen, obwohl mir noch schwindelig war, und ich sah drei kleine Kinder und eine Frau, die mich neugierig aus einiger Entfernung anschauten. Ich lächelte sie an und hob den Arm vorsichtig zum Gruße, so als ob ich mich erst wieder daran gewöhnen müsste, dass ich Körperteile besaß. Sie winkten zurück, und das kleinste Kind rief noch einmal Hallo und fing dann an, indonesisch auf mich einzuschwatzen, während die Frau weiter ihres Weges zog. Ich dankte Gott, dass er mich nicht hatte fallen lassen. Ich wusste jetzt: Die Abgründe des Wahnsinns waren tiefer als die des Todes!

Ich stand langsam aus dem Matsch auf, und die Kinder lachten mich an. Ich grinste zurück und sie erzählten mir irgendwelche wichtigen Dinge, bei denen ich zustimmend mit dem Kopf nicken musste. Langsam ging ich zur Straße zurück, ohne auf rechts oder links zu achten. Meine nassen Klamotten dampften in der

tropischen Hitze. Ich schämte mich wegen meiner kurzen Hose und fühlte mich nackt.

„Hier ist dein Geld für das Omelette.“

„Waren stark genug, nicht wahr?“

„Hör mir bitte mal gut zu. Überlass das mit den Pilzen lieber Leuten, die sich mit der Dosierung auskennen. Wenn du so ein Omelette einem Touristen gegeben hättest, der keine Ahnung hat, wäre der sicher wahnsinnig geworden. Damit ist absolut nicht zu spaßen!“

„Jaja, ist gut!“

Hörte sich nicht so an, als ob er das sehr ernst gemeint hatte, immerhin war das viel Geld für ihn. Aber vielleicht war er wenigstens in Zukunft vorsichtiger mit der Dosierung. Solche Drogen müssten eigentlich dem Schamanen vorbehalten bleiben, der die nötigen Rituale kennt und Leitung geben kann.

Sorake-Beach

Das für uns Wichtige liegt darin, dass die Zauberer und Schamanen hienieden und so oft sie es wollen das „Heraustreten“ aus dem Körper, also den Tod verwirklichen, welcher allein die übrigen Menschen in „Vögel“ verwandeln kann. Schamanen und Zauberer dürfen sich des Zustands von „Seelen“, von „Desinkarnierten“ erfreuen, den der Profane nur im Augenblick seines Todes erreicht.

Prof. Mircea Eliade, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik

Die Fahrt nach Sibolga³⁶ ging wieder erstaunlich schnell. Keine dramatische Serpentinenkurverei wie das letzte Mal; kein Gekotze, weil die Passagiere sich während des letzten Aufenthaltes mit GadoGado³⁷ voll stopfen mussten; und auch keine Kinder, die in den Mittelgang pinkelten. Die Straße war gut asphaltiert und hätte auch in Deutschland gebaut sein können.

Es gab täglich ein Schiff nach Telukdalam. Auf der Überfahrt lernte ich einen netten Deutschen kennen, der mit dem Fahrrad durch Sumatra kurvte. Nach unserer Ankunft gingen wir erst mal in einem Warung gebratene Bananen frühstücken, und während wir dort herumsaßen, sprach uns jemand an und fragte, ob wir nicht mit ihm nach Lagundri kommen und uns mal sein

³⁶ Hafenstadt im Nordwesten Sumatras, von wo Fähren zur Insel Nias übersetzen.

³⁷ Gemüsesalat mit Erdnusssoße

Guesthouse ansehen wollten. Der Mann sah nicht unsympathisch aus, und so fuhr ich schon einmal mit dem Moped vor, während Andi die elf Kilometer hinterhergeradelt kam. Ich freute mich riesig, an den Platz zu kommen, der mir seit neun Jahren in steter Erinnerung geblieben war, und der für mich der traumhafteste Flecken Erde gewesen war, den ich mir vorstellen konnte.

Fünfzehn Jahre früher hatte man dort noch Menschenopfer dargebracht, und wenn ich damals den Strand am Korallenriff entlang gegangen war, hatte ich manchmal das Gefühl gehabt, es könnten jederzeit Kannibalen aus dem Palmenwald hervorbrechen. Die Atmosphäre war geheimnisvoll und beinahe schon überirdisch zu nennen gewesen, vor allem, wenn man den gigantischen, zehn Meter hohen Wellen gegenüber gestanden hatte. Ein nicht zu beschreibender Zauber war von allem ausgegangen, und die Surfer, die ich hier getroffen hatte, hatten fast wie Halbgötter gewirkt. Sie hatten in einer anderen Welt gelebt und nur Augen für die Wellen, durch deren hohe Tunnel sie wie in einem Traum hindurch gejagt waren.

Aber wie erwartet, war es auch hier hell geworden, hatte die rationalistische Entzauberung die dunkle Mystik zerstört. Eine Straße führte ganz um die Bucht herum, es gab nummerierte Einfahrten zum Strand, „Gate 19“ stand da zum Beispiel, und ein Guesthouse reihte sich an das nächste. Natürlich war das im Vergleich zu europäischen Verhältnissen immer noch paradiesisch zu nennen, denn höchstens die Fundamente der Häuser waren aus Beton. Ansonsten

waren sie nach wie vor aus Palmenstämmen und rohen Brettern zusammengenagelt.

Der Bungalow lag ziemlich am Ende der Straße. Sorake hieß dieser Teil des Strandes, der eigentlich nur für Surfer interessant war, da das Wasser hier nur flach war und der Boden aus teils messerscharfen Korallen bestand, die sich fast hundert Meter ins Meer hinausstreckten und die Küste wie einen Gürtel umgaben. Am Ende des Riffs schlugen dann die Wellen auf, und da die Küste hier einen Bogen beschrieb, um in der Bucht von Lagundri einzumünden, bildeten sich hier die Wellentunnel, die sogenannten Pipes. Da die Wellen an der rechten Seite zuerst brachen, konnte man an ihnen entlangfahren, und zwar an diesem phantastischen Platz mehr als 100 Meter weit!

Mein Wirt zeigte mir sein kaputtes Surfbrett und die Narbe, die er davon getragen hatte, als es in zwei Teile zerbrochen war.

„Wenn du die Reparatur bezahlst, kannst du es so oft benutzen, wie du willst“, schlug er mir vor.

„Aber kann man das überhaupt noch reparieren? Ich habe gehört, wenn die Holzleiste in der Mitte gebrochen ist, könne man das Brett wegschmeißen.“

„Klar kann man das noch reparieren!“

Konnte sein, dass die Indonesier das wieder hinkriegten. Sie konnten sich die westliche Wegwerfmentalität ja auch nicht leisten. Und in die großen Wellen, wo es mit einem geflickten Brett gefährlich wurde, konnte ich als Anfänger sowieso noch nicht rein.

„Ich überleg's mir", sagte ich und lieh mir erst mal im Losmen „Sea Breeze" ein Brett für einen Tag aus. Ein kleines Äffchen schaute mir zu, wie ich mich zum Surfen fertig machte. Es ließ sich streicheln und klammerte sich mit seinen kleinen niedlichen Fingern an mir fest.

Die Wellen waren nicht besonders hoch, vielleicht gerade mal anderthalb Meter. Zu langweilig für die meisten Surfer. So war ich bis auf drei andere Leute der einzige im Wasser. Schon bei der ersten Welle kam ich ganz gut mit, kippte jedoch um, als ich mich aufs Brett stellen wollte. Aber bereits beim dritten Versuch klappte es, und ich rauschte direkt über fünfzig Meter an der Welle entlang. Ich war begeistert! So lange hatte ich es schon probiert, und hier klappte es am ersten Tag! Was für ein phantastischer Platz! Hier konnte man es in zwei oder drei Wochen lernen, und in Gomera schaffte man es nicht in einem halben Jahr, weil die Wellen zu steil fielen!

Ich surfte solange, bis ich merkte, dass ich kurz vor einem mächtigen Sonnenbrand stand, und ich meine Arme kaum noch spürte. Erschöpft, aber hochzufrieden, ließ ich mich ans Ufer treiben.

Ich sah andere Bretter, die auch wieder geflickt worden waren, und die eigentlich einen recht soliden Eindruck machten. Sicher nichts für Extrembedingungen, aber für mich bestimmt okay.

„Na gut, lass das Brett reparieren", sagte ich meinem Wirt, und es stellte sich heraus, dass das Brett ganz geeignet für mich war.

Da Andi nicht surfte, zog er bald wieder ab, denn es war ihm zu touristisch hier, und er fühlte sich genervt

von den unzähligen Kindern und Verkäufern, von denen an manchen Tagen bis zu zwanzig an der Hütte auftauchten:

„Coconutbread?“

„You like bananas?“

„Hello mister, fresh pineapple?“

„Souvenirs? Why not? I give you good price!“

„You are sure that you don't like that nice fish?“

„Hey, my friend. Take a look at this lobster!“

Ein Junge handelte mit gebrauchten Büchern, hatte aber leider fast nur Schmalz und Schund in seinem Rucksack.

„Die Irrfahrt des Odysseus, wie viel kostet das?“

„7000 Rupiah!“

„Ganz schön teuer! Tauschst du auch Bücher?“

„Kommt drauf an, was hast du denn?“

Ich zeigte ihm „Gullivers Reisen“ und der Junge schien nicht so begeistert: „Deutsch lesen hier nicht so viele!“

„Na, jedenfalls sind 7000 Rupiah zu viel!“

„Ich verkaufe dieses Buch für jemand anderen, und der wollte diesen Preis!“

„Dann frage den mal, ob er es auch für 4000 Rupiah verkauft.“

„Ja, ist gut.“

„Und der Koran, wie viel kostet der?"

„6000 Rupiah!"

„Komm wieder, wenn du andere Preise hast."

Odysseus hätte mich schon interessiert, war ich nicht selber auf einer Irrfahrt? Aber der Koran war sicher keine entspannende Bettlektüre, und sonst hatte er nur Ramsch.

Am nächsten Tag war der Junge wieder da.

„Wie steht's mit dem Odysseus, ist der inzwischen billiger geworden?"

„Der Mann will das Buch nun doch nicht mehr verkaufen."

„Tja, Pech gehabt!"

„Willst du nicht stattdessen den Koran kaufen?"

„Nee, ich glaube nicht."

„5000 und du gibst mir noch dein Buch dazu!"

„Was, mein Buch soll nur 1000 wert sein?"

„Niemand liest so etwas hier. Komm, bitte."

Der Junge quengelte solange herum, bis ich endlich nachgab.

„Du wirst sicher einmal ein erfolgreicher Geschäftsmann", sagte ich, als ich ihm das Buch und das Geld gab. Der Junge grinste und machte sich von dannen, und ich stand da mit der englischen Übersetzung des Korans, die mich eigentlich nicht besonders interessierte. Irgendein Traveller musste sie aus Indien mitgeschleppt haben.

Jeden Morgen bei Dämmerung ging ich die Küste entlang zu einer relativ einsamen Stelle, wo ich mir mit Kokoschalen einen runden Meditationsplatz abgesteckt hatte. Dort saß ich meist über eine Stunde lang und konzentrierte mich auf meine Atmung, obwohl Mücken anfangen, mich zu piesacken, und die Beine bereits nach einer halben Stunde schmerzten. Noch war die Erinnerung an den „Flug“ sehr lebendig, und die Meditation war mir wichtiger als die Surfarei, auch wenn mich langsam wieder die Sucht packte.



Die Wellen wurden jetzt teilweise zu hoch für mich. Je höher sie wurden, desto schneller musste man an ihnen entlangfahren, um nicht von der Gischt erwischt zu werden. Schaffte man es nicht, wurde man weit zurückgetrieben und musste sich erst wieder mühsam nach vorne kämpfen. Jetzt, wo es für die meisten Surfer erst richtig losging, war bei mir langsam Ende, obwohl die Wellen noch gar nicht so riesig waren, denn es war erst April. Aber ich war ja auch nicht am Bondi-Beach oder in Waikiki aufgewachsen!

Der jüngere Bruder meines Wirtes besorgte mir Pilze. Sie sahen sehr geheimnisvoll aus, wie sie so auf ihrem großen tropischen Blatt lagen. Wie mit einer besonderen Energie geladen! Die Frau des Hauses bereitete sie mir zu, und ich ging zu meinem Meditationsplatz, diesmal aber mit langer Hose und ohne Schuhe, sprach ein Gebet und setzte mich dann entspannt in den Schneidersitz.

Die Woge schwoll langsam an. Die Pilze waren nicht so stark wie beim letzten Mal. Ich hätte mich auf dem Boden halten können, wenn ich gewollt hätte. Ich hätte die Augen offen lassen und mich den einfachen Sinnesveränderungen hingeben können. Aber ich war flügge geworden und hatte die Angst verloren, den Boden zu verlieren. Ich brauchte nur loszulassen...

Schon bald betrittst du den Bereich, in dem dich die Schmerzen empfangen. Aber du weißt nun, dass diese Schmerzen nichts anderes als deine begangenen schlechten Taten sind, die dir in anderer Form begegnen. Da du die Angst verloren hast und ihnen ins Gesicht sehen kannst, erkennst du dieses Unbeschreibbare als dein Ego, das sich auflöst und dir dabei diesen Schmerz zufügt, deine Eitelkeit, deine Gier, deine fehlende Liebe und deine ganze Schlechtigkeit. Du hast in dem Maße gesündigt, indem du dem Spiegelbild gefolgt und dein wahres Selbst verraten hast. Es ist nichts Fremdes, das dich dort bedroht und quält. Deshalb brauchst du es auch nicht zu fürchten und deshalb kannst du ihm auch nicht entfliehen. Du musst deinem Selbst ins Auge schauen und sei es noch so bitter. Du musst alles loslassen, alles, was nicht Gott ist. Je mehr du dich vorher verherrlicht hattest, desto mehr

wirst du nun gedemütigt. Je mehr du dein Ego aufgeplustert hast mit Besitz, Wissen, Schönheit, Kraft und Macht, mit allem was nicht Gott, sondern der Selbstsucht gedient hatte, es wird brennen! Du musst nun alles aufgeben und darfst an nichts mehr glauben und an nichts mehr festhalten, außer an den barmherzigen Gott, der dir die Fehler verzeihen und dir die Kraft geben kann, die Reinigung zu überstehen. Aber mit dem Schmerz wächst auch deine Reinheit, die dich den Schmerz ertragen lässt. Du kannst den Schmerz sogar genießen und ihn willkommen heißen, denn er bringt dir die Freiheit.

Sobald alle Unreinheiten verbrannt sind, hat dich der Schmerz zentriert und zu deiner Mitte geführt. Du kannst nun auf der Spitze einer Nadel balancieren und wirst dadurch fähig, den Abgrund zu überqueren, den Abgrund des Seins. Unter dir wird sich der Schlund auftun, der Hungrige: Negation, die in der Existenz verbleibt! Die Hölle! Leiden im Geist! Negation der Existenz Gottes! Für die Seelen, die geaugnet haben und ihrem wahren Sein entkommen wollten, weil sie es nicht erkannten und fürchteten! Die Gott ihr Ego beigezelt hatten, von dem sie nicht mehr lassen konnten, und an dem sie sich festkrallten! Das Spiegelbild Gottes, das Spiegelbild des Lichts: das Feuer! Negation, die im Sein verbleibt! Diesen Abgrund wirst du sehen. Allein für die Ahnung dieses Entsetzens tief unter dir gibt es in dieser Welt keine wirkliche Symbolik...

Irgendwann hörte ich Stimmen, aber ich wusste, dass ich auf keinen Fall die Augen öffnen durfte. Sollte ich meine Konzentration auf den Spiegel lenken, würde ich wahrscheinlich die Balance verlieren und abstürzen.

Das lange Warten begann... Der lange schmerzhaft Abstieg... Dann war es geschafft, und ich öffnete langsam die Augen. Wieder erschreckte mich die Hässlichkeit dieser Welt, obwohl ich doch an einem der schönsten Plätze der Erde war. Es ekelte mich, wieder in meinem Körper zu stecken.

Mein Wirt kam plötzlich herbeigeeilt.

„Wie fühlst du dich?“ fragte er besorgt.

„Ich bin okay! Wieso fragst du?“

„Leute sind zu mir gekommen und haben erzählt, du wärst hier und hättest eine Vergiftung oder so was, denn du hättest ihnen nicht geantwortet. Und ein Japaner wäre hier verunglückt.“

„Ein Japaner?“

„Ja, komm, steh auf! Er liegt dahinten.“

Er zog mich am Arm hoch, und ich schwankte meinem Wirt noch leicht benommen hinterher. Keine dreißig Meter weiter lag am Strand ein Surfer. Er war kreidebleich vor Schmerz, und über ein Dutzend Leute standen um ihn herum. Ein paar Indonesier hatten inzwischen aus Stöcken eine Trage gebaut und hoben ihn damit in die Höhe.

„Die Hüfte oder der Oberschenkel ist gebrochen!“

Ich schaute aufs Meer und mir schauderte beim Anblick der Wellen. Wie konnte man denn hier nur surfen? Waren die wahnsinnig?

Hatte ich ein Glück gehabt! Ein Wunder, dass mich die ganzen Leute in Ruhe gelassen hatten! Sonst wäre

ich vielleicht auch gestürzt, und das wäre wohl schlimmer gewesen als ein Knochenbruch!

Es war ein stürmischer Tag und es regnete. Das Wasser war dunkelgrün, und ab und zu zuckten Blitze herunter. Die Palmen stöhnten unter dem Ansturm des Windes, und auf den Wellen tanzte weißer Schaum. Außer mir waren nur zwei andere Surfer draußen, zwei Freunde des verunglückten Japanesen. Es war furchtbar aufregend, bei diesem Wetter zu surfen, und wir jauchzten jedes Mal, wenn einer von uns eine Woge erwischte. Ein grüner Berg, dessen Gipfel schaumbedeckt war, drückte mich nach oben und ich bekam genug Fahrt, um mich aufs Brett zu schwingen. Was für eine Ekstase, hier durch den Regen zu gleiten, während ringsherum die Blitze zuckten! Die Welle war sicher drei Meter hoch und hinter mir, an der Stelle wo sie gerade brach, grollte der Donner des aufschlagenden Wassers. Die Woge nahm mich ein langes Stück mit und plötzlich merkte ich, wie sich über mir das Wasser wölbte und ein Moment der Stille einsetzte. Doch war dieser Moment zu kurz, um ihn richtig begreifen zu können. Schon war ich an der Stelle, wo sich die Welle einrollte, und ich wurde mitsamt der Gischt auf das Korallenriff geschleudert. Ich hatte Glück, es passierte nichts, aber mir war klar, dass ich den Flug früher hätte abbrechen müssen. Doch ich hatte es geschafft! Wenn auch das Ziel meiner Träume nur ein flüchtiger Augenblick gewesen war: Ich war im Wellentunnel gewesen!

Langsam fiel auch mir der ganze Rummel von Lagundri auf die Nerven. Und als ich von einer Inselgruppe hörte, wo man auch surfen könnte, aber

selber kochen müsste, war mein Entschluss gefasst. Die Fähre ging morgen schon, und ich packte meine Siebensachen zusammen. Die Gitarre überließ ich dem Bruder meines Wirts, der mir diese guten Pilze besorgt hatte, und der auch immer wieder angekommen war, um auf der Gitarre zu üben. Ich hatte gemerkt, dass die Gitarre doch nicht so ganz mein Ding war, und ich nur zähen Fortschritt zu verzeichnen hatte. So fiel es mir leicht, mich von ihr zu trennen, denn ich hasste dickes Gepäck. Als Ersatz für die Gitarrentasche kaufte ich mir in Telukdalam einen kleinen Rucksack, dessen Trageriemen aber sofort abriss, als ich ihn auf den Rücken schwang, und dessen Reißverschluss sofort verklemmte³⁸.

An der Anlegestelle begegnete ich einem Australier und einem Neuseeländer, beide schwerbepackt mit jeweils zwei Surfbrettern und Proviant für zehn Tage.

„Gibt es denn in Tello nichts zu kaufen?“ fragte ich.

„Keine Ahnung! Uns sagte man, wir sollten schon hier einkaufen.“

Sie hießen Gerry und Thomas.

„Hundertundeine Insel soll es dort geben, direkt unter dem Äquator...“

³⁸ Made in Indonesia!

Prahu

*Though I've passed one hundred thousand miles
I'm feeling very still.*

*And I think my spaceship knows
which way to go.*

Tell my wife I love her very much she knows.

David Bowie, Space odity

Von Tello aus, einem kleinen Städtchen, dessen Bedeutung daraus resultierte, dass hier die Anlegestelle der Fähre lag und das damit ein Umschlagplatz mit mehreren Läden war, nahmen wir drei ein Becak³⁹, das uns ein paar Kilometer die Küste entlangfuhr. Der Becakfahrer der beiden Surfer war allerdings bald erschöpft wegen des schweren Gepäcks und der zwei kräftigen Jungs, und so trat Thomas selber in die Pedale, während Kinder aus den am Straßenrand gelegenen Hütten gelaufen kamen und „Hello mister!“ riefen.

Wir hielten schließlich an einer Schule. Am Strand hinter der Schule lagen Einbäume bereit, die uns dann auf eine Nachbarinsel brachten, die knapp einen Kilometer entfernt lag, und die so aussah wie fast jede Koralleninsel: weißer Strand mit Kokospalmen, umrundet von Korallenriff.

Es gab ein paar roh zusammengehämmerte Hütten und eine Art Küche mit Feuerstelle, in denen ein paar verrußte Töpfe hingen. Ein zierlicher Japaner war im Moment der einzige Gast auf der Insel. Gerry und

³⁹ Ein Fahrrad mit Seitenwagen, das als Taxi dient.

Thomas interviewten ihn direkt, wo denn die guten Surfstellen wären und zogen sofort mit ihren Brettern los, kehrten aber bereits nach einer Stunde enttäuscht zurück, denn die Wellen waren zu klein.

Ich machte es mir auf der Veranda der Hütte bequem und las in der Übersetzung des Korans, der mich mehr und mehr zu faszinieren begann, auch wenn ich mich an den Stil erst gewöhnen musste.

... und er wird euch ein Licht machen, in dem ihr wandeln sollt, und er wird euch vergeben; denn Allah ist verzeihend und barmherzig ... und wir ließen Jesus, den Sohn der Maria folgen und gaben ihm das Evangelium und legten in die Herzen derer, die ihm folgten, Güte und Barmherzigkeit. Jedoch erfanden sie das Mönchtum, wir schrieben ihnen nur vor, nach Allahs Wohlgefallen zu trachten, und das beachteten sie nicht, wie es beachtet zu werden verdient ... Wisset, dass das irdische Leben nur ein Spiel und ein Scherz und ein Schmuck ist und Gegenstand des Rühmens unter euch ... ein trügerischer Stoff⁴⁰.

Gerry wurde langsam ungeduldig, weil es nach drei Tagen immer noch keine Wellen gab, während Thomas sich auch noch mit anderen Dingen beschäftigen konnte außer surfen. Er philosophierte oft mit mir und erzählte von seiner Zeit als buddhistischer Mönch in Neuseeland. Wir liehen uns einen Einbaum aus und gingen am Riff fischen. Thomas stellte sich geschickter an, denn ich erwischte nur einen einzigen, dafür aber wunderschönen gelben Fisch. Es tat mir leid, wie der

⁴⁰ Sure 57. 28, 27, 20

Fisch da auf dem Boden des Prahü in mitleiderregender Weise nach Luft schnappte, und ich hätte ihn am liebsten wieder ins Wasser geworfen, aber als er später goldbraun in der Pfanne schmurgelte und dabei unglaublich guten Duft verbreitete, hatte sich mein Mitleid wieder gelegt.

Gerry hatte Taucherbrille und Schnorchel dabei, und wir waren alle von der Unterwasserwelt überwältigt. Was die Natur sich hier an Farben und Formen ausgedacht hatte, war einfach unbeschreiblich. Schwärme bunter Fische jagten durch das türkise Wasser, phantastische Korallengebirge beherbergten alle möglichen Schalentiere und seltsame unbekannte Lebewesen.



Als ich wieder einmal um die Insel herum lief, die man in einer knappen Stunde umrunden konnte, sah ich Prahüs, wie sie mit ihren bunten Segeln gen Horizont entchwanden und eine der unzähligen Inseln ansteuerten. Ein Fernweh packte mich, und ich dachte daran, dass in drei Wochen mein Visum abgelaufen war. Und selbst in dieser Hütte hier wollten sie meine

Personalien haben und wissen, wann ich nach Indonesien gekommen war! Wo konnte man nur heutzutage noch undefiniert leben, unerreicht vom analytischen Denken? Wenn ich so einen Einbaum hätte, könnte ich damit vielleicht noch einen Platz finden, wo niemand hinkam. Immerhin gab es hier über hundert Inseln. Ich könnte fischen und Kokosnüsse pflücken. Und das Regenwasser mit einer Folie auffangen...

Ein paar Jungs von einem nahegelegenen Fischerdorf kamen ab und zu vorbei, um Englisch zu lernen oder einfach nur, um die Weißen zu begaffen. Ich fragte sie, ob sie wüssten, wo man ein Prahú kaufen könnte und wie viel es kostete. Ein Junge namens Jono bot sich an, mit mir zusammen nach Tello zu fahren und dort mal nach einem Boot Ausschau zu halten. Und so paddelten wir am nächsten Tag die zehn Kilometer bis Tello, wo ich ein paar Einbäume begutachtete. Das erste war geflickt und sah nicht besonders vertrauenerweckend aus; das zweite war zu groß, so dass es bei starkem Wind wohl schnell abgetrieben wurde; das dritte wirkte etwas klein, sah aber sehr gut verarbeitet aus.

„Was meinst du, Jono?“ fragte ich.

„Es sieht hübsch aus!“

„Nicht zu klein?“

Jono zuckte mit den Achseln. Ich handelte den Preis auf 70.000 Rupiah herunter und bekam dafür auch noch Paddel und Ausleger mitgeliefert. Was, wie sich später herausstellte, etwas voreilig gewesen war, denn als ich mit meinen achtzig Kilo ins Boot stieg, soff es fast ab.

Ich wagte mich kaum zu rühren, weil das Wasser kurz davor war, über die Bordwand zu schwappen, und trieb so hilflos immer weiter vom Ufer weg, während die Schar der Indonesier, die sich den Prahukauf angeguckt hatte, in schallendes Gelächter ausbrach. Schließlich schaffte ich es, das Boot wieder an Land zu manövrieren, hatte aber bereits einen nassen Hintern und nicht besonders gute Laune. Warum hatte ich Depp das Prahua nicht vor dem Kauf ausprobiert?

„Nimm du das große Prahua, ich paddle mit dem kleinen zurück“, schlug Jono vor.

„Davon habe ich ja nichts! Ich muss das Boot umtauschen!“

„Der Mann ist aber sicher schon weg.“

„Dann muss man ihn eben suchen! Oder jemanden finden, der das kleine für ein größeres in Zahlung nimmt.“

Aber Jono machte keine Anstalten, aus dem Boot zu steigen und wollte offensichtlich bald verschwinden, weil ihm die Situation vor seinen Landsleuten peinlich war: „Dir gefiel das Boot, und du hast es gekauft!“

„Und du wolltest mich beim Kauf beraten und fandst es auch gut. Aber wenn du fahren willst, hau ruhig ab, ich regle das dann alleine“, sagte ich in nicht gerade mildem Ton. Jono sprang aus dem Prahua heraus und stiefelte los, um den Mann zu suchen, kam aber nach erstaunlich kurzer Zeit wieder zurück: „Der Mann ist nicht mehr da. Wir machen es so: du bekommst das große und ich nehme das kleine Prahua, wir tauschen!“

„Wenn du das wirklich machen willst! Ich kann dir ja noch etwas Geld drauflegen.“

„Darüber reden wir später, lass uns erst mal fahren...“

Auf der Rückfahrt war ich recht vergnügt, denn das Prahú, in dem ich jetzt saß, schien wie auf mich zugeschnitten. Es hatte sogar eine Vorrichtung für einen Mast. Wir sangen zusammen das Lied, das ich damals von Hendri gelernt hatte, und Jono wollte von mir immer neue Songs hören. Als wir schließlich Simprano erreichten, sagte Jono: „Ich muss erst mal mit meinem Bruder reden, das Boot gehört nämlich uns beiden“, was mich doch ein wenig stutzig werden ließ.

Am Abend wurde dann über das Prahú verhandelt. Der Bruder wollte noch 100.000 Rupiah zusätzlich haben, was mir zu teuer erschien. Aber der Mann wollte sich nicht herunterhandeln lassen und schien den Verkauf nur wegen des Versprechens seines jüngeren Bruders machen zu wollen. Schließlich ging ich auf den Preis ein, da das Prahú so geeignet für mich war. Der Mann schaute noch längere Zeit auf das Boot, so als ob er innerlich von ihm Abschied nehmen wollte.

Erst später erfuhr ich, dass ich mich hatte für dumm verkaufen lassen und praktisch das kleine Prahú verschenkt hatte. Aber tja, welcher Touri wurde hier nicht veralbert? Wurde Zeit, dass ich in Gegenden kam, wo keine Touristen hinkamen und ich nicht ständig nur als wandelndes Portemonnaie betrachtet wurde!

Ich ruderte noch einmal nach Tello und kaufte einige Sachen ein: Plastikfolie, Garn und Seil für das Segel; Farbe und Pinsel; Wasserkannister; Beil, Nägel, Säge;

Stoff; Topf und Pfanne; Öl, Reis, Mehl, Zucker, Tee; Angelhaken- und Schnur; ein spezielles weiches Seil, um die Kokospalmen erklettern zu können; Teller und Besteck; Bast Hut und anderen Kleinkram. Während ich einkaufte, hatte ich immer etliche Beobachter und Gaffer um mich herum, die mich auch zu meinem Prahú begleiteten, das ich wie die Cowboys ihre Pferde an einer dafür vorgesehenen Latte festgebunden hatte. Mir war das etwas unangenehm, denn ich wollte eigentlich vermeiden, dass viele Leute auf mich aufmerksam wurden und ich ins Gerede kam, wo ich doch bald ohne Visum durch die Inselwelt schippern wollte. Als ich ablegte, streckten ein paar Mädchen ihre Köpfe aus den Fenstern, winkten mir zu und riefen: „Cinta padamu⁴¹“. Dann fingen sie an zu kichern und versteckten sich schnell wieder im Haus.

Bei dem Mann, der mir öfters kelapa muda⁴² von den Bäumen holte, ließ ich mir das Segel machen und bestellte zwei neue Ausleger, da mir die alten zu wackelig erschienen. Der alte Mann war recht bescheiden und verlangte einen mäßigen Preis, über den sich später Jonos Bruder aufregte. Ich verstand zwar noch nicht genug Indonesisch, um den gesamten Wortlaut zu erfassen, aber der Sinn war klar: Man könnte es den Touristen doch nicht so billig machen!

„Eigentlich hat der Abzocker ja recht“, dachte ich mir und gab dem Mann, als der mir stolz das frisch angefertigte, 6 m² große blaue Plastiksegel

⁴¹ indon.: Ich liebe dich !

⁴² indon.: junge Kokosnuss zum Trinken, deren Fruchtfleisch noch weich ist.

präsentierte, ein gutes Trinkgeld. Der Mann erklärte mir, wie ich das Segel handhaben müsste, und ich war überrascht, wie die Indonesier mit einfachen Mitteln derart gut improvisieren konnten. Im Vergleich zu einem richtigen Segelboot war es zwar aufwendig und vor allem eine wackelige Angelegenheit, das Segel aufzuspannen, aber es funktionierte.

Mittlerweile waren undichte Stellen mit einer Spezialmischung aus einem nicht näher definierten Pulver und Benzin abgedichtet und das Boot himmelblau angestrichen worden. Auch die Ausleger waren fertig, und während die Farbe und das Gemisch zwei Tage trocknen musste, dachte ich mir einen Namen für das Boot aus. Zuerst wollte ich es „Raden“ nennen, dann entschied ich mich aber für „Vairocana“, den Namen des Buddha, der einen über den Abgrund des „Seins-an-sich“ geleiten konnte, und dessen Farbe dem Himmelblau des Prahú entsprach.

Am Abend fand bei dem Japaner Tomo ein Essen statt. Bob und Eric, zwei Südafrikaner, die inzwischen Thomas und Gerry abgelöst hatten, breiteten auf dem Tisch eine Karte aus. Der ganze Archipel mit seinen hundert Inseln war im Messblattmaßstab samt Wassertiefen abgebildet. Tomo, der gerade aus Indien gekommen war und gute Kontakte mit Kaschmir und Japan unterhielt und sich so die Surfberei finanzierte, drehte eine dicke Tüte, beugte sich über die Karte und stieß einen Pfiff aus.

„Da ist ja jedes Riff drauf eingezeichnet“, meinte er bewundernd.

„Ein Freund von uns arbeitet als Geograph“, erklärte Eric, wobei er seine langen schwarzen Haare über die Schulter warf. „Wir sollten uns ein Motorboot für drei Tage mieten und die vielversprechendsten Riffe abklappern. Kann ja nicht die Welt kosten!“

Ganz unten am Rande der Karte war noch ein Stück Land zu erkennen.

„Ist das hier unten schon Siberut?“ fragte ich.

„Ja, gar nicht so weit weg, was?“ bestätigte Eric.

Wenn ich bis Siberut kam, war meine Spur verwischt! Die Behörden konnten nur nachprüfen, dass ich die Fähre bis Tello genommen und hier den Bungalow gemietet hatte. Wenn ich den Archipel verließ, tauchte ich ins undefinierte Nichts ein!

Die große Premiere fand am nächsten Tag statt. Ein leichter Wind wehte und versprach angenehmes Segelwetter. Ich ruderte erst ein Stück vom Ufer weg und versuchte dann, das Segel zu spannen, was aber nicht so einfach war. Hatte ich es jedoch glücklich geschafft, und das Segel war fachgerecht angebracht, glitt ich erstaunlich schnell über das Wasser. Frischte der Wind auf, musste ich mich schon weit über die Bordwand lehnen, um das Boot im Gleichgewicht und die Ausleger über Wasser zu halten. Schnelle Wendemanöver waren jedoch ausgeschlossen, da sich die Rah und die Baumnock nicht wie bei einem normalen Segelboot um den Mast drehen ließen, und man erst das gesamte Segel ein Stück ablassen musste. Da der Einbaum kein Schwert besaß, hatte man außerdem eine enorme seitliche Abdrift. So war das Kreuzen fast unmöglich, und man paddelte lieber gegen

den Wind. Es gab viele kleine Tricks zu lernen, und es dauerte seine Zeit, bis ich mich einigermaßen sicher in dem Boot fühlte und auch die nötigen Knoten kannte, um etwa die Großschot schnell an die Querstange der Ausleger festbinden und schnell wieder lösen zu können; oder zum Beispiel es raus hatte, den Kurs zu halten, während ich nur auf einer Seite paddelte, was eine leichte Drehung des Paddels während des Schlages erforderte.

Schließlich kam der große Tag, an dem ich im ersten Morgengrauen den Wasserknister am Brunnen auffüllte und mein Prahú belud. Tomo und zwei Indonesier begleiteten mich zum Strand, gaben meinem Boot noch einen kleinen Stoß und winkten mir hinterher.

Die Krebse greifen an!

*The road was long yes we travelled far
Through long dark nights without guiding star
Visions of an angel came along the way
Told us, "don't be fearful
For there comes a brighter day."*

Jah Wobble, The sun does rise

Es herrschte kein Wind, und so musste ich die zwei Kilometer bis zur gegenüberliegenden Insel paddeln. Fischer zeigten mir einen natürlichen Kanal, der an mangrovenbewachsenen Ufern vorbeiführte und schließlich an einer Meerenge zwischen zwei Inseln mündete. Auf beiden Seiten erhob sich ein mächtiger Urwald und exotische Vogelschreie tönnten durch die Luft. Allmählich kam leichter Wind auf, und da ich inzwischen durch das ungewohnte Paddeln ermüdet war, spannte ich das Segel und fuhr langsam zwischen den beiden Inseln hindurch. Irgendwann wichen die Ufer zurück und man sah ein paar Hütten, vor denen Kinder spielten und ein paar Prahus, die auf dem türkisenen Wasser vor sich hin dümpelten. Vor mir, in ungefähr zehn Kilometer Entfernung, erhob sich eine große Insel, die sich bis an den fernen Horizont erstreckte. Vor ihr lagen mehrere kleine mit Kokospalmen bewachsene Koralleninseln, und man sah bunte Dreieckssegel auf dem Meer verstreut. Ich hielt schräg auf die große Insel zu, wobei ich leicht nach Süden steuerte. Sobald ich aus dem Windschatten der beiden hinter mir liegenden Inseln heraus war, rauschte mein Prah in flotter Fahrt dahin. Ich jauchzte vor Freude und fühlte mich auf einmal unheimlich frei und

voller Abenteuerlust. Hatte ich mir nicht ein Segelboot gewünscht?

Manchmal sprangen Schwärme kleinerer Fische aus dem Wasser und neben meinem Boot her, die wiederum von einigen größeren gejagt wurden. Am fernen Horizont sah man mehrere Inseln und kleinere Riffe, an denen sich schäumend weiß die Wogen brachen. Die Farbe des Wassers war in ein dunkles Blau übergegangen, während die Wolken teils lila leuchteten.

Ein größeres Fischerboot kam hundert Meter an mir vorbeigetuckert, aber ich zog einfach meinen Basthut tiefer ins Gesicht und hatte damit eine ebenso perfekte Tarnung wie mit meiner Djellabah in Marokko. Am Abend entdeckte ich in ungefähr sieben Kilometern Entfernung eine kleine Insel und steuerte sie an. Als ich sie schließlich erreichte, hatte der Wind nachgelassen und die Sonne war blutrot zwischen gigantischen Amboss Wolken hinterm Horizont verschollen. Auf der östlichen Seite der Insel sah ich Rauch über den Palmen aufsteigen und überlegte kurz, ob ich Lust auf Gesellschaft hatte, beschloss dann aber, lieber auf der nördlichen Seite an Land zu gehen. Obwohl die Wellen nicht besonders hoch waren, stellte es sich doch als riskant heraus, es hier am Riff zu versuchen. Ich wurde von einer sich gerade brechenden Welle auf die einen Meter tiefer liegende Wasseroberfläche geschleudert, wobei das Prahü einen Korallenzacken absägte. Aber ich hatte Glück, und dem Boot passierte nichts. Langsam trieb ich über das flache Wasser des Riffs dem weißen Strand entgegen.

Nun doch ziemlich geschafft von der langen Tagesetappe und der kräftigen Sonneneinstrahlung, schleppte ich mein Gepäck unter die Palmen, schöpfte das ins Boot gesickerte Wasser mit dem dafür vorgesehenen Boden eines alten Wassereimers aus, und zog das Prahü, soweit es ging, den Strand hoch. Ich band es an zwei Palmen fest, und bereitete mir dann mit der Plastikfolie und dem Stoff eines Sarongs ein Nachtlager. Der Reis, den ich am Vorabend gekocht und in Plastiktüten verpackt hatte, schmeckte bereits leicht säuerlich, aber der Hunger und mangelnde Alternativen ließen mich nicht wählerisch sein.

In der Nacht wachte ich auf. Wind war aufgekommen, Wellen schlugen gegen das Boot und drückten es gegen die Palmen. Während ich versuchte, das Boot höher auf den Strand zu bringen, fing es an zu donnern und zu blitzen und schließlich regnete es in Strömen. Ein Blick aufs Meer sagte mir, dass ich mich niemals von einem Gewitter auf See überraschen lassen wollte; kaum zu glauben, dass man das in einem Prahü überstand! Ich kroch unter meine Plastikfolie, obwohl ich sowieso bereits bis auf die Knochen durchnässt war, und wartete ungeduldig auf den Morgen. Aber als es langsam heller wurde, hatte der Sturm nur an Heftigkeit zugenommen, und ringsherum donnerten die Kokosnüsse herunter. Ungefähr dreitausend Menschen sollten laut Statistik jedes Jahr weltweit von Kokosnüssen erschlagen werden. Sollte ich zu den glücklichen Überlebenden zählen, hätte ich ja jetzt wenigstens etwas zu essen, wo ich schon nicht kochen konnte.

Am Mittag hörte der Regen dann auf. Ich sammelte ein paar der Nüsse und schlug mir eine auf, was trotz des Beils einige Mühe machte, denn die faserige Außenschale war äußerst widerspenstig. Nach der Nussmahlzeit untersuchte ich mein Gepäck und stellte dabei fest, dass ein Teil der Sachen nass geworden war, weil ich sie am Abend zu sorglos irgendwo hingestellt hatte.

Plötzlich kam ein junger Mann den Strand entlangspaziert und staunte nicht schlecht, als er mich entdeckte. Er lud mich ein, mit zu seiner Familie zu kommen, und ich ging bereitwillig mit, hoffte ich doch auf ein heißes Getränk. Der Mann stellte sich mit Alwin und die Insel mit Samaleke vor. Wir erreichten eine Palmenhütte, unter deren breitem Vordach ein sympathischer alter Mann und eine hagere Frau saßen, außerdem zwei jüngere Burschen und zwei Mädchen, offenbar die Geschwister von Alwin. Alle sechs waren höchst verwundert, dass sich ein Weißer in einem Prahú hierher verirrt hatte, aber die Mutter schickte sofort eine der Töchter in die Küche, um einen Kaffee zu kochen. Ich erzählte in meinem gebrochenen Indonesisch, ich wäre als Tourist unterwegs und gestern Abend hier angekommen. Sie hörten mir gespannt zu und boten mir, als der Kaffee aufgetragen wurde, die guten Kretek⁴³ an, während der Alte eine Betelnuss zerkleinerte, sie in ein Blatt wickelte und mit einem Grinsen in den Mund schob.

Die Familie schien Gefallen an mir zu finden und lud mich ein, so lange hier zu bleiben, bis das Wetter wieder

⁴³ Indonesische Nelkenzigaretten

besser geworden und meine Kleidung getrocknet war. Sie zeigten mir einen kleinen Raum, in dem ich schlafen könnte. Ich nahm das Angebot dankend an, holte mein Gepäck herbei, übergab einen Teil des Proviantes der Mutter und bot an, Chapatis⁴⁴ für alle zu backen. Hochinteressiert bereiteten sie mir eine kleine Feuerstelle, und ich fing an zu brutzeln. Zu den Chapatis zerrieb ich Kokosnuss und mischte sie mit Zucker, was hier normalerweise eine Beilage zu Süßkartoffeln war. Zufriedene schmatzende Gesichter belohnten meine Mühe, und die Mutter wollte sich das Rezept für dieses roti⁴⁵ merken.

Auf Anraten der Familie holte ich das Prahú herüber. Der Alte betrachtete es fachmännisch, denn wie sich herausstellte, war er Bootsbauer von Beruf. Er lobte das Segel, aber die Querstangen der Ausleger wären nicht stabil genug. Ich fragte den Alten schüchtern, ob er mir neue machen könnte, und wie viel sie kosteten.

„Wir sind hier Christen, weißt du, ich mache dir das umsonst“, sagte er auf seine ruhige gemächliche Art, stapfte mit einem Hackmesser in den Wald hinein und kam bald mit zwei zarten Bäumchen wieder. Er nahm Maß und schälte mit einem Hobel die Rinde ab. Dann hackte er die Stange weiter zurecht und lehnte sie zum Schluss über einen gefällten Baumstamm, damit sie beim Trocknen eine leichte Biegung erhielt.

Ich versuchte, in gleicher Weise das andere Bäumchen zu bearbeiten, brauchte dafür aber bestimmt fünfmal so lange wie der Alte.

⁴⁴ Dünnes Fladenbrot, das man in der Pfanne backen kann.

⁴⁵ indon.: Brot

Am nächsten Tag ging ich mit Alwin fischen. Alwin holte einen Fisch nach dem anderen aus dem Wasser, während ich neidisch mit meiner Leine in der Hand daneben saß.

„Was mache ich falsch?“ wollte ich wissen.

„Du musst den Köder bis auf den Boden sinken lassen und dann wieder ein kleines Stück hochziehen. Wenn du spürst, dass ein Fisch dran knabbert, ziehst du ihn ruckartig hoch“, klärte Alwin das Greenhorn auf und kurz darauf klappte es auch bei mir. Rotschwarze und dunkelblaue Fische bevölkerten bald den Boden des Prahus und plötzlich tauchte eine Delphinschule dicht neben dem Boot auf. Ich lud sie ein, sie sollten doch etwas näher kommen, ich würde ihnen auch einen Fisch spendieren, aber die gingen auf das verlockende Angebot nicht ein und zogen weiter ihres Weges.

„Der Mast ist auch nicht besonders gut, er kann leicht splintern“, sagte der Alte zu mir und hatte bereits Ersatz aufgetrieben. Außerdem baute er eine Querverbindung ein, die beide Bootswände zusammenhielt, damit das Prahui bei starkem Wind und hoher Belastung nicht auseinanderbrach.

„Ist es eigentlich weit bis Siberut?“ fragte ich beim Abendessen, so als ob mich die Beantwortung der Frage nicht weiter interessierte.

„Man braucht einen Tag und eine Nacht“, meinte der Alte, „aber es gibt nur zwei günstige Monate, den Oktober und den Januar, ansonsten sind die Wellen zu hoch und man hat ungünstige Winde.“

„Du willst doch nicht etwa nach Siberut?“ fragte die Mutter, die mich inzwischen wie ihren vierten Sohn behandelte und scheinbar Lunte gerochen hatte.

„Jahu⁴⁶!“ redete ich mich heraus.

„Ya, jahu sekali! Kamu tidak boleh pergi ke Siberut⁴⁷!“ sagte die Mutter bestimmt.

Mit der Verständigung klappte es immer besser, denn ich hatte ein Wörterbuch dabei und lernte schon seit einiger Zeit. Da Indonesisch wegen fast fehlender Grammatik zu den einfachsten Sprachen der Welt zählt, und ich hier darauf angewiesen war, machte ich schnelle Fortschritte. Und Alwin und ich waren bald dicke Freunde.

„Gibt es nicht eine Konstruktion, mit der man das Paddel feststellen kann, so dass ich während der Fahrt vorne im Boot hantieren kann?“ fragte ich den Alten am folgenden Morgen.

„Ada⁴⁸“, meinte der liebe Kerl und suchte sich sofort das nötige Holz zusammen. Ich hatte eigentlich mit einer simplen Konstruktion gerechnet, aber der Alte schnitzte den halben Tag an seinem Kunstwerk herum, bis ich wirklich ein richtiges Ruder besaß. Und dann bekam ich obendrein noch ein neues Paddel, weil das andere nach Meinung des Alten zu kurz für mich war. Als ich mir dann mein aufgemöbeltes Prahu anschaute, war ich mir sicher: Das war nicht dafür gedacht, nur von

⁴⁶ indon.: Weit!

⁴⁷ indon.: Ja, sehr weit ! Du darfst nicht nach Siberut gehen!

⁴⁸ indon.: Gibt es!

einer Insel zur nächsten zu schippern. Es hieß nicht umsonst Vairocana!

Zum Abschied gab ich dem Alten meine vergoldete Uhr, ein Weihnachtsgeschenk meiner Eltern, auf dessen Zifferblatt der Aachener Dom abgebildet war.

„Der ist so groß wie drei Palmen übereinander“, erklärte ich der staunenden Familie und dachte dabei, dass sie die Uhr wahrscheinlich eher zu schätzen wussten, fühlte ich mich doch schon mehr als Muslim, denn als Christ. Die Brüder holten mir noch kelapa muda von den Bäumen, damit ich unterwegs zu trinken hatte, und Mutti machte statt Butterbrotpaketen Reisgerichte, die sie in Bananenblätter einwickelte. „Jangan pergi ke Siberut!“ warnte sie noch einmal.

Ich musste eine gute Stunde paddeln, bis ich die Meerenge erreichte, die die beiden größten Inseln des Archipels voneinander trennten. Zuerst konnte ich das Segel benutzen, später jedoch drehte der Wind, und ich musste zum Paddel greifen. Ein Delphin tauchte auf und schwamm langsam vor mir her, aber wenn ich hoffte, dass er wie Flipper die Leine des Bootes ins Maul nehmen würde und mich ein bisschen ziehen, so wurde ich enttäuscht. Der Vormittag zog sich dahin, und gegen den Wind zu paddeln war zehnmal schlimmer, als gegen den Wind Fahrrad fahren!

So quälte ich mich voran. Die Ufer bestanden zu beiden Seiten aus Mangroven, die mir keinen Schatten spenden konnten, weil ihre stacheligen, weit auseinander wurzelnden Stämme keinen Durchschlupf erlaubten. Erst am Abend verbreiterte sich der Kanal, und die Mangroven machten palmenbestandenem

Sandstrand Platz. Ich ruderte sofort an Land und machte mich erschöpft daran, einen Schlafplatz herzurichten. Kaum war jedoch die Nacht hereingebrochen, überfielen mich unzählige kleine Mücken, die sich nicht um mein grobmaschiges Moskitonetz kümmerten, und die mir das Leben zur Hölle machten. Ich zog mir meine Jeans und meinen Pullover an, durch die die Mücken zwar nicht durchstechen konnten, in denen ich aber schwitzte wie in einer Sauna. Ich legte mir ein Handtuch über meinen Kopf, aber die Viecher fanden erbarmungslos auch den kleinsten Spalt.

Am nächsten Morgen war ich völlig entnervt, und der Wind blies immer noch aus Süden. Da ich nicht die geringste Lust aufs Paddeln hatte, versuchte ich zu kreuzen, was sich aber als hoffnungsloses Unterfangen erwies, da die Abdrift zu groß war. Schließlich erreichte ich eine Insel, die so klein war, dass man sie in drei Minuten umwandern konnte. Dort fand sich eine leerstehende Hütte, und ich war mir relativ sicher, dass es hier keine Moskitos gab. Ich schwor mir, erst weiterzufahren, wenn der Wind aus einer günstigen Richtung bliese.

In der Nacht wurden meine Provianttüten von Einsiedlerkrebsen attackiert, die Löcher ins Plastik rissen, so dass der Reis und das Mehl herausgerieselte kamen. Ich rächte mich am nächsten Tag, in dem ich etlichen von ihnen die Schale einschlug und sie als Fischköder benutzte, denn die Fische mochten Krebsfleisch. Wenn ich die richtige Stelle am Riff gefunden hatte, biss auch sofort einer an, denn Fische gab es hier genug. Nur trieb ich immer schnell wieder

von der günstigen Stelle weg, denn ich hatte noch nichts gefunden, was ich als Anker hätte benutzen können. Als mich jemand in Tello gefragt hatte, ob es in Deutschland Steine gäbe, hatte ich erst mal die Frage überhaupt nicht verstanden. Bis mir bei der Suche nach einem Anker ein Licht aufgegangen war: Hier gibt's wirklich keine Steine! Keinen einzigen! Weil's ja Koralleninseln sind!

Kleinere Wunden hatten sich mittlerweile entzündet, und ich ahnte, dass sich der Erreger bereits im Blut befand. Auch hatte ich auf Samaleke Ekzeme bekommen, wahrscheinlich wegen des hohen Kaffee, Zucker und Kretek-Filter-Verbrauchs. Und auch vielleicht wegen der psychischen Anspannung, denn in zwei Tagen lief das Visum aus.

Auf einer gegenüberliegenden Insel trainierte ich, Kokospalmen zu erklettern, weil es auf meiner kleinen Insel keine gab. Es war recht schwierig, aber immerhin schaffte ich die knapp vier Meter bis zur Krone. Nur hatte ich jetzt nicht mehr genügend Kraft, mich an einem der Palmenzweige höher zu ziehen, und außerdem schlotternde Knie und Angst, dieser könnte unter meinem Gewicht abreißen. Wenigstens hatte ich es geschafft, mir ein paar neue Schrammen zuzuziehen, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als sich zu entzünden. Aber ich wollte nicht aufgeben und auf die Kokosnüsse verzichten, und so paddelte ich am nächsten Tag wieder los. Ich war so versessen darauf, eine Nuss zu ergattern, dass ich erst auf halbem Wege merkte, dass der Wind aus Nordost blies. In wilder Hast ruderte ich zurück zu meinem Eiland, montierte den Mast, schmiss meinen Krempel ins Prahú und startete los. Dreimal musste ich

jedoch wieder umkehren, weil ich unter anderem meinen Hut, das Geld und das Ruder vergessen hatte. Aber dann ging's in traumhaft schneller Fahrt die Küste der großen Insel entlang und immer weiter gen Süden. Ich war überrascht, als ich am späten Nachmittag bereits das Ende des Archipels erreicht hatte. Auf der letzten der Inseln stand ein Leuchtturm, und am Horizont waren in weiter Entfernung weitere Inseln zu sehen. Das musste Siberut sein! Es lag sogar in Sichtweite! Das musste zu schaffen sein!

Ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass das, was ich für Inseln hielt, die Berge Siberuts waren, die über die Kimm ragten, und dass mich von der Küste über sechzig Kilometer offenes Meer trennten. Deshalb beschloss ich zuversichtlich, den günstigen Wind gleich auszunutzen und durch die Nacht zu fahren.

Als die Sonne im Meer versank, zündete ich in gewohnter Weise meinen Pass an. Bevor ich den Abgrund überquerte, wollte ich doch noch meine Identität loswerden. In Siberut könnte dann niemand mehr feststellen, woher ich kam. Niemand würde vermuten, dass ich von Tello aus mit dem Einbaum über das Meer gesegelt war!

Siberut

*Ach, wandernd im Samsara - ob großer
Geistesverdunkelung. Auf dem leuchtenden
Lichtpfad der Dharmadatu Weisheit
führe mich der Bhagavan Vairocana.*

*Die göttliche Mutter des
Unendlichen Raumes sei meine Deckung.
Möge ich sicher geführt werden
über den schreckensvollen Abgrund des Bardo
und versetzt werden in den Zustand
Allvollkommener Buddhaschaft.*

Bardo Thödol

Der günstige Wind hörte mit dem Einbruch der Nacht auf, und das Meer wurde spiegelglatt; bis auf die riesenhaften Wellen, die als Berge über das Meer wanderten und hundert Meter breite Täler erschufen, somit aber auch völlig ungefährlich für das kleine Boot waren. Mir war das nicht unlieb. Besser gar kein Wind, als zu viel oder Gegenwind. Dann wurde eben bis Siberut gepaddelt!

In weiter Ferne blitzten Leuchtfener über den Himmel und ich vermutete, es wären die Leuchttürme von Sibolga und Padang. Es war eine klare Nacht, und ich hatte noch niemals so viele Sterne auf einmal gesehen. Es gab fast mehr helle Flecken am Himmel als dunkle! Ständig rauschten Sternschnuppen über das Firmament, und wenn ich das Paddel ins dunkle Wasser tauchte, leuchteten Tausende kleiner grüner neonfarbener Punkte auf. Auch dort wo mein Prahú durchs Wasser glitt, wurde ein leuchtender Streifen

gezogen. War das phosphoreszierendes Plankton? Wie magisch! Welch eine Nacht!

Nach drei Stunden Paddelerei kam doch noch eine sanfte Brise auf und ich hatte Glück, denn sie kam aus Nordwest, so dass ich wieder mein Segel spannen konnte. Ich machte es mir auf meinem Heckbänkchen bequem, stellte das Ruder fest und döste vor mich hin, wagte es aber nicht einzuschlafen. Der Leuchtturm hinter mir wurde allmählich kleiner und das Leuchtfeuer, das vermeintlich aus Padang herüberschien, diente mir als Orientierung. Zusätzlich orientierte ich mich aber noch an verschiedenen Sternkonfigurationen und versuchte, ihre ungefähre Kreisbahn einzukalkulieren.

Dann drehte allmählich der Wind, und mir blieb schließlich nichts anderes übrig, als das Segel herunterzunehmen und wieder zu paddeln. Hier und da waren Blitze über dem Meer zu sehen, vor allem dort, wo ich Siberut und Sumatra vermutete. Der Wind wurde böiger, und ich hatte nun auch gegen größer werdende Wellen anzukämpfen. Die Gewitterwolke über Siberut schien sich auf mich zuzubewegen, denn die Blitze rückten ständig näher. Ich bekam feuchte Hände. Die Vorstellung, hier auf dem offenen Meer von einem Gewitter überrascht zu werden, ließ mich erschauern. Ich ruderte, was das Zeug hielt, hatte aber das Gefühl, ich käme gegen den Wind und die Wellen kaum vorwärts. Lange Zeit ging das so, und allmählich lagen die Nerven bloß. Irgendwann ließ ich mich mutlos und erschöpft ins Boot zurückfallen, gönnte mir aber nur fünf Minuten Pause, weil ich wusste, dass ich in dieser Zeit bereits wieder weit zurückgetrieben war. Ich

griff erneut zum Paddel, auch wenn ich mich fragte, was mir hier auf dem offenen Meer in dieser Nusschale die Paddelerei groß nützte. Ich war kurz davor aufzugeben.

In meiner Verzweiflung dachte ich daran, wie Jesus dem See und dem Wind befohlen hatte, sich zu beruhigen, und fragte mich, wie der sich wohl in so einer Situation verhalten hätte: Der wäre erst mal ganz cool geblieben! Dann hätte er getan, was in seiner Macht stand, alles Weitere Gott überlassen und sich nicht weiter aufgeregt!

So ruderte ich lange am Rande meiner Kräfte und hoffte auf eine baldige Dämmerung. Die Sichel des Mondes und der Morgenstern waren inzwischen aufgegangen, aber der Mond hatte nicht genügend Kraft, Siberut zu beleuchten, und ich steuerte nach wie vor in die Dunkelheit. Das Gewitter hatte sich aber Gott sei Dank inzwischen aufgelöst, und auch der Wind wurde bereits schwächer.

Endlich, endlich schlich sich die Dämmerung über den Horizont. Es wehte jetzt kein Wind mehr, und so gönnte ich mir eine Stunde Schlaf. Als ich völlig steif wieder erwachte, bot sich mir das schönste Panorama, das ich je in meinem Leben gesehen hatte: Vor mir, nur noch ungefähr drei Kilometer entfernt, lag die palmengesäumte Küste Siberuts. Dunkler Wald bedeckte das Land, das sanft zu den zackigen blauschimmernden Bergen des Hinterlandes anstieg. Zu meiner Rechten zog sich eine felsige Küstenlinie gen Süden und mächtige Brecher schlugen dort ans Ufer. Zu meiner Linken zog sich der Sandstrand endlos hin, bis die Küste in einigen Kilometern einen Knick machte und sich dem Auge entzog. Der Himmel leuchtete in den

phantastischsten Farben, hellrosa, lila, dunkelblau, und war mit weißen Wolkenfetzen dekoriert. Die Morgensonne war noch hinter Wolken verborgen, leuchtete aber bereits durch ein Wolkenfenster hindurch und strahlte andere Wolken von unten her orange-violett an.

Aber so schön der Anblick auch war, ich hatte nur den Wunsch, das Ufer zu erreichen und zu schlafen. Nicht jetzt noch kurz vor dem Ziel schlappmachen. Die Sonne kam bald raus und dann wurde es heiß! Langsam quälte ich mich voran.

Als ich mich schließlich dem Strand auf wenige hundert Meter genähert hatte, musste ich enttäuscht feststellen, dass die Wellen hier so gnadenlos aufdonnerten, dass ich wohl kaum heil an Land gekommen wäre. Enttäuscht legte mich auf mein kleines Heckbänkchen und dachte mir, zur Not käme ich ja immer noch an Land, ich wollte jetzt aber erst mal ausruhen. Doch die Sonne war da anderer Meinung! Ich trank den letzten Schluck Wasser und mir wurde klar, ich musste weiter die Küste entlang, auch wenn die Hände das Paddel kaum noch halten wollten. Ich hatte keine Wahl! Es gab nur ein Weiter!

Ich paddelte um den Knick herum: wieder endloser Sandstrand bis zum nächsten Knick. Irgendwann sah ich eine Hütte am Strand und beschloss, die Landung zu wagen. Ich fuhr so nahe wie möglich an den Wellengürtel heran, studierte lange Zeit das Wasser, und als ich meinte, es würde gerade keine größere Welle anrollen, paddelte ich los wie ein Wilder. Es klappte einigermaßen. Eine Welle hob mich hoch, und als sie brach, tat ich instinktiv genau das Richtige: Ich

steuerte mit dem Paddel gegen und fuhr auf der Gischd dem Strand zu, wobei nicht allzu viel Wasser ins Boot schwappte.

Niemand war zu sehen. Aber an der Hütte liefen Hühner umher, und die Reste eines Feuers glühten immer noch vor sich hin. Ich schleppte meine Sachen an Land, zog das Boot auf den Strand, und ließ mich dann unter dem Vordach der Hütte auf ein paar Matten fallen. Die Hühner gackerten mich zwar aufgeregt und empört an, aber mich konnte jetzt nichts mehr stören.

Am Nachmittag erschien ein erstaunter Indonesier, und ich entschuldigte mich für mein ungefragtes Eindringen. Aber das schien, nach der Miene des Mannes zu urteilen, schon okay gewesen zu sein. Ich versuchte ihm zu erklären, dass ich gerne die Feuerstelle benutzen würde. Der Mann nickte, und während ich Holz zusammensuchte und Wasser aufsetzte, holte der Mann zwei kelapa muda, hackte sie auf und bot sie mir an. Dankbar schlürfte ich die kühle wohlschmeckende Milch und benutzte das weiche Fruchtfleisch für meinen Pudding, den ich aus Mehl und Zucker kochte. Der Mann schaute interessiert zu, wollte vom Gekochten aber doch lieber nichts probieren, verabschiedete sich dann und meinte, er müsste weiterarbeiten. Und so futterte ich den ganzen Pott alleine auf, wälzte mich pappsatt auf die Seite und döste weiter vor mich hin.

Ein junger Kerl kam irgendwann vorbei und versuchte, ein Gespräch anzuzetteln und mit seinen paar Brocken Englisch zu prahlen. Dann lud er mich ein, zur Hütte seiner Familie mitzukommen, doch ich wollte mich möglichst nicht bewegen. Bis langsam die Nacht

hereinbrach und sich herausstellte, dass die Gegend von den kleinen blutsaugenden Mistviechern derart verseucht war, dass jede Art von Entspannung absolut unmöglich wurde. So begleitete ich den Jungen, der sich John nannte, zu der Hütte seines Schwagers, die auf 1m hohen Pfählen stand und nur eine Wand, dafür aber ein großes, tief herunter gezogenes und sauber gearbeitetes Palmendach besaß. Die Umgebung der Hütte war brandgerodet, und aus der schwarzen Erde kamen bereits alle möglichen Pflänzchen wie Maniok, Bananen und Kokospalmen hervorgesprossen. An einer Stelle qualmte noch ein großer Holzhaufen vor sich hin und hielt damit die lästigen Blutsauger von der Hütte fern. Die Familie bestand aus der Schwester von John und ihrem Mann, sechs Kindern und der von Kopf bis Fuß tätowierten zahnlosen Großmutter. Nur der Mann und die recht hübsche Frau konnten indonesisch sprechen, die Kinder und die Großmutter plauderten in Mentawai⁴⁹.

Die Familie behandelte mich sehr zuvorkommend, bewirtete mich mit einer Reismahlzeit und konnte mir sogar ein dünnmaschiges Moskitonetz für die Nacht leihen. Ich revanchierte mich, indem ich am Morgen für die ganze Mannschaft Kokosmakronen in Öl buk.

Nach drei Tagen fragte John, nachdem er gesehen hatte, dass der Weiße recht freigebig war, ob ich ihm nicht eine Hose kaufen wollte, denn er hätte keine zum

⁴⁹ Auf den 13765 Inseln des indonesischen Archipels werden über 450 verschiedene Sprachen und Dialekte gesprochen. Indonesisch ist nur eine Kunstsprache aus malaiischen, arabischen, indischen, englischen und holländischen Elementen, um das riesige, sich über drei Zeitzonen erstreckende Land sprachlich zu einigen.

Wechseln. Daraufhin machten wir uns auf den Weg nach einem etwa zehn Kilometer entfernten Städtchen. Ich hatte es nicht leicht, dem flinken John auf dem glitschigen und morastigen Pfad zu folgen. Manchmal führte der Weg durch sumpfiges Gelände, und man musste über Baumstämme oder rutschige Bambusrohre balancieren. Wir begegneten drei eingeborenen Mentawais, die nur einen Schurz trugen, mit bunten Federn geschmückt waren, und wie die Großmutter den ganzen Körper tätowiert hatten.

Als wir das Dorf betraten, schob ich mir den Hut tiefer ins Gesicht, um nicht so schnell als Europäer erkannt zu werden, was aber allein wegen meiner Größe wohl kaum viel nutzte. Und wirklich rief uns kurz darauf auch schon ein älterer Mann mit weißem Bürstenhaarschnitt aus seinem Vorgarten heraus zu, wir sollten herüberkommen. Er blickte finster drein und befahl uns in sein Haus. Da John ruhig blieb und der Anweisung widerspruchslos folgte, ging auch ich mit. Wir wurden in ein Zimmer geleitet, in dem etliche Bilder von Uniformierten hingen, unter anderem ein Bild des Mannes aus jüngeren Jahren in Paradeuniform mit einigen Orden und Abzeichen. Die Gesichter auf den Fotos erinnerten mich unangenehm an den marokkanischen Polizeichef, und ein ungutes Gefühl stieg in mir hoch. Der Mann blickte mir mit militärisch strengem Blick in die Augen und wollte wissen, was ich hier zu suchen hätte.

„Ich bin Tourist und hier, um Einkäufe zu erledigen.“

„Besitzen Sie ein Permit? Sie brauchen eins, um durch diese Gegend zu reisen.“

„Mir ist nicht bekannt, dass man hier eine Erlaubnis braucht.“

„Zeigen Sie mir Ihren Pass.“

„Tut mir leid, aber mein ganzes Gepäck ist in der Hütte von meinem Freund.“

„Dann schreiben Sie mir Ihre Personalien auf“, sagte der Mann, und ich überlegte fieberhaft, ob ich das gleiche Spiel wie in Marokko spielen sollte, nahm aber dann den angebotenen Stift in die Hand. Als der Name auf dem Papier stand, wurde der Alte sofort freundlicher und ließ Kaffee bringen, während er sich noch mit John unterhielt. „Also doch wieder definiert!“ dachte ich resigniert.

Als der Kaffee geleert war, gingen John und ich zu einem Nachbarhaus, das der Alte uns empfohlen hatte, weil dort ein kleiner Laden war, der als Erfrischung frischen Obstsalat mit Pudding anbot. John wollte nach dem Snack gleich weiter, aber weil ich, wahrscheinlich wegen der Aufregung, Appetit auf Süßes bekommen hatte, wollte ich noch einen zweiten bestellen, obwohl mich eine innere Stimme aufforderte, jetzt zu gehen. Während ich nun meinen zweiten Obstsalat futterte, kam ein Mann vorbei und sprach mit dem alten Offizier. Dann winkten mir beide zu, ich sollte noch einmal herüberkommen. Der andere Mann war der *kepala desa*⁵⁰ und begrüßte mich freundlich, meinte aber unmissverständlich, ich müsste morgen mit meinem Pass bei ihm erscheinen.

⁵⁰ Indon.: Kopf Dorf = Bezirkschef, Bürgermeister

In einem anderen Laden kauften wir dann alles Mögliche ein, und John erhielt seine ersehnte Hose.

Am nächsten Morgen tat ich so, als ob ich verzweifelt meinen Pass suchte, brach dann aber schließlich scheinbar resigniert die Suche ab. Auch die Familie war jetzt in Aufregung geraten und rätselte, wo das Papier stecken könnte. Wir gingen zu der Stelle, wo ich mit dem Boot gelandet war, forschten aber natürlich auch dort vergebens.

„Na ja, ist nicht so schlimm“, beruhigte ich die Familie, „ich kann zur Botschaft gehen und mir einen neuen holen. Nur ist es dann wohl besser, ich fahre selber dorthin und gehe nicht erst beim Bürgermeister vorbei. Das verzögert nur die Angelegenheit und schafft unnötige Probleme.“ Dann belud ich mein Prahú und verabschiedete mich von der Familie, während John mir noch mein Beil abschwatzte. Ich kam gut durch die Brandung, hatte aber ungünstigen Wind und musste zum Paddel greifen.

Ich paddelte den ganzen Tag, um genügend Abstand zu dem kepala desa zu bekommen, dachte mir aber, dass sich die Neuigkeit wahrscheinlich schnell herumsprach, und ich eigentlich gut daran täte, die Insel schnell zu verlassen. Die ganze Begebenheit kreiste in meinem Kopf herum, und mir wurde eines klar: Ich würde bei einem Verhör oder gar unter Folter immer wieder sagen, dass auf meinem Pass dieser deutsche Name gestanden hatte. Weil es ja die Wahrheit war! Warum sollte ich es verheimlichen und mir dafür die Jacke vollhauen lassen? Klar, man würde einmal diese Identität aufgeben und das falsche Ich an den Nagel hängen müssen, und das war sicherlich ein

schmerzhafter Prozess. Aber inwieweit konnte der Mensch ohne eine Identität überhaupt leben? Gott verlangte sicher nicht von mir, dass ich Forderungen an mich selber stellte, die ich sowieso nicht erfüllen konnte!

Am Abend erreichte ich die Nordostseite der Insel und fand dort eine kleine unbewohnte Hütte. Ein paar Jungen kamen vorbei und leisteten mir beim Nachtmahl Gesellschaft, wobei ich lernte, dass Kokosschalen sehr gut brennen und die Mücken verscheuchen. Die netten aufgeweckten Kerle gingen mir später in einem nahegelegenen Dorf ein paar Kekse besorgen, damit ich Proviant für die Weiterfahrt hatte. Außerdem holten sie auch noch ein paar Nüsse von den Bäumen und bereiteten sie mir trinkfertig zu, so dass ich sie leicht mit meinem Messer öffnen konnte.

Als ich am nächsten Morgen in See stach, herrschte schönsten Wetter und ein stetiger Nordwind. Während ich das Segel setzte, überlegte ich, welchen Kurs ich nehmen sollte: weiter die Küste entlang, oder es wagen und nach Sumatra übersetzen? Diesmal war kein Land zu sehen, was bedeutete, wirklich jeglichen Halt aufgeben!

„Also, wenn ich schon eine Identität brauche“, sprach ich zum Wind, „werde ich mich Muslim⁵¹ nennen sobald ich Sumatra erreiche!“

⁵¹ Die sich Gott ergeben.

Wasserwüste

*So glaubt an Allah und seinen Gesandten und
an das Licht, das wir hinabgesandt haben.
Und Allah weiß, was ihr tut. Und wer an Allah
glaubt und das Rechte tut, dessen Missetaten
wird er zudecken und wird ihn in Gärten
bringen, durchheilt von Bächen, um ewig darin zu
verweilen ... Kein Unglück trifft ein ohne Allahs
Erlaubnis; und wer an Allah glaubt, dessen Herz
leitet er...*

Koran, Der gegenseitige Betrug 8,9,11

Das Boot rauschte mit nahezu maximaler Geschwindigkeit über das Wasser, und ich musste mich weit auf die Seite legen, um das Gleichgewicht zu halten. Schnell war ich durchnässt vom Spritzwasser, aber ich wusste, dass ich mich zu beeilen hatte, auch wenn ich nicht ahnte, dass Sumatra über 140 Kilometer entfernt lag!

Weißer Schaum bedeckte bereits die Wogen und ich betete zu Gott, dass der Wind so bliebe und nicht noch stärker würde. Fliegende Fische schwirrten über das Wasser und ich war erstaunt, dass sie richtige Kurven fliegen konnten und das Auf und Ab der Wellen berücksichtigten, während sie knapp über der Wasseroberfläche dahinschossen.

Am Abend war Siberut immer noch auf seiner gesamten Länge zu erkennen. Nur von Sumatra war keine Spur zu sehen, bis auf die gewaltigen Amboss-Wolken, die sich wohl über dem Festland bildeten. Die zarte Sichel des neuen Mondes und die Venus waren

jetzt zu erkennen, und der Himmel vergnügte sich am Horizont mit einem berauschenden Farbenspiel. Die Wellen hatten inzwischen an Höhe zugenommen, und es gab keine andere Möglichkeit, als so hart wie möglich am Wind zu fahren und sie dabei so schräg wie möglich anzuschneiden, damit nicht zu viel Wasser ins Boot schwappte. Trotzdem war ich alle zehn Minuten damit beschäftigt, das Prahü auszuschöpfen, und ich fluchte dabei nicht wenig, meinte ich doch, zu weit nördlich zu geraten. Drei Stunden ging es so, bis dann endlich der Wind und die Wellen sich beruhigten. Drei hellere Flecken waren am Horizont zu erkennen: Sibolga, Padang, und vielleicht Bengkulu, dachte ich in meiner Naivität und Unkenntnis der wahren Größenverhältnisse. Hinter mir schien das Licht des Leuchtturmes, den ich vormals Padang zugeordnet hatte, der aber auf der Nordostseite Siberuts stand.

Nun herrschte völlige Flaute. Ich döste eine Stunde vor mich hin, konnte aber bei der unbequemen Lage und den feuchten Klamotten keinen Schlaf finden und griff daher schließlich wieder zum Paddel. Nach einiger Zeit frischte der Wind dann doch auf und diesmal aus der günstigen westlichen Richtung. Für drei bis vier Stunden glitt das Boot ruhig durch die Nacht. Es gab kaum Wellen, und obwohl der Wind nur sanft blies, schien das Boot gute Fahrt zu machen.

Leider blieb es nicht so. Nach einer kurzen Flaute schlug der Wind plötzlich um und wurde böig. Verschiedene Gewitterwolken tauchten hier und dort auf. Langsam zog eine von ihnen von Norden her auf mich zu. Wenn es blitzte, erkannte man ihre gewaltige Größe und die Regenwand, die sie unter sich herzog. Ich

segelte unbeirrt weiter. Noch war der Wind relativ günstig und die See ruhig.

Dann aber stand fest: Diesmal würde es mich erwischen! Die Regenwand war nur noch einen halben Kilometer entfernt und trieb direkt auf mich zu! Ich holte das Segel ein und griff zum Paddel. Nach wenigen Minuten erfassten mich die Böen, und nach ein paar weiteren Augenblicken schlugen mir die Tropfen ins Gesicht. Es wurde bald unmöglich, gegen den Sturm anzupaddeln. Die Wellen und der Wind drehten den Bug herum, sobald ich mit der Paddelerei innehielt, um das Wasser aus dem Boot zu schöpfen.

Ich hatte jetzt ein ähnliches Wetter wie bei meinem Segeltörn von Gomera nach Teneriffa, nur dass es Nacht war, in Strömen regnete, die Blitze um mich herum niederfuhren, und ich nicht in einer modernen Yacht, sondern in einem Prahü saß! Hilflös trieb ich mit dem Wind und surfte vor den Wogen her, immer weiter von Sumatra weg. Ich hatte das unverschämte Glück, dass ich vergessen hatte, das Ruder während des Paddelns ins Boot zu nehmen, was ich sonst normalerweise tat, um weniger behindert zu werden. Dadurch fuhr das Prahü nun mit den Wellen mit und stellte sich nicht quer zu ihnen. Hätte ich mit dem Paddel manövrieren müssen, wäre das Boot bereits voller Wasser gewesen. So aber hatte ich die Hände frei und schöpfte, als ob es um mein Leben ginge. Und das tat es wahrscheinlich auch! Zwar gab es Einbäume, die so leicht waren, dass man sie im Wasser wieder entleeren konnte, aber mein Boot war dafür zu schwer. Es wäre nicht gesunken, aber doch manövrierunfähig geworden, und es wäre dann unmöglich gewesen, es wieder flott zu bekommen.

Irgendwann, es kam mir wie eine Ewigkeit vor, hörte der Regen auf, und das Gewitter war über mich hinweg. Doch der Wind und die Wellen beruhigten sich nur wenig, und ich trieb immer noch von Sumatra weg. Eine innere Stimme meinte, ich müsste jetzt wohl die Segel setzen und gegensteuern, wenn ich nicht wieder zurück nach Siberut treiben wollte.

„Aber das schaffe ich doch nie bei diesem Wetter!“ rief ich.

Doch die innere Stimme schien davon überzeugt zu sein, dass ich es konnte und amüsierte sich offensichtlich über diesen hilflosen Tollpatsch. „Los, los“, mahnte sie, „auf geht's!“

Ich zog die Rahe hoch, wobei ich in der Hocke blieb, um mein Gleichgewicht zu halten, jedoch zu zaghaft, so dass die Baumnock mit dem Rest des Segels ins Wasser geweht wurde. Ich versuchte, das Segel trotzdem weiter hochzuziehen, aber die Baumnock hatte sich vorne an den Auslegern verfangen.

„So ein verdammter Mist!“ schrie ich verzweifelt in die Nacht hinaus, und zerrte wie ein Wilder am Segel. Aber ich sah bald ein, dass ich dadurch höchstens das Plastik zerriss. Es half nichts, ich musste am Mast vorbei, zum vorderen Teil des Prahui, in dem das Gepäck verstaut war, und die Baumnock befreien. Es war ein wackliger Balanceakt, und als ich mich am Mast vorbeidrängte, stellte sich das Boot gefährlich schräg. Durch die Gewichtsverlagerung drehte es sich außerdem langsam breitseits zu den Wellen, und mich ergriff allmählich Panik. Aber während ich am Fluchen und am Jammern war, wurde mir plötzlich klar: Dies war

ein Spiel! Ein Training! Der Ernst fing erst nach dem Tode an! In dieser Welt sollte man sein Ego abrichten, wie man ein Pferd abrichtete. Es durfte weder beim Anblick eines leckeren grünen Grasbüschels, noch bei Gefahr die Anordnung des Reiters missachten!

Ich wurde auf einmal sehr ruhig. Mit konzentrierten Bewegungen löste ich die Baumnock, balancierte zurück ins Heck, schöpfte das eingelaufene Wasser aus, und probierte es von neuem. Diesmal bekam ich zwar das Segel ganz hochgezogen, aber die Rahe hing schief am Mast, weil sie sich nicht richtig durch die Seile geschoben hatte, die den Mast mit den Querstangen der Ausleger verbanden. Ich ließ das Segel noch einmal herunter und zog es dann wieder hoch, aber die Rahe verfring sich erneut. Das Jammern und Fluchen wollte sich wieder einen Weg bahnen, aber diesmal war ich wachsam und zog rechtzeitig die Zügel. Klar und deutlich kamen die Anweisungen, und ich folgte ohne Zögern, obwohl ich mich ganz in dem wackeligen Boot aufrichten musste und kurz davor war, das Gleichgewicht zu verlieren. Ich setzte die Baumnock in die Schlaufe des Mastes ein, legte das Ruder nach Luv und holte die Großschot langsam an. Das Segel flatterte und krachte dermaßen, dass ich meinte, es müsste jeden Moment zerreißen. Einen ängstlichen Augenblick lang lag das Boot quer zu den Wellen, bis ich es geschafft hatte, hart an den Wind zu gehen, und die Wellen scharf anzuschneiden. Kaum zu glauben, dass das Material diesen Anforderungen überhaupt gewachsen war! Mir selber fielen öfters vor Erschöpfung die Augen zu, obwohl der Wind am Segel rüttelte und die Gischt höherer Wellen über die

Bordwand schwappte. Das lange Warten auf den Morgen hatte wieder einmal begonnen...

Als schließlich die Dämmerung einsetzte, hörte wie verabredet der Wind auf zu wehen, und auch die Wellen beruhigten sich langsam. Und wieder bekam ich als Belohnung für die durchstandene Nacht eine der grandiosesten Szenerien meines Lebens zu Gesicht: Sumatra, mit seiner Kette aus dreitausend Meter hohen Vulkanen lag im klaren Morgenlicht verheißungsvoll vor mir!

Heißhungrig stürzte ich mich auf die Kekse und kaute auf dem Zuckerrohr herum, von dem ich einige Stangen als Wegzehrung mitgenommen hatte. Dann versuchte ich, es mir auf meinem Bänkchen gemütlich zu machen, aber der Hintern war dermaßen aufgeweicht, dass ich kaum wusste, für welche Backe ich mich entscheiden sollte. So döste ich vor mich hin und war kurz davor einzuschlafen, als plötzlich eine Böe das Segel traf und sich das Prahú sofort auf die Seite legte, ungeachtet der Ausleger sogar soweit, dass mächtig Wasser ins Boot lief. Nach dieser Erfahrung war klar: Solange das Segel gesetzt war, hatte ich wach zu bleiben!

Doch das Segel brauchte ich mittags nicht mehr. Die See war spiegelglatt geworden und ich schmorte unter meinem Basthut vor mich hin. Merkwürdigerweise war Sumatra nur noch schwach zu erkennen und wirkte jetzt wesentlich weiter entfernt als noch am Morgen. Ein größeres Fischerboot kam angetuckert, und als es das Prahú bemerkte, nahm es Kurs auf mich. Die Indonesier schienen ihren Augen nicht trauen zu wollen, als sie entdeckten, dass hier draußen ein Weißer auf einem Prahú saß. Ich winkte ihnen zu und als sie sahen, dass

ich offensichtlich nicht in Seenot war, fuhren sie kopfschüttelnd davon.

Etwas weiter nördlich war jetzt Land zu sehen, offenbar eine Insel, und ich glaubte, in wenigen Stunden hin paddeln zu können. Aber nach zwei Stunden harter Paddelei war die vermeintliche Insel kaum größer geworden. Auch Sumatra lag nach wie vor in fernsten Fernen. Kaum zu glauben, wie man sich hier auf dem Meer mit den Entfernungen täuschen konnte, stellte ich, weise geworden, fest und konnte das Fluchen kaum noch unterdrücken. Langsam rückte der Abend näher, und die Hoffnung auf einen Landeplatz vor Dämmerung schwand. Immerhin kam jetzt doch noch mal Wind auf und verstärkte sich bei einbrechender Nacht zu einer frischen Brise, so dass das Prahü in schneller Fahrt über das wellenfreie Meer glitt, während ich mich zufrieden zurücklehnte und die sternklare Nacht genoss. Bei einer solchen Fahrt verging alle Müdigkeit!

Nach einigen Stunden tauchten Lichter auf, die ich zunächst für sehr helle Straßenlaternen hielt, da sie in einer geraden Linie vor mir lagen. Aber nach einer weiteren Stunde sah es so aus, als ob es beleuchtete Plattformen wären, die auf dem Meer trieben. Schließlich lüftete sich das Geheimnis: es waren größere Fischerboote mit riesigen Auslegern, die mit anderen Booten eine lange Kette bildeten und auf Deck rundherum sehr helle Lampen besaßen, mit denen sie wohl die Fische anlockten. Kaum war ich über die erste Reihe hinaus, erschien hinter der Kimm bereits die nächste Lichterkette. Außerdem war jetzt ein Leuchtturm zu sehen, auf den ich nun zusteuerte.

Eigentlich wollte ich etwas weiter entfernt vom Leuchtturm an Land, weil ich befürchtete, in seiner Nähe könnten Leute wohnen, die mir blöde Fragen stellten, merkte jedoch rechtzeitig, dass der Turm auf einer kleinen Kokosnussinsel stand, die ich wohl besser mal ansteuerte.

Logischerweise hätte an der Seite, die ich jetzt erreichte, das Riff liegen müssen, aber ich konnte außer Sandstrand nichts entdecken. Urplötzlich ließ der Wind nach, als ob er den Auftrag gehabt hätte, mich hier abzuliefern und sich nun verabschiedete, und so musste ich die letzten Meter paddeln. Unversehens hing ich aber dann doch auf dem Riff. Und das Wasser war hier so seicht, dass ich zwischen den Korallen stecken blieb! Ich fluchte leise vor mich hin und versuchte, das Boot über das Riff zu ziehen, wobei ich mir die Füße an den Korallen und scharfkantigen Muscheln aufschlitzte. Auf dem halben Wege zum Strand musste ich jedoch aufgeben, denn ich hätte sonst den Boden des Bootes beschädigt. Ich wankte an Land und war glücklich, noch einmal festen Boden unter mir zu haben. Aber die Angst davor, die Flut könnte kommen und mein Boot wegtreiben, ließ mich trotz bleierner Müdigkeit nicht einschlafen. Nach zwei Stunden war das Wasser dann soweit gestiegen, sodass ich das Prahú bis zum Strand ziehen konnte. Ich holte das meiste Gepäck nach oben und band das Boot an einer Palme fest, bevor ich in einen tiefen Schlaf fiel.

Etwas weckte mich. Höhere Wellen schlugen auf den Strand und in mein Boot. Die Blechteller und das Angelzeug schwammen gerade davon, und mit Schrecken stellte ich fest, dass das Ruder schon fort

war. Aufgeregt rannte ich den Strand entlang, fand dann aber das Ruder zu meiner riesengroßen Erleichterung fast dreihundert Meter weiter.

Auf der Insel lebten zwei Männer, die hier die Kopra ernteten und die ich am nächsten Tag kennenlernte. Ich blieb zwei Tage bei ihnen, um mich von den Strapazen zu erholen, aber die Insel war dermaßen von Blutsaugern bevölkert, dass ich bald weiter wollte. Außerdem brauchte ich Lebensmittel. Die Küste Sumatras lag einen Kilometer entfernt, und der Insel gegenüber befand sich eine kleine Stadt. Vor ihrer Küste lagen Hunderte der bunten Fischerboote, die ich bereits in der Nacht meiner Ankunft gesehen hatte, und die hier hinter der Insel Schutz vor der Dünung suchten. Die große Flotte wirkte fast etwas bedrohlich, und ich fuhr lieber in Richtung Süden davon, denn das Städtchen mit so vielen Menschen erschien mir zu gefährlich. Nach einem halben Tag kam ich an einem Dorf vorbei, wo ich Proviant einkaufte und erreichte am Abend weitere, der Küste vorgelagerte Inseln, die der Hafenstadt Padang gegenüberlagen.

Shalat⁵²

*Wenn das Akkordeon am Schiff erklingt,
sind die Matrosen so still,
weil ein jeder so gern in seiner Heimat
seine Liebste in die Arme nehmen will.
Wir wissen nicht,
wie lange es noch dauern wird,
wann diese Fahrt einmal zu Ende ist.
Wir fühlen uns wie lebendig eingemauert...
Wir wollen jetzt an Land!*

Haindling, Mu

In der folgenden Nacht herrschte günstiger Wind, und am Morgen war ich bereits weit über Padang hinaus. Die Küste war hier felsig, und im Hinterland standen Berge, die an den Zuckerhut von Rio de Janeiro erinnerten. Wolken hingen zwischen ihnen, und dampfender Urwald bedeckte die Hänge. Auf einer Insel fand ich eine altersschwache Hütte, richtete mich dort provisorisch ein und ging dann am Riff angeln. An der Stelle, wo das Riff steil abfiel, hatte ich in kürzester Zeit die buntesten Fische zusammen, vor allem rotbraune Drückerfische, deren Haut äußerst ledrig war, die aber als Filet in Kokosöl gebraten eine Delikatesse waren. Dazu gab es Reis, was sonst?

⁵² arab.: Gebet, genauer das Gebet, in dem bestimmte Abfolgen von Stehen, Verbeugung und Niederwerfung vorgeschrieben sind, und das auf Arabisch gesprochen wird, im Gegensatz zum Du'a, dem persönlichen Bittgebet, das in jeder beliebigen Sprache gesprochen werden kann.

In den nächsten Tagen hatte ich günstige Winde und segelte weiter Richtung Süden, bis ich wieder einmal eine kleine Kokosnussinsel erreichte, auf der ich Schutz vor einem heraufziehenden Unwetter suchte. Sie maß ungefähr 300m im Durchmesser und besaß eine kleine Hütte, vor der ein Mann herumhantierte, der aber nur kurz zu mir herüberschaute und sich ansonsten um diesen weißen Exoten nicht weiter kümmerte. Ich musste alleine das schwere Boot und mein Gepäck an Land bringen. Als ich die Hütte erreichte, sah ich den Mann die zum Trocknen ausgelegte Kopra einsammeln und in die Hütte schleppen. Er sah ganz sympathisch aus und grüßte kurz, beeilte sich aber weiterhin, den Kram in Körbe zu stopfen, denn die ersten Tropfen fielen bereits. Ich half ihm kurzerhand, was dem Mann aber etwas peinlich zu sein schien. Als der Regen richtig losbrach, verzogen wir uns in die Hütte. Der Mann stellte sich mit Adji vor, machte Kaffee und bot mir Kretek-Zigaretten an. Ich lümmelte mich auf die Bastmatten und fühlte mich pudelwohl, vor allem, als ich den Sturm beobachtete und mir vorstellte, jetzt auf dem Meer zu sein!

Ich erfuhr, dass der Name der Insel Kosong wäre, und dass es keinen einzigen Moskito hier gäbe. Sofort bekam ich Lust, längere Zeit hier zu bleiben und mich von meiner dreiwöchigen Prahutortour zu erholen. Keine Moskitos!

Ich fragte Adji, ob das möglich wäre und der hatte nichts dagegen: „Ist sowieso nicht meine Insel. Der Mann, dem sie gehört, kommt erst in drei Tagen.“

Ich half Adji bei der Kopra Ernte. Die Kokosnüsse wurden erst mit einem großen Beil aufgeschlagen, die

beiden Hälften in der Sonne liegengelassen, bis sich die Kopra etwas gelöst und schon eine unappetitliche blauschimmelige Färbung angenommen hatte, um dann mit einem speziellen Messer herausgeschält und auf Netzen zum Trocknen ausgelegt zu werden. Netter Arbeitsplatz hier unter Palmen! Das Meer rauschte rundherum und ein kühlender Wind strich einem durchs Haar. Nachts kamen manchmal Riesenschildkröten an Land, um ihre Eier abzulegen, die Adji einsammelte, weil sie später 250 Rupiah das Stück einbrachten. Und eine Schildkröte legte bis zu hundert Eier! Bei mir machte sich zwar für kurze Zeit Umweltbewusstsein breit, aber was wollte ich als Europäer, der mal eben um die halbe Welt geflogen kam und dabei Abgase in die höchsten Luftschichten transportierte, schon groß erzählen?

Ein Fischerboot aus Padang ging vor der Insel vor Anker. Auch zwei Hummerfischer und ein pensionierter Offizier auf Angeltour suchten Schutz vor einem aufziehenden Unwetter, so dass auf einmal großer Betrieb auf dem Inselchen herrschte. Der Offizier und zwei der Fischer machten brav ihre fünf vorgeschriebenen täglichen Gebete, während ich mir nur ab und zu mal ein stilles Plätzchen suchte. Als die Leute erfuhren, dass ich mich als Muslim ausgab, fragten sie mich, warum ich denn dann so komisch betete, worauf ich ihnen erklärte, mir wäre es nicht so wichtig, mich Richtung Mekka zu wenden, mich so und so viele Male zu verbeugen oder arabisch zu sprechen, Gott verstünde mich auch so. Für mich wäre ein gutes Herz entscheidend. Da pflichteten mir dann auch sofort alle bei, vor allem die, die sowieso nicht beteten.

Der Besitzer der Insel namens Da dang erschien und war recht angetan von mir. Er hatte nichts dagegen, mich auf der Insel zu beherbergen, im Gegenteil, ich müsste auch unbedingt seine Familie besuchen. Daraufhin segelte ich los, um neuen Proviant zu kaufen, war aber vorher noch von Da dang vor der Brandung an der Küste gewarnt worden. Und wenn ich weiter südlich segeln wollte, hätte ich es schwer, denn dort gäbe es keine Inseln mehr, an deren wellengeschützter Seite ich landen könnte, und es gäbe nur noch solchen Strand mit hohen Wellen.

Als ich den Wellengürtel vor dem Dorf erreichte, kam mir das Grausen. Es donnerte und krachte vor mir, so dass ich mich fragte, wie ich dort heil durchkommen sollte. Aber diesmal hatte ich ja kein Gepäck dabei, was wegschwimmen konnte, und so ruderte ich los wie der Teufel, als ich meinte, ein günstiger Moment wäre gekommen. Ich war kurz hinter der Brandungslinie, als sich plötzlich hinter mir eine fast drei Meter hohe Welle mit lautem Getöse brach. Die anbrausende Gischt trieb mich den Strand entgegen, füllte dabei aber auch mein Prahú fast vollständig mit Wasser, so dass ich gar nicht mehr wusste, wie ich es ans Ufer bringen sollte. Glücklicherweise kamen ein paar Fischer herbeigeeilt und halfen mir. Eins stand fest: Ich würde nicht weiter die Küste hinuntersegeln! Was nicht ging, das ging nicht! Und die großen Wellen kamen ja erst noch! Vielleicht konnte ich das Boot irgendwo verkaufen.

Ein junger Mann begleitete mich über die Dünen zu einem Warung, wo ich mich bei Kaffee und Gebäck erholte. Immer mehr Leute scharten sich um mich, bis

ich mindestens von dreißig Personen bestaunt wurde, und ich mir vorkam wie ein Kalb mit fünf Beinen.



Der Bruder des jungen Mannes lud mich später für die Nacht in sein Haus ein, gab mir trockene Klamotten und, als er erfuhr, ich wäre erst kürzlich dem Islam beigetreten, ein Büchlein, in dem die Praxis des Gebetes erläutert wurde, mit Abbildungen der einzelnen

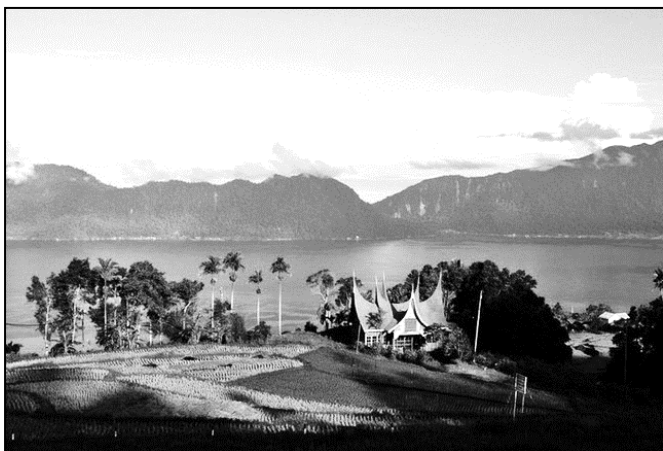
Stellungen und der arabischen Texte. Ich guckte es mir interessiert an, dachte mir aber, das wäre nichts für mich, sondern mehr etwas für Pharisäer und Schriftgelehrte. Im Koran hatte ich von derartigen Praktiken auch nichts gelesen und glaubte, diese Gebete wären eine Erfindung irgendwelcher Priester oder Imame und für mich ungeeignet. Ich konnte mir nicht vorstellen, mit Hingabe „Allahu akbar“ zu sagen und nicht dabei zu lachen, denn es hörte sich für mein europäisches Ohr zu komisch an. Kurz, ich konnte mich mit dem ganzen Ritual einfach nicht identifizieren.

Als mein Gastgeber schließlich erfuhr, dass ich mein Prahü verkaufen wollte, handelte er mit mir einen Preis aus und brachte mich dann am nächsten Tag zur Pulau Kosong, wo Dadang bereits sorgenvoll auf mich gewartet hatte.

Am liebsten hätte ich einige Zeit auf dieser lieblichen Insel verbracht und die Ruhe genossen, aber Dadang lud mich erneut zu seiner Familie ein, und ich wollte nicht unhöflich erscheinen und mich auch nicht gegen den Fluss der Dinge stellen. Als dann in Gesprächen mit verschiedenen Leuten im Dorf von Dadang öfters über die Berge gesprochen wurde, und schließlich ein Junge von einem See in der Nähe von Bukittinggi erzählte, von dem ich auch früher schon in Deutschland gehört hatte, macht ich mich auf, überließ die ganzen auf Pulau Kosong liegenden Sachen Dadang, schnappte mir meinen kleinen Rucksack und fuhr nach Padang.

Von Padang ging es über Bukittinggi zum See Maninjau, der ein wunderbares Panorama bot und eine Hauptattraktion für ausländische Touristen in West-

Sumatra bildete. Ich umwanderte das große Gewässer und landete schließlich in einem kleinen Dorf.



Als ich in einem Laden um Tee fragte und mich dabei mit den Leuten unterhielt, wurde ich prompt für die Nacht eingeladen, und als die Leute erfuhren, dass ich das Gebet erlernen wollte, brachten sie mich am nächsten Morgen zur Moschee des Dorfes. Ich hatte nämlich inzwischen erfahren, dass das Gebet nicht eine Erfindung irgendwelcher Imame war, sondern so vom Propheten Mohammed selbst gelehrt worden war.

Neben der am Seeufer gelegenen Moschee stand ein Rohbau, in dessen ersten Stock nur ein einziges Zimmer vier Wände und eine Tür besaß, und das notdürftig mit Matten und einem schmalen Bett möbliert war. Hier wohnte der Ustad⁵³, ein Mann Ende Zwanzig namens

⁵³ indon.: Religionslehrer

Akmal, der auch gleichzeitig der Imam⁵⁴ der Moschee war. Er sprach ein wenig „broken english“ und erklärte sich sofort bereit, mich für eine Weile bei sich aufzunehmen.

Jetzt fing eine gute Zeit für mich an, denn Akmal war ein lieber Kerl und kümmerte sich rührend um mich. Ich versuchte mein Bestes, um ihn nicht zu enttäuschen und nahm nun auch immer an den fünf täglichen Gebeten in der Moschee teil. Bald war ich der Liebling des Dorfes. Leute brachten Essen vorbei, schenkten mir Sarongs und Hemden, und von einem Mädchen bekam ich sogar einen Heiratsantrag, den ich aber zu ihrer großen Enttäuschung ablehnte.

Es kamen öfters ein paar Jugendliche vorbei und lungerten Maulaffen feilbietend herum. Einer von ihnen meinte, ich bräuchte einen neuen Namen, jetzt, da ich Muslim geworden wäre. Akmal schlug Habib vor, Habiburrahman: „Habib bedeutet der Geliebte, Rahman ist der Wohltätige. Das heißt, dass du der Geliebte von Gott bist, das heißt aber auch, dass du von allen geliebt wirst“, erläuterte er.

„Ja, der Name gefällt mir!“ meinte ich zufrieden.

Erst allmählich wurde mir klar, dass ich einen entscheidenden Sprung getan hatte, indem ich Muslim wurde. Ich hatte wirklich eine neue Identität erhalten. Man wurde nicht mal eben so Muslim! Man fing

⁵⁴ Eine Priesterkaste wie z.B. in der katholischen Kirche gibt es im Islam nicht, auch wenn es besondere Gelehrte und Schulen gibt. Vorbeter in der Moschee ist normalerweise derjenige, der am meisten vom Koran kennt und am besten rezitiert.

vielleicht mal aus einer Laune heraus mit Hatha-Yoga an oder mit Zen-Meditation, aber Islam umfasste das gesamte Leben, die gesamte Persönlichkeit. Diese Religion hatte ich mir selber gar nicht ausgesucht, sie war zu mir gekommen!

Erst jetzt machte die lange Reise einen Sinn, der lange Weg nach Andalusien, Marokko und Algerien! Das Glaubensbekenntnis hatte ich ja schon damals ausgesprochen! Was hatte Umar mir in Marokko gesagt? „Manchmal ist es ein langer Weg, bis Gott einen Muslim werden lässt!“

Es fanden mehrere Festessen statt. Einmal wegen einer Hochzeit, bei der das Brautpaar äußerst reich geschmückt stundenlang in einem Raum stehen und die zahlreichen Gäste begrüßen musste, während vor dem Haus die Dorfjugend mit großen Trommeln einen Heidenlärm veranstaltete, bei dem auch ich zur Freude aller den Trommelschlegel schwang. Ein andermal aus Anlass der Beschneidung mehrerer Elfjähriger, bei denen die Gäste von Haus zu Haus gebeten wurden, bis selbst ich von den ganzen Köstlichkeiten nichts mehr verdrücken konnte. Mehrmals wurde ich gefragt, ob ich denn schon beschnitten wäre, eine Frage, die hier offenbar niemandem peinlich war.

„Sudah⁵⁵?“ fragten sie und ahmten mit den Fingern eine Schere nach, wobei sie mit deren Spitze auf das Geschlechtsteil zeigten.

⁵⁵ indon.: schon, bereits

„Sudah!“ antwortete ich bejahend und ahmte die Pantomime nach, denn wie das Schicksal es bestimmt hatte, war ich bereits als Baby beschnitten worden.

Akmal wollte seine Eltern in der Nähe von Bukittinggi besuchen und hätte mich gerne mitgenommen. So fuhren wir beide im Morgengrauen mit einem Motorboot auf die andere Seite des Sees und nahmen dort einen Bus. Ich bekam ein nettes Zimmer über dem Laden von Akmals Vater, von dem man eine grandiose Aussicht auf die umliegenden Reisfelder hatte, aus denen wie Inseln kleine Hügel herausragten, die mit Palmen, Bananen oder Maniok bepflanzt waren. Eine kleine Moschee stand keine hundert Meter weit entfernt und ringsherum gab es Teiche mit großblättrigen und rosa blühenden Seerosen. Gott sorgte wieder einmal gut für mich!

Nachbarn, die mich in der Moschee kennengelernt hatten, schenkten mir einen Sarong und einen Umschlag mit 15.000 Rupiah, den ich anfangs gar nicht annehmen wollte, weil das für mich ja nur ein knapper Stundenlohn war, für die Menschen hier aber drei harte Tage Arbeit auf dem Reisfeld bedeutete. Als ich jedoch merkte, dass die Leute beleidigt gewesen wären, wenn ich es nicht angenommen hätte, steckte ich es weg.

Ich nahm ordentlich an Gewicht zu, weil ich von Gastmahl zu Gastmahl weitergereicht wurde und aus Höflichkeit immer zeigen musste, dass es mir gut schmeckte. Und natürlich auch, weil es mir wirklich gut schmeckte!

Ich erfuhr, dass eine Wallfahrt nach Mekka rund 7.000.000 Rupiah kostete, eine Summe, auf die viele

Leute ein ganzes Leben lang sparten! Ein dementsprechender Höhepunkt ihres Lebens bedeutete die Pilgerfahrt⁵⁶ für sie, und dementsprechend angesehen waren auch die Leute, die sie schon gemacht hatten.



Als ich mich nach zehn Tagen von der Familie Kheir verabschiedete, wusste ich gar nicht, wie ich mich bedanken sollte. „Take and give“, sagte Akmal zu mir, „was du hier gelernt hast, musst du den Menschen in deiner Heimat weitergeben!“ Mutti gab mir ein dickes Esspaket mit auf den Weg und Akmal, der mich bis zum Minibus begleitete, drückte mir bei der Abfahrt noch

⁵⁶ Die Pilgerfahrt, die von jedem Muslim einmal im Leben vollzogen werden muss, sofern er dies finanziell bewerkstelligen kann, soll den Gläubigen auf das Jenseits vorbereiten. Vieles was dort geschieht, soll in anderer Form auch nach dem Tode eintreten. So steht die Versammlung der Pilger auf der Ebene von Arafat, an der sich jedes Jahr an einem bestimmten Tag des Pilgermonats drei Millionen Menschen treffen, symbolisch für die Versammlung der Menschheit am Jüngsten Tag.

schnell 10.000 Rupiah in die Hand, ein Zehntel seines Monatslohnes! Beschämt hatte ich wieder einmal das scheußliche Gefühl, soviel Liebe gar nicht verdient zu haben, weil ich sie in dem Maße gar nicht erwidern konnte!

Nach ein paar Tagen unterwegs keimte bei mir der Gedanke auf, Indonesien als blinder Passagier zu verlassen, denn ich dachte darüber nach, was Akmal mir gesagt hatte: „Was du hier gelernt hast, musst du den Menschen in deiner Heimat weitergeben!“ Die Idee ließ mich nicht mehr los, und ich hoffte, in Jakarta ein passendes Schiff zu finden. Das Geld wurde jetzt langsam knapp, aber die Busgesellschaft, bei der ich das Ticket kaufte, hieß Liberty und hatte einen fliegenden Adler als ihr Markenzeichen, was mir Mut einflößte. 9.000 Rupiah verblieben mir noch, knappe 7 DM.

Aber am nächsten Morgen fand ich 18.000 Rupiah unter meiner Sitzbank, die ich zuerst dem Schaffner zeigte, der sie aber nicht haben wollte, und meinte, ich sollte sie einstecken. Dann wurde ich auch noch von der Bus-Crew zum Essen eingeladen und hatte trotz der stressigen Fahrt auf dem Trans-Sumatra-Highway, der reich an Kurven und Schlaglöchern war, ganz gute Laune, denn es war doch schon immer so gewesen: Wenn ich kein Geld mehr gehabt hatte oder sonst wie in Not, war ich Gott nähergekommen!

In Jakarta herrschten Hitze und Hektik. Der Hafen Tanjung Priok war riesig, es lagen Dutzende Schiffe am Kai und vor Reede. Doch drei Stunden lang suchte ich erfolglos, wobei ich zweimal von Sicherheitskräften angequatscht wurde, mich jedes Mal aber geschickt wieder herausreden konnte. Ich sah Schiffe aus

Ägypten, der Türkei, Korea und anderen asiatischen Staaten, und zwei Schiffe aus Kopenhagen, bei deren Anblick mir das Herz höher schlug. Es stellte sich jedoch heraus, dass sie gechartert waren und nur in Indonesien verkehrten.

Ein Mann auf einem Mofa kam vorbei und wollte wissen, wo ich hinwollte. Ich sagte ihm, ich suchte ein Schiff, das nach Europa führe. Der Mann zeigte auf eins: Anangel Victory, ein Grieche. Vor dem gewaltigen Schiff lungerten Lagerarbeiter herum und ich fragte einen von ihnen, wann das Schiff denn abführe. Ein kleiner bebrillter Vorarbeiter mischte sich ein und redete wild Englisch auf mich los: „Geh lieber zum Konsulat wenn du kein Geld für den Rückflug hast, das Schiff ist zu gefährlich! Es gibt unterwegs hohe Wellen und die Besatzung ist auch nicht sehr nett.“

Er sah mich aufmerksam an und fragte dann misstrauisch, wo ich denn überhaupt schliefte. Ich erwiderte wahrheitsgemäß, dass ich das noch nicht wusste.

„Und wie heißt du?

„Habib!“

„Du bist Muslim?“

Der Mann gab mir die Adresse einer Moschee, wo ich schlafen könnte, brachte mich später aber selber dorthin.

„Sag´ den Leuten die Wahrheit“, sagte er, weil er offenbar schon gemerkt hatte, dass ich ihm irgendetwas verheimlichte, „vielleicht können sie dir helfen.“

Die Moschee hieß Raya al-Husna und lag direkt neben der tiefen und lauten Hauptstraße, die an Tanjung Priok vorbeiführte. Die Moschee selber schien aber ein Ort des Friedens zu sein, besaß weiß gekachelten Boden und wirkte auf mich wie eine Lotosblüte, die auf Schlamm wächst, deren Blütenblätter aber trotzdem rein und weiß sind. Als ich ankam, fand gerade das Abendgebet statt. Den neugierigen Brüdern erzählte ich, dass ich auf der Suche nach einem Schiff nach Europa wäre. Mit zwei weiteren Männern schlief ich in der Vorhalle der Moschee. Diese beiden begleiteten mich am nächsten Morgen zu einem Haus, wo ich ein Mandi nehmen und meine Sachen waschen konnte. Neben dem Haus verlief einer dieser stinkenden und mit Müll gefüllten Kanäle, die ganz Nordjakarta wie ein Netz durchzogen. Schwärme von Mücken wurden herübergeweht, aber auf dem schwärzlichen Wasser gediehen seltsamerweise allerhübscheste Pflanzen mit lila Blüten.

Ich ging am nächsten Tag noch einmal zum Hafen, kehrte jedoch am Nachmittag erfolglos zurück. Das türkische Schiff, auf das ich mich einschmuggeln wollte, war bereits in der Nacht ausgelaufen. Aber ein Mann sagte mir, er gäbe mir Bescheid, wenn ein geeigneter Stückgutfrachter ablegen sollte. Jedoch müsste ich Geduld haben, denn so viele gäbe es nicht, weil die meisten Waren heutzutage in Container verladen würden. Containerschiffe wären aber für mich ungünstig, weil der Transithafen für Container Singapur wäre, wo die Waren auf riesige Schiffe weiterverfrachtet würden, so dass ich noch einmal umsteigen müsste.

Am Abend wurde ich von einem Marineoffizier zum Essen eingeladen. Es stellte sich heraus, dass er Geld für mich sammeln wollte, aber ich rückte endlich mit der Wahrheit heraus und sagte ihm, dass nicht Geld, sondern fehlender Pass und Visum mein Problem wären. Es blieb mir erspart, zu erklären, warum ich keinen Pass besaß. Wer hätte das auch schon verstanden? Während die Frau des Offiziers gebratenes Hähnchen auftischte, erschienen im Fernseher Untertitel, die den Zuschauer daran erinnerten, dass es jetzt Zeit fürs Gebet wäre, und als ich mich verabschiedete, wollte mir der Offizier wenigstens noch einen 10.000 Rupien Schein in die Hand drücken. Aber ich zierte mich, und so gab der Offizier die Note dem Mann, der mich begleitet hatte.

Ich bekam jetzt immer öfters Geld zugesteckt und wurde ständig zum Essen eingeladen. Es war mir peinlich, dass ich so eine Extrabehandlung genoss, wo es hier doch noch genug andere Bedürftige gab, aber als Antwort bekam ich nur, ich sollte nicht so schüchtern sein. Leute, die neu dem Islam beiträten, wären oft bedürftig und besonders unterstützungswürdig. Ein alter Mann, der mich die ganzen Tage schon aus seinem von Lachfalten zerknittertem Gesicht angegrinst hatte, schenkte mir eine Uhr, damit ich immer wüsste, wann es Zeit zum Gebet wäre.

Ich hatte inzwischen viele Freunde gefunden, unter anderem den Muezzin der Moschee mit Namen Khumeini, der den wunderschönsten Adzan⁵⁷ ausrufen konnte, den ich je gehört hatte. Als ich gerade einmal

⁵⁷ Arab.: Gebetsruf

von meinem täglichen Mandi am Stinkekanal zurückkehrte, unterhielt sich Khumeini gerade mit einem Uniformierten und winkte mir zu, ich sollte unbedingt mal herbeikommen. Mir fuhr schon der Schreck in die Glieder, aber es war nur ein Offizier, der im Hafen sein Büro hatte, und der wollte, dass ich ihn zum Freitagsgebet in die große Hafenmoschee begleitete, weil er dort für mich Geld sammeln wollte. Ich dankte ihm, versuchte ihm jedoch klarzumachen, dass nicht das Geld, sondern der Pass das Problem wäre. Aber der Soldat ging nicht richtig darauf ein, murmelte etwas von wegen Geld könnte man immer gebrauchen, und schleppte mich und Khumeini mit zum Offizierskasino in den Hafen, wo wir dann erst mal ordentlich zu futtern bekamen. Als wir von dort zurückkehrten, war gerade eine Geldspende für mich gelaufen, diesmal die Hälfte eines durchschnittlichen Monatslohnes eines Indonesiers! Zwar versuchte ich ihnen zu sagen, sie sollten das Geld lieber armen Leuten geben, aber ich hatte keine Chance und musste das Geld annehmen.

Yuska, der Soldat, nahm mich mit zum Fußballspielen auf einen großen, im Grünen gelegenen Bolzplatz, und ich atmete noch einmal tief durch, denn die Hitze und der Gestank Jakartas machten mir doch zu schaffen. Ich hatte lange nicht mehr gespielt und hatte nur meine schweren Bundeswehrtreter dabei, deshalb war ich schnell aus der Puste, und mein rechtes Fußgelenk schmerzte wegen der ungewohnten Anstrengung. Auf dem Rückweg fuhren wir dann eine große Straße entlang, an deren Seiten sich kilometerlang schwelende und vor sich hin stinkende Müllberge auf türmten. Der Qualm dieser Müllhalden

und die Abgase der schlecht eingestellten Motoren verdichteten sich zu einem atemberaubenden Dunst, und ich konnte es kaum fassen, als ich in diesem Inferno Hütten entdeckte, in denen Menschen lebten, die offensichtlich den Müll noch nach Verwertbaren absuchten.

Und dann kam es ganz dick: Es fing damit an, dass ich am nächsten Morgen einen 10.000 Rupien Schein in die Hand gedrückt bekam, dann einen Umschlag mit 240.000 Rupiah, danach einen mit 50.000 Rupiah und dann noch einen 20.000 Rupien Schein! Der durchschnittliche Tageslohn eines einfachen Arbeiters in Jakarta: knappe 10.000 Rupiah! Meine Versuche, das Geld abzuwimmeln, scheiterten. Dann sagte mir Yuska, es wäre eine Sammlung in einer anderen Moschee für mich gelaufen, es wartete ein Umschlag mit 350.000 Rupiah auf mich! Ich versuchte verzweifelt zu erklären, dass mir als blinder Passagier das Geld nichts nützte, und es in Deutschland nichts wert wäre, sie sollten es lieber armen Leuten geben. Was dann auch endlich verstanden wurde. Der Umschlag blieb in der Moschee und Yuska nahm den Hauptteil meiner Barschaft an sich, damit es nicht gestohlen würde, während ich vor der Moschee schlief. Und mir war das anfangs auch ganz recht, nicht so viel Geld mit mir herumschleppen zu müssen.

Yuska lud mich ein, in ein Dorf zu fahren, in dem gerade eine Hochzeit stattfand. Vorher wurde aber noch schnell ein neuer Vorderreifen für 40.000 Rupiah gekauft. Ob es okay wäre, ihn von dem verwahrten Geld zu bezahlen? Ich nickte nur, warum nicht? Dann meinte Yuska, ich bräuchte ein neues Hemd, und es stimmte,

ich konnte wirklich mal ein neues gebrauchen. Ich zuckte auch nur mit den Schultern, als Yuska direkt auch eins für sich selber aussuchte. Später trafen wir zufällig Yuskas Schwägerin, die uns zum Essen einlud, und der Yuska noch schnell zum Abschied 20.000 Rupiah zusteckte. Ich hatte zwar nicht unbedingt das Gefühl, es wäre mein Geld, sondern eher, dass es Gottes Eigentum war, wunderte mich allerdings allmählich über den Verwalter, der damit so großzügig haushaltete.

An einem der nächsten Tage brachte mich jemand zur Moschee Kebun Jeruk, ein Zentrum von Jamaat Tabligh, einer Organisation, die Islam propagiert, was Dahwa genannt wird. Sie ziehen in kleinen Gruppen für eine bestimmte Zeit von Moschee zu Moschee (in der Regel drei oder 40 Tage, oder vier Monate), laden die umliegenden Anwohner zur Moschee ein und halten Vorträge, in denen sie die Lebensweise des Propheten s.a.w. und seiner Gefährten erläutern, in der Hoffnung, jemand von den Anwesenden schließt sich der Gruppe an. Für mich als neuen Muslim war das eine gute Gelegenheit zu lernen und zu praktizieren, und so folgte ich einer Gruppe nach Lombok. Einer von ihnen sprach leidlich Englisch. Sein Name war Edy und wurde bald mein enger Freund.

Wir zogen von Dorf zu Dorf, wo wir jeweils drei Tage blieben. Ich rief öfters den Adzan aus und wurde auch schon mal gebeten, die Predigt zu halten. Ich hielt sie meistens auf Englisch, während Edy übersetzte. Es war klar, dass ich hier auf den Dörfern eine Attraktion war, und der Amir / Leiter der Gruppe war hochzufrieden, dass sich die Moscheen so hübsch füllten.



Ein Freund Edys erschien am nächsten Tag und erzählte, die Polizei von Mataram hätte inzwischen spitzgeköhrt, dass sich hier ein Europäer herumtriebe und wüsste vielleicht auch, dass ich keinen Pass besäße.

„Wir sollten zu einem Freund von mir gehen“, sagte Edy, „der ist Richter und kann uns vielleicht ein paar Tipps geben, was wir machen können. Lass uns heute noch hier bleiben und morgen zu ihm fahren, er wohnt zwanzig Kilometer von hier.“

Der Richter war noch recht jung und furchtbar nett. Er lachte laut über die Geschichte, wie ich meinen Pass verbrannt hatte, und meinte, das erinnerte ihn daran, wie die Muslime früher Andalusien erobert hätten. Die hätten ihre Schiffe verbrannt, damit es kein Zurück mehr gab, und ich hätte da die modernere Version gewählt. Aber ich könnte jetzt größten Ärger bekommen. Mit den Einwanderungsbehörden wäre nicht zu spaßen: „Am besten gehst du zum nächsten Polizeibüro und meldest deinen Pass als gestohlen, denn das passiert vielen Ausländern.“

Ich überlegte hin- und her, denn ich wollte eigentlich bei der Wahrheit bleiben und nicht lügen. Ich rätselte hin und her, und wir gingen erst mal zum Mittagsgebet, wo ich um eine Eingebung bat. Die Eingebung sagte mir,

dass ich mit Pass wesentlich mehr für andere tun könnte, als nur als Märtyrer im Knast herumzusitzen.

Edy und der Richter waren froh über meine Entscheidung. Der Richter klopfte mir auf die Schulter und meinte: „Wenn du willst, gehe ich mich mal nach einer hübschen Frau für dich umschauen. Hier in der Nähe wohnt schon ein deutscher Muslim, der mit einer Indonesierin verheiratet ist. Süße Kinder hat der! Er ruft auch gerne den Adzan aus, genau wie du!“

Es war bereits Nacht, als wir den Hafen erreichten, aber wir hatten Glück und erwischten noch die letzte Fähre nach Bali. Edy schleppte mich zu einem Freund namens Harry, wo wir uns einnisteten.

„Ich glaube, du musst gar nicht nach Jakarta“, meinte Harry, „gibt es nicht ein deutsches Konsulat auf Bali?“

„Kann sein! Gute Idee!“ sagte ich erfreut, weil ich noch gar nicht gewusst hatte, wie ich überhaupt nach Jakarta gekommen wäre.

Schließlich verabschiedete sich Edy: „Ich muss jetzt zurück zu meinem Dahwa. Harry hat wohl nichts dagegen, wenn du solange hier bleibst, bist du reisefertig bist, stimmt's Harry?“

Harry schüttelte den Kopf und Edy und ich umarmten uns.

„Mach's gut, Bruder. Assalamu alaikum!“

Harry lieh sich von einem Freund ein Mofa aus und fuhr mit mir nach Sanur zum Konsulat, wo mir eine freundliche Dame erklärte, für einen neuen Pass

bräuchte ich Fotos und eine Bescheinigung der Polizei, dass mein Ausweis gestohlen worden war. Also machten wir uns auf zur Polizeiwache von Sanur, und ich erzählte einem Polizisten, mein Ausweis wäre am Strand geklaut worden.

„Und wo wohnen Sie zur Zeit?“ fragte mich der Polizist.

„Bei einem Freund“, ich zeigte dem Polizisten eine von Harrys Visitenkarten, die sich der Polizist aufmerksam anguckte.

„Ich rufe mal eben bei dieser Telefonnummer an und überprüfe das“, sagte der Polizist und stand bereits auf, als ich einwarf, der Freund stünde draußen, den könnte ich sofort holen gehen. Ich eilte nach draußen und erklärte Harry in Kürze, was ich dem Polizisten erzählt hatte: „Du musst mal kurz mit reinkommen!“

Der Polizist befragte Harry zur Sache, und der gab an, er hätte mich in einer Moschee in Denpasar getroffen und mich dann zu sich nach Hause genommen.

„Oh weia! Ich habe doch erzählt, ich hätte ihn am Strand kennengelernt!“ fuhr es mir siedend heiß durch den Kopf.

„Sie müssen das melden, wenn ein Ausländer bei Ihnen wohnt“, sagte der Polizist unfreundlich, schien den Widerspruch jedoch nicht weiter zu bemerken.

„Das tue ich ja jetzt!“ erwiderte Harry fromm.

Der Polizist stellte einige weitere Fragen und ich merkte, dass ich mich auf das Verhör schlecht

vorbereitet hatte. Aber schließlich bekamen wir eine Fotokopie des Polizeiprotokolls und fuhren damit wieder zum Konsulat.

„Mein ganzes Geld ist auch geklaut“, behauptete ich, „und mein Rückflugticket!“

„Sie können gar nicht mehr nachweisen, wann Sie eingereist sind?“ fragte mich die Frau und ich schüttelte den Kopf. „Dann können Sie aber Probleme bekommen. Die Einwanderungsbehörden werden das nämlich nachprüfen wollen.“

Ich verzog keine Miene, obwohl mir etwas flau im Magen wurde.

„Am besten machen Sie es so, dass Sie sich zuerst das Ticket besorgen und erst einen Tag vorher zu den Behörden gehen für den neuen Stempel. Dann haben die in der Regel nicht mehr genug Zeit, um das nachzuprüfen.“

Wieso gab mir die liebe Frau denn solche göttlichen Tipps? Sie ahnte doch nicht etwa was?

„Haben Sie Angehörige, die ihnen das Geld für den Flug schicken könnten?“

„Ja, habe ich!“

„Dann vermittele ich Ihnen jetzt ein Gespräch, aber fassen Sie sich kurz, es wird sonst teuer.“

„Hallo Papi! Ich bin's ... Auf Bali ... jaja, mir geht's gut! Pass auf, eine gute und eine schlechte Nachricht; die Gute: wir sehen uns wahrscheinlich bald wieder; die Schlechte: ihr müsst mir das Geld für den Flug runterschicken...sagen wir mal 1500,-DM ... Deutsche

Bank, Surabaya ... prima ... in einer Woche ungefähr ... okay, vielen Dank!"

Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Minibus zum Konsulat und holte mir den vorläufigen Pass und das Geld ab. Dann suchte ich mir in einem Reisebüro einen Flug für Donnerstagnachmittag, der nach Paris ging. Der nächste Tag war ein Mittwoch, und ich ging klopfenden Herzens zum Kantor Imigrasi. Ich kam in einen größeren Büroraum, in dem einige Computer auf dem Tisch standen und wurde einem schnauzbärtigen Inspektor vorgeführt, dem ich das Polizeiprotokoll, das Flugticket und einen Brief des Konsulats aushändigte, in dem der Fall kurz geschildert und um unproblematische Abwicklung gebeten wurde.

„Ja“, meinte der Inspektor und zupfte sich dabei am Bart, „wir müssen das schon nachprüfen. So einfach können wir Ihnen das Visum nicht geben. Wann und wo sind Sie denn in Indonesien eingereist?“

„Am 15. August in Medan“, log ich, „das heißt, es könnte auch der 14. oder der 16. gewesen sein, so genau weiß ich das nicht mehr.“

„Und Sie haben gar nichts, womit Sie das belegen könnten?“ fragte der Inspektor zweifelnd.

„Nein, mir wurde alles geklaut!“

„Dann werden wir jetzt mal in Medan anrufen müssen. Dafür müssen sie eine Telefonkarte kaufen, die gibt's bei der Post.“

„Ich kann Ihnen doch direkt das Geld geben“, sagte ich, weil ich hoffte, mit ein bisschen „money under the table“ den Fall erledigen zu können.

„Nein, nein!“ sagte der Inspektor und winkte einen anderen Uniformierten herbei. „Mit diesem Herrn fahren Sie jetzt mit und kommen dann mit der Karte wieder.“

Also fuhr ich hinten auf dem Mofa zur Post und erstand die Karte. Als ich mit ihr wieder zurückkehrte, wurde ich aufgefordert, auf einer Bank Platz zu nehmen und zu warten. Nach einer Stunde kam jemand vorbei und meinte, im Moment wäre es unmöglich, eine Leitung zu bekommen, ich sollte noch ein Weilchen warten. So saß ich bangend den ganzen Nachmittag auf meiner Bank und ging nur mal für das Gebet in eine nahegelegene Moschee.

„Herr, lass sie bitte keine Verbindung bekommen...“, betete ich.

Erst am Abend wurde mir mitgeteilt, ich sollte morgen früh noch einmal wiederkommen, im Moment wäre nichts zu machen.

Am nächsten Morgen wurde es erneut probiert, und diesmal klappte es, die Verbindung war hergestellt: „Medan gibt uns in einer Stunde Bescheid.“ Ich eilte in die Moschee und betete zweimal zwei Rakaat⁵⁸: „Ich weiß, es sieht nicht gut aus, aber wenn Du willst, bekomme ich trotzdem noch meinen Stempel.“

Ich wurde diesmal einem anderen Inspektor vorgestellt, weil der Mann von gestern offenbar heute dienstfrei hatte.

⁵⁸ Ein Rakaat ist ein Gebetszyklus, der aus stehender Rezitation, Verbeugung und Niederwerfung besteht.

„Medan hat uns mitgeteilt, dass am 15. August kein Deutscher mit Ihrem Namen dort angekommen ist", sagte er und schaute mir dabei finster in die Augen. Ich ließ mir jedoch nichts anmerken und sagte sofort: „Aber ich habe ihrem Kollegen doch ausdrücklich gesagt, ich wüsste nicht mehr, ob es am 15. gewesen war.

Es könnte auch der 14. oder der 16. gewesen sein!"

Der Inspektor lehnte sich missgelaunt in seinen Sessel zurück und sagte erst mal nichts.

„Ich verstehe auch gar nicht das Problem", sagte ich frech, „wenn jemand in Deutschland kein Visum hat, wird er ausgewiesen. Ich will ja nicht in Indonesien bleiben, sondern ausreisen."

„Es geht uns nicht um die Europäer; ich weiß, dass sie sich ein Visum beschaffen können; es geht uns um das Makroproblem", gab der Inspektor zu. „Ich werde meinen Chef fragen, was wir mit Ihnen machen sollen", sagte er.

Als ich vom Mittagsgebet zurückkehrte, lag das Papier bereits gestempelt bereit und wartete auf mich. Erleichtert verließ ich das Gebäude, dankte Gott, und beeilte mich, meine Sachen von Harry abzuholen. Der wartete schon aufgeregt auf mich und war mächtig froh, dass alles gut gegangen war.

„Ich habe die ganze Zeit in der Moschee gesessen und gebetet", übertrieb er ein wenig und fuhr mich mit dem Mofa zum Airport.

Epilog

*Der Islam begann als etwas Fremdes,
und er wird wieder zu etwas Fremdem
werden, wie er begonnen hat.
Also, frohe Botschaft den Fremden.*

Sahih Muslim

Seitdem sind über 30 Jahre vergangen. Islam hat mein Leben transformiert, wie es Gott in Seinem Heiligen Buch sagt:

Allah ist der Beschützer derjenigen, die glauben. Er führt sie aus den Finsternissen ins Licht. [al-Baqarah 257]

Ich fand auch wahr, was die Bibel sagt:

Und wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben. [Matthäus 19.29]

Während meiner Reise habe ich wirklich unzählige Menschen gefunden, die mich wie ihren Sohn oder Bruder aufgenommen haben! Im Koran gibt Gott ein ähnliches Versprechen:

Und denjenigen, die um Allahs willen ausgewandert sind, nachdem sie unterdrückt worden waren, werden Wir sicherlich eine schöne Wohnstatt in der Welt geben. [An-Nahl 41]

Nachdem ich eine Weile in Deutschland verbrachte, ging ich wieder zurück nach Sumatra und meinen alten Lehrer Akmal besuchen. Dort lernte ich meine erste

Frau kennen und baute im Harau Canyon unweit von Payakumbuh das Homestay Echo auf.



Doch sesshaft werden war nicht mein Ding und bereits nach drei Jahren verkauften wir es wieder (das war 2001). Ich ging erst mal meine Pilgerfahrt machen und suchte dann nach neuen Projekten in Malaysia und Thailand.

In Malaka kam mir dann die Idee, eine Bootsagentur aufzumachen, was überraschend gut lief. Dadurch lernte ich auch einen Südafrikaner kennen, der in Manado Boote bauen wollte und für den ich dann anfang zu arbeiten. Die Investoren des Südafrikaners waren Saudis, wodurch ich einen Job als Chefsekretär in Jeddah bekam, wo auch mein Sohn Rayan geboren wurde.

In Jeddah fiel mir aber nach ein paar Monaten die Decke auf den Kopf. Es war zwar ein großer Segen, in nur 45 Minuten nach Mekka fahren zu können, aber das entfremdete Leben in Saudi war sehr enttäuschend, obwohl ich solches bereits erwartet hatte.

Der Ölreichtum und die wahabitische Interpretation des Islams schienen jegliche Spiritualität weggefeigt und eine Form des Islams etabliert zu haben, die sich in toten Ritualen erschöpft. Das strikte Schriftgelehrtentum erinnerte mich nur zu sehr an Jesus Kritik an die Pharisäer, die zwar dem Gesetz folgten, aber dessen Herzen fern von Gott waren.

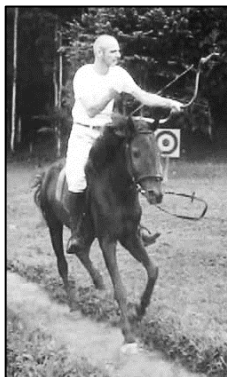
Der Palästina-Konflikt heutzutage zeigt mit aller Deutlichkeit, wie saft- und kraftlos der heutige Islam gelebt wird. Der Prophet s.a.w. hatte dies bereits prophezeit:

Die Menschen werden sich bald gegenseitig auffordern, euch anzugreifen, so wie Menschen beim Essen andere einladen, ihr Essen mit ihnen zu teilen. Jemand fragte: Wird das daran liegen, dass wir zu dieser Zeit nur wenige sind? Er antwortete: Nein, ihr werdet zu dieser Zeit zahlreich sein: Aber ihr werdet Abschaum und Unrat sein, wie er von einem reißenden Strom mitgerissen wird, und Allah wird die Furcht vor euch aus den Herzen eurer Feinde nehmen und „Wahn“ in eure Herzen bringen. Jemand fragte: Was ist „Wahn“? Der Gesandte Allahs antwortete: Die Liebe zur Welt und die Abneigung gegen den Tod.

Der Prophet s.a.w. sagte auch:

Eine Zeit wird kommen, wenn vom Islam nichts anderes mehr übrig bleiben wird als sein Name, und vom Heiligen Qur'ân nichts übrig bleiben wird als seine Buchstaben. Die Moscheen werden prachtvolle Bauten und voller Anbeter sein; was jedoch die Rechtleitung angeht, werden sie leer und verlassen sein.

Eines Tages sah ich auf YouTube Dokumentationen über berittenes Bogenschießen und dachte sofort: „Das muss ich machen!“ Im Islam haben Reiten und Bogenschießen einen hohen Stellenwert, sie werden sogar als Gottesdienst angerechnet. Ich erinnerte mich auch an das Tipi-Dorf Beneficio und überlegte, ob man ein solches Dorf nicht auf islamische Weise bauen könnte, mit berittenem Bogenschießen als Attraktion, um Gäste anzulocken, die wiederum Einnahmen für die Einwohner des Dorfes erbrachten. Das Dorf selber sollte vor allem zwei Zwecken dienen: Eine richtige islamische Gemeinschaft (Jamaat) in einer natürlichen Umgebung aufbauen und damit auch eine Vorbereitung werden auf die zu erwartenden katastrophalen Ereignisse der Endzeit, also so selbstversorgend wie möglich.



Und so fingen wir an, auf Sulawesi Land zu kaufen und eine kleine Siedlung aufzubauen. Mein Traum wurde wahr und ich praktizierte berittenes Bogenschießen für mehrere Jahre. Das Tal war ein spezieller Platz, eine wirkliche Oase, die Menschen aus aller Welt anzog. Manche von ihnen kauften Grundstücke und einige zogen ins Tal oder in die nähere Umgebung.

Leider lief es nicht so idyllisch, wie wir es uns vorgestellt hatten! Probleme tauchten auf, die ich nie erwartet hätte, unter anderem auch seitens der lokalen Bevölkerung und Regierung, die gerade anfangs argwohnten, die Ausländer wollten ein

Terroristencamp aufmachen. Einmal kam sogar die Polizei mit Soldaten und Scharfschützen, weil jemand das Gerücht verbreitet hatte, ich hätte Sprengstoff im Wald versteckt.



Seitens der Teilnehmer hatten wir in naiver Weise vorausgesetzt, dass sie irgendwo auf unserer Wellenlänge sind, wenn sie ein solches Projekt anzieht. Das war aber nur sehr bedingt der Fall. Zwar hatten wir sicherlich mehr gemein mit den Teilnehmern des Projektes als mit den muslimischen Bewohnern der umliegenden Dörfer, die im Allgemeinen nicht viel von ihrer Religion wissen. Aber jeder hatte doch seinen anderen Background, kam aus einer anderen Kultur und hatte seine eigene persönliche Geschichte und eigene Anschauungen. Die Hoffnung, Islam könnte diese Gräben überbrücken, erfüllte sich leider oft nicht.

Unser Projekt war übrigens nicht das einzige in dieser Richtung. Auch in Malaysia, Südafrika, Pakistan und Ägypten liefen ähnliche Versuche, islamische

Dörfer aufzubauen. Aber alle schienen mit den gleichen Problemen zu kämpfen zu haben, die der Leiter des ägyptischen Projektes gut summierte, als er auf meine Erfahrungen antwortete:

Ich habe deinen Brief mit großer Besorgnis gelesen. Ich hatte das Gefühl, du würdest direkt zu mir sprechen, da ich genau die gleichen Probleme habe. Ich versuche ebenfalls, das Dorfprojekt hier zu beenden, aber mir fällt es schwer, nach all der investierten Arbeit, Zeit und Geld eine Niederlage zu akzeptieren. Es ist einfach zu traurig und deprimierend.

Ich arbeite nun schon seit fast drei oder vier Jahren daran, das Dorf aufzubauen, aber es wird immer schwieriger ... Das liegt daran, dass die meisten Leute nichts tun wollen, sondern nur reden und Einwände erheben.

Die Leute, die sich angeschlossen haben, haben zwar etwas Geld bezahlt, betrachten das Dorf aber mehr als Back-up, falls es in den Städten schlecht läuft, und warten darauf, dass „andere“ das Dorf aufbauen. Sie warten auf ein fertiges Dorf, in das sie einfach einziehen können, in dem alles für sie bereitsteht – Dienstleistungen, Schulen und alles andere.

Andere wiederum, die bereits im Dorf leben, scheinen sich mehr auf ihre persönlichen Interessen zu konzentrieren. Ich glaube, ich war vielleicht zu idealistisch mit meiner Vision für die Dorfbewohner und mit meinen Erwartungen an selbstloses Geben, Gruppenarbeit und Innovation.

Im Jahr 2017 kamen Leute vom Waldamt an und meinten, die Hälfte unseres Grundstücks läge im

Staatswald, den Privatpersonen nicht besitzen dürften. Allerdings hatten wir offizielle Besitzdokumente! Der indonesische Staat stellte also offizielle Dokumente aus um nachher zu sagen, diese Dokumente wären nicht gültig (und uns als die Dummen dastehen zu lassen)! Irgendwann war sogar die Polizei involviert und es wurde gegen uns wegen Waldzerstörung ermittelt! Ein schlechter Witz, hatten wir doch oft Probleme mit den Dörflern gehabt, weil wir versucht hatten, den angrenzenden Wald vor Brandrodungen zu schützen!

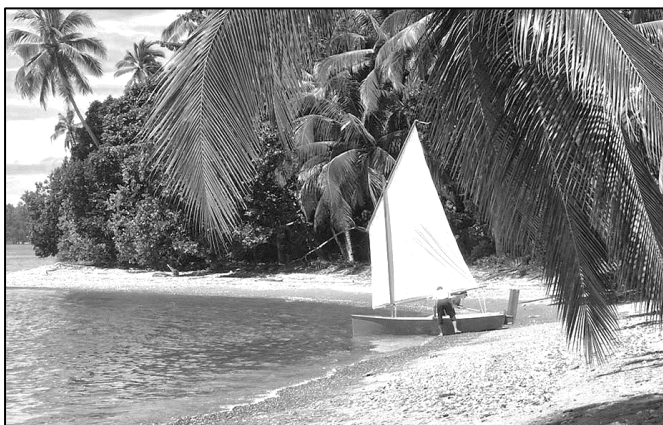
Letztendlich kam bei der ganzen Geschichte nichts heraus, weil wir den Vorladungen einfach nicht Folge leisteten und auch kein Geld rausrückten. Trotzdem war dies ein klares Zeichen, das Projekt nun zu beenden, denn wir konnten ja nicht ruhigen Gewissens Grundstücke verkaufen, von denen das Waldamt behauptete, sie lägen im Staatswald.

Als dann im Jahr 2019 eine große Flut fast alle Fischteiche wegriss und eine Schneise der Verwüstung zog und kurz darauf die COVID-Geschichte anfang, zogen wir erstmal für ein halbes Jahr zum Matano-See im Süden Sulawesi. Ein schöner Platz und sehr nette Leute, aber weniger geeignet für ein neues Projekt. Und so zogen wir wieder zurück nach Biniha, weil wir den Platz am Meer vorher schon gekauft hatten, und bauten die Bogani-Cottages auf.

Nun, man kann nicht mehr in dieser Welt erwarten! Eine solche Familie haben, an einem solchen Platz leben, ruhiger Job, bestes Essen, interessante Leute zu Besuch...

Alles Lob gebührt Allah.

Aber der temporäre Charakter ist uns sehr wohl bewusst. Wir halten einen gewissen Sicherheitsabstand zur lokalen Bevölkerung und innerlich auch zu anderen Menschen.



Mit anderen Worten: Wir haben das Fremdsein akzeptiert. Es muss so sein. Wir könnten gehen, wohin wir wollten, wir sind überall die Fremden. Das ist die Natur dieser Welt für die Gläubigen. Die Welt ist nur eine Durchreise. Was könnte da passender sein, als in einem Hotel zu leben?

Weitere Titel des Autors:

Ruqyah – Islamischer Exorzismus

Es gibt wohl kaum eine bessere Gelegenheit, die Kraft des Qur'ans direkt zu beobachten, als bei Ruqyah. Allein mit der Rezitation des Qur'ans können Satane ausgetrieben oder getötet werden. Was sich für den Otto-Normalverbraucher wie ein Ammenmärchen anhört, ist im Islam anerkannte Praxis. Dieses Buch erläutert Ursachen von Befall durch Dschinn, und hilft bei Schutz, Diagnose und Behandlung. Eine nützliche Referenz für jene, die Ruqyah praktizieren wollen und wissenswert für jeden Muslim.

Die Fitnah des Dajjal

Mit Hilfe moderner Technologien entwickelt sich ein neuer, alles erfassender und alles kontrollierender Superorganismus, der das Versprechen Satans, das er den Menschen am Anfang der Zeit gab, verwirklicht: Apotheose - Gottwerdung. Die gleichgeschalteten globalisierten Menschen, denen vorgegaukelt wird, sie lebten in der besten und fortschrittlichsten Epoche der Menschheitsgeschichte, werden derweil immer mehr versklavt durch ein diabolisches politisches und wirtschaftliches System, und durch eine bestimmte Wahrnehmung von Realität. Während die Schöpfung verendet und die Welt auf den Höhepunkt von Armageddon zusteuert, bleibt dem Individuum nur eine einzige Chance: Hingabe an Gott!

Das Christentum aus der Sicht des Islams

Beleuchtet man Dinge aus der Ferne und betrachtet sie mit Abstand, stellen sie sich oft ganz anders dar. So auch das Christentum, wenn man es vom Standpunkt des Islam aus betrachtet. Dieses Buch lädt zur Reflexion ein. Es liefert neue Blickwinkel und Inspiration für den, der nicht starr an seinen Dogmen festhalten will, sondern dem es um eines geht, die Wahrheit.

Das Sendschreiben Qushayris

Abd al-Karīm ibn Hūzān Abū al-Qāsim al-Qushayrī al-Naysābūrī war einer der großen Lehrer des Tassawuf, aber er war auch Theologe und fest verwurzelt im Islamischen Recht. Sein Ansehen beruht auf seinem Sendschreiben - dem wohl prominentesten Buch über Tassawuf aller Zeiten. Das Buch enthält eine klare Botschaft: der Tassawuf ist ein legitimer und seriöser Teil des Islam und in völliger Übereinstimmung mit dem Buchstaben und dem Geist des islamischen Rechts, der Shariah. Es wurde im Jahre 437 islamischer Zeitrechnung (1045 n.Chr.) geschrieben und diente vielen Generationen als Lehrbuch. Bis heute gilt es als unverzichtbare Lektüre für jeden ernsthaften muslimischen Mystiker. Es zeichnet sich dadurch aus, dass es sowohl spirituell als auch akademisch ist, und gibt dem heutigen Leser einen guten Eindruck von der spirituellen Tiefe, die Islam einst hatte.

Koran und moderne Wissenschaft

Vereinbar oder unvereinbar?

Müssen wir vielleicht unsere Sichtweise korrigieren und sehen, dass die weltweit am meist gehasste und als mittelalterlich und weltfremd eingestufte Religion in Wirklichkeit diejenige ist, die die meisten fundierten wissenschaftlichen Aussagen enthält?

Märchen der Minangkabau

Eine Auswahl von Märchen aus der Provinz West-Sumatra in Indonesien, der Heimat der Minangkabau. Die Minangkabau sind bekannt wegen der ‚Symbiose‘ von Islam und matrilinearem Gesellschaftssystem. Eine wichtige Lektüre für jeden, der die Welt der Minangkabau, ihre Kultur und ihre Menschen, verstehen lernen will.

